

W219.34
D442.5
v.2



BERKELEY, CALIFORNIA

Jahrbuch

des

Deutschen Protestanten-Vereins.

Unter Mitwirkung

von

Dr. Baumgarten, Dr. Bluntschli, Dr. J. W. Ganne, Dr. v. Holzkendorf,
Dr. Holkmann, Dr. Lipsius, Dr. Lisco, Dr. Manchot, Dr. Müller,
Dr. Nippold, Dr. Rübiger, Dr. Schenkel, Dr. Schwarz, Dr. Sndow,
Dr. Zittel.

Herausgegeben von

Lic. Th. Hofbach,

Prediger an der Andreaskirche in Berlin.

und

Dr. Thomas,

Prediger an der Nikolaikirche in Berlin.



Zweiter Jahrgang.

Property of
CBSK

Please return to
**Graduate Theological
Union Library**

Elberfeld, 1871.

Verlag von R. L. Friberichs.

BX
4844
A2
J34
v. 2



Vorwort.*)

Manches Wort freundlicher Anerkennung und brüderlichen Dankes, welches uns für das erste Jahrbuch des deutschen Protestantenvereins geworden ist, läßt uns hoffen, daß auch dem zweiten Jahrgang desselben die Zustimmung und Förderung der Freunde nicht fehlen werde. Der ursprünglichen Absicht gemäß lag im vorigen Sommer dieser zweite Jahrgang ruckfertig vor, ja war theilweise schon gesetzt, als urplötzlich unser Vaterland aus tiefstem Frieden in jenen so frevelhaft begonnenen Krieg hineingerissen wurde. Nach dem Wunsch und Rath des Herrn Verlegers wurde, da die rein vaterländischen Interessen alle Herzen so vorwiegend erfüllten, die Zeit des blutigen Krieges von der Herausgabe abgestanden. Nun ist der ungeheuere, opferreiche Kampf bis zum nothwendigen Ende gründlich durchgekämpft. Dem so glorreich geführten Kriege ist ein gleich erfolgreicher, glänzender Friede gefolgt. Des deutschen Reiches Einigung und Wiedergeburt unter seinem nunmehrigen deutschen Kaiser, alten Raubzes gerechte Sühnung, Wiedergewinnung herrlicher, seit Jahrhunderten eingebüßter Provinzen, die zuversichtliche Hoffnung auf segensreiche, innere Entwicklung acht deutschen Wesens in Recht und Freiheit, in Bildung und Gesittung, in Pflichttreue und nützlicher Arbeit zum Erwerb unschätzbaren, geistigen und bürgerlichen Nationalreichthums — das sind die köstlichen Früchte der vielen, mannichfach die edelsten Söhne des Volkes dahinraffenden Schlachten, die Früchte, welche jene tiefen Wunden weniger schmerzen lassen, die viel tausend Herzen und Familien geschlagen wurden. Aber diese Früchte sind zum Theil in stets erneuter Thätigkeit zu erwerben, oder können nur in

*) Für das Vorwort des ersten Jahrganges konnte der Verfasser nicht selbst die Korrektur besorgen und daher mehrere den Sinn entstellende Druckfehler stehen geblieben. Zur etwaigen Verbesserung nur Folgendes:

- 1) p. V, Zeile 8 von oben lies „Zeugen“ statt „Zungen“.
- 2) p. VII, Zeile 10 von unten lies „brennte“ statt „brannte“.
- 3) p. VIII, Zeile 3 von oben lies „approbirt“ statt „respektirt“ und Zeile 5 lies „Kirche“ statt „Botschaft“.
- 4) p. XIII, Zeile 9 von unten lies „unsere“ statt „unser“ und Zeile 8 lies „Gesamtheit“ statt „Gesamtheit“.
- 5) p. XV, Zeile 10 von oben lies „Freiheit“ statt „Weisheit“ und B. 15 lies „Gebot“ statt „Gebet“.

stetem Neugewinn bewahrt werden. Hier mit in die Arbeit einzutreten, ist besonders Aufgabe der evangelischen Kirche in deutscher Nation. Wenn man nicht ein, daß die evangelische Kirche mit diesem Kriege und Frieden die ja rein politischer Natur wären, nichts zu thun habe. Für jeden tiefen Blickenden liegt es nur zu klar, daß die geistigen Mächte, die im Hintergrund der streitenden Heere standen und die Kampfesgluth und den Mannesmuth anfancten, keine andere waren, als Romanismus, Ultramontanismus auf der einen, deutschnationaler, evangelischer Protestantismus auf der andern Seite. Es ist nicht umsonst, daß der gallische Imperator und der römische Papst zu gleicher Zeit in ungemeßnem Ueber- und Hochmuth sich erhoben und sich über alles menschliche und göttliche Recht hinwegsetzten, um jedes in seiner Weise auch aller göttlichen Ordnung gegenüber ein absolutes, allknechtendes Regiment an sich zu reißen. Das seit der mörderischen Unterdrückung der Reformation fast nur vom kirchlichen und politischen Jesuitismus regierte Frankreich und sein Cäsar, das Rom der Priesterschaft mit seinem Papst, sie waren innigst und solidarisch verbunden. Nicht durch eine Messe, aber durch Meineid und schreckliche Gewaltthat war in Paris der Thron einst gewonnen. Man bedurfte des Papstes, daß er von der ungeheuren Schuld freispreche, des Episkopats, daß er die neue Herrschaft stütze. Begünstigte man auf der einen Seite zersezende, frivole Unsittlichkeit um von Oben her das Volk zu berauschen, schmeichelte man auf der andern Seite dem Klerus durch stets wachsende Gunst, um durch ihn dasselbe Volk in den ehernen Fesseln geistiger Knechtschaft geknebelt zu sehen. Ebenfalls nicht sittliche Mächte, nicht der Einfluß eines weisen, gerechten, sein Volk beglückenden Regiments, nicht dieses Volkes Liebe trugen den Mann mit der dreifachen Krone; der eiserne Arm fränkischer Legionen mußte ihn gegen die eigenen Bürger schützen und erhalten. Bei Mentana bewahrte Napoleon mit den Wundern des Chassépots noch einmal den wurmstichigen Thron des Papstes vor dem Zusammensturz. Als aber die Wogen der Gefährdung immer gewaltiger gegen den Kaiserthron selbst anprallen, nimmt Eugenie sich und den ruhmreichen Gemahl ihre letzte Zuflucht zu den Gebeten des allerheiligsten Vaters, die freilich weniger Wunderkraft zeigten als vorher das Chassépot. Stürzte dann der Kaiserthron in Paris zusammen, die weltliche Herrschaft des Papstes theilte das Loos und der Papst konnte beide demselben Grabe anvertrauen und mit dem gleichen Hochamt beider die Leichenfeier halten. Fürwahr der alte Erbfeind deutschen Volkes hat sich vor einem Jahre erhoben, zugleich von zwei Punkten aus zwei Arme ausstreckend, um uns in tödtlicher Umschlingung zu verderben. Von Paris

er drohte der Arm „groß Macht“, von Rom her der Arm „viel ist“. Trotzdem ist im äußern Kampf der alte Erbfeind Deutschlands auf Frankreichs Gefilden in verhältnißmäßig kurzer Zeit völligst niedergeboren. Und welches war die siegreiche Macht, die den stolzen, gewaltigen Feind bewältigte? Freilich Deutschlands in der Stunde der Gefahr geeintes Volk, Deutschlands einiges, hochherrliches Heer. Aber die geistige Grundkraft diesem Volk, in diesem Heer? Im letzten Grunde der evangelische Protestantismus. Dieser evangelische Protestantismus ist, wer möchte es leugnen, aus der Tiefe des Gewissens, aus aufrichtigster, glühender Frömmigkeit geboren. Frieden mit Gott, das ist die alles Andere verzehrende Sehnsucht, aus welcher unter schwersten Wehen und Kämpfen sich die evangelische Kirche ihr Licht hervorringt. Aber eben deshalb sprengt in der Kraft der Freiheit, zu der Gott den menschlichen Geist gebildet hat, diese Frömmigkeit alle Ketten jener „babylonischen Gefangenschaft“, der Autorität menschlicher Satzungen und Lehren, der damals die halbe Welt beherrschenden, römischen Hierarchie. Frei der Zugang zu Gott und Christo, frei das Wort Gottes und die Forschung im göttlichen Wort, frei der Glaube und das Gewissen! Dieser Frömmigkeit in der Freiheit, dieser Freiheit in der Frömmigkeit belieten die Geister im sechszehnten Jahrhundert entgegen, in ihr finden den seligen Frieden, in ihr hatte sich die Macht erhoben, vor welcher der päpstliche Thron in seinen tiefsten Grundsäulen erschüttert wankte, in ihr war das Band geistiger Gemeinschaft gegeben, durch welches eine wahre, lebensvolle Einheit der Kirche sich wieder darstellen konnte. Was Deutschland an gesunden, herrlichen, sittlichen Kräften besitzt, das hat es wesentlich diesem evangelischen Protestantismus zu verdanken.*) Was aber über das Vaterland an Jammer und Schmach gekommen ist, es war die Folge davon, daß man von dem Wesen dieses Protestantismus sich entfernte. Gedenken wir, wie der Ultramontanismus durch jenen Orden, dem nichts mehr als Glaubeneinfalt und nichts weniger als Schlangenflugheit gebricht, unserm

*) Kein Kundiger wird die Wirkungen des evangelischen Protestantismus allein auf die evangelische Kirche beschränken, allein in dieser suchen. Bei allem Widerstreben mußte die katholische Kirche immer wieder dem frischen, befreienden Lebenshauch desselben Zugang gewähren und die Mehrzahl unserer katholischen Mitbürger in Deutschland trägt theils bewußt, theils unbewußt evangelisches Wesen und freimachenden Geist in sich und thätigt das vielfach, trotz aller Anstrengungen der Klerikalen und Ultramontanen. Mit als die köstlichste Frucht des Protestantismus erfassen wir es, daß im „neuen Reich“ Katholiken und Protestanten immer mehr durch vollste Anerkennung ihrer gegenseitigen Rechte in Friede und Eintracht sich gegenseitig fördernd miteinander verknüpfen werden.

Volksleben wieder und wieder so tiefe und schmachvolle Wunden geschlagen hat. Warum war dem schlaunen Feinde auch das evangelische Deutschland für seine verderblichen Angriffspläne so bloß und schwach? Weil es sobald für eine in Satzungsweisen sich verknöchernde Frömmigkeit die Freiheit verrieth und verwarf und damit die Einheit verlor. In jenem unglückseligen Sakramentsstreit ist zuerst für alle nicht zu blöden Augen die Quelle aufgedeckt, aus welcher ein Strom sittlichen und bürgerlichen (politischen) Jammers sich über die evangelische Kirche, über Deutschland ergoß. Wohl hat auch unter der Herrschaft der starren Orthodorie der innige, evangelische Herzensglaube im engen Kreise, in einzelnen Gemüthern, in der Stille liebliche Blüthen und Kräfte getrieben, wie z. B. manches herrliche Lied, dessen Zeugniß gibt. Aber im Ganzen ist die Geschichte Deutschlands unter der Herrschaft des orthodoxen Lutherthums, namentlich auf dem Gebiete des bürgerlichen und nationalen Lebens, eine Geschichte tiefer Unsitte und darum schmachvollen Verderbens. Dagegen grade darin, daß sich immer wieder, wie schwach auch manchmal, der ursprünglich freie, evangelische Glaube regte, eben so ankämpfend gegen die Knechtschaft des Buchstabens, wie dringend auf die Läuterung der Gesinnung und die Reinigung des Lebens, wie hinweisend auf die religiös sittliche Forderung der Einigung der Evangelischen, wurde ein Fonds ursprünglicher, gesunder Lebenskraft unserm Volke erhalten. Dieser freie evangelische Protestantismus hat bald mehr in der Stille sich gekräftigt, bald in mächtigen, geschichtlichen Entwicklungen sein Leben und seine Kraft bekundet. Durch ihn sind die Gewissen geschärft, durch ihn ist der Hunger und Durst nach Wahrheit und Licht geweckt und genährt, durch ihn sind die Geister befreit für die tiefsten Forschungen in der Wissenschaft, für die höchsten Leistungen in der Kunst, durch ihn haben sich die Charaktere gebildet und gestählt, durch ihn sind die idealen Güter für alle Edlen im Volk der höchste Schatz geworden und geblieben, durch ihn ist das heutige Bewußtsein des Rechtes und der Humanität erzeugt, durch ihn hat sich das Streben nach ächter bürgerlicher Selbstständigkeit und Freiheit entwickelt, durch ihn endlich ist auch der wahre Patriotismus wieder gewonnen. Nicht umsonst schmückt heut den greisen Heldenkönig aus dem Hause Hohenzollern die deutsche Kaiserkrone und trägt seine Hand so kraft- und ruhmvoll das kaiserliche Scepter wie keiner seiner Vorgänger in alten Tagen. Dies Fürstenhaus verstand, als Kurfürst sein Erstgeburtsrecht im evangelischen Deutschland für ein loßendes Sinsengericht Preis gab, den göttlichen Ruf und erhob den aus kleinen Anfängern sich bildenden, Preussischen Staat zum Vorort der evangelischen Kirche.

Und der freie evangelische Protestantismus ist es gewesen, den, kurze Zwischenräume abgerechnet, die Fürsten dieses Hauses in sich trugen, im Innern ihres Volkes pflegten und nach Außen vertraten, namentlich die hohen, hervorragenden Gestalten desselben, besonders in glorreicher Zeit. Geistige Freiheit und innige Frömmigkeit in schöner Vermählung schwebt ihnen vor als leitender Gottesstern auf den Wegen ihrer Regierung. So der große Kurfürst in seinem Kampf wider das engherzige, verdammende Lutherthum. So Friedrich II. in seiner hohen Geistesfreiheit gern entgegenkommend den Wünschen evangelischer Gemeinden und als eine Maxime ächt christlicher Staatsweisheit es aussprechend, daß in seinem Staate ein jeder nach seiner Gattung selig werden könne. So Friedrich Wilhelm III., als er sein evangelisches Volk 1817 zur evangelischen Union aufrief. So unser jetziger König in seinem herrlichen Erlaß, mit dem er als Prinzregent in voller Selbstständigkeit die Regierung übernahm. Wahrlich Zeiten, wie die unter Friedrich Wilhelm II., als Wöllner als Restaurator der Orthodoxie sich Vorzügen zu pflücken gedachte, werden immer dunkle Flecken in der Geschichte Preußens bilden. In der Schule des Protestantismus ist das preussische Volk herangewachsen und ist ihm das: „Ein jeder hat seine Schuldigkeit zu thun“, zu seinem Herzblut geworden. Nur in einem seinen größeren Theile nach vom Protestantismus durchdrungenen Volke konnte die allgemeine Schul- und Wehrpflicht Wurzeln schlagen und sich erhalten. Es ist ein Zufall, es ist in der geschichtlichen Bedingung begründet, daß in Königsberg Kant, unter den Philosophen ein zweiter Moses, mit dem kategorischen Imperativ sein Volk unter den heiligen Ernst strengster Pflichtenstellung stellt, daß Fichte mit der Gluth seiner opferfreudigen Vaterlandsliebe in Berlin seine Heimat und den empfänglichen Boden für sein Wirken gewinnt. Wahrlich mit zwei der ersten Bildner und geistigen Führer deutscher Nation, die ich als Kirchenväter des Protestantismus im Philosophenmantel bezeichnen möchte. Dieser freie Protestantismus ist es auch allein, welcher die Regenten befähigt, allen Bedürfnissen und Rechten, aller billigen und gerechten Freiheit der Katholiken gerecht zu werden und so die Kluft zwischen den Confectionen auszufüllen und das Getrennte wieder lebensvoll zu verbinden. Dieser Geist, der von dem evangelischen Protestantismus ausgegangen ist, hat auch jetzt unser Volk und unsere Heere beseelt, daß Deutschlands Wiedergeburt, Einheit und Herrlichkeit in schwerer, gefahrvoller, abtödtungsverleugnender Arbeit errungen wurde.

Ist aber im weltlichen Kriege der Erbfeind, Frankreich, niedergeworfen und ist zugleich die weltliche Königsheerrschaft des Papstes durch diesen

Sturm wie eine wurmsfichtige Frucht vom Baume der Zeit abgefallen, der Papst als Papst hat sein Geft in der Hand behalten und seine Armee steht inmitten des „neuen Reiches“ im Kampf wider das „neue Reich“, wider den Protestantismus, wider das durch ihn geforderte und geweckte kirchliche, sociale, staatliche Leben. Gerade der Verlust der weltlichen Herrschaft, aus dem er sich, freilich in wohlfeiler Weise, die Strahlenkrone des Märtyrerthums zu bilden bemüht, scheint seinen geistigen Einfluß in deutschen Landen nicht zu schwächen, sondern zu stärken. Doch wir lassen dies auf sich beruhen. Ein Vorthail von nicht geringer Bedeutung ist es jedenfalls für uns, daß das Papstthum in der Erklärung seiner „Infallibilität“ auch öffentlich und feierlich den letzten Schritt zu jener unheimlichen Höhe gethan, die letzte Consequenz seines innersten Wesens theoretisch gezogen hat. Der Feind stellt sich uns wenigstens in seiner wahren Gestalt gegenüber. O fehlte dem sanften Pio nono nur nicht das eine der beiden Schwerter, die weltliche Macht, die Jünger Loyola's sollten bald ihre Freude daran sehen, wie gründlich mit allem Recht und aller Freiheit und Selbstständigkeit im kirchlichen, nationalen und bürgerlichen Leben aufgeräumt werden würde. Jetzt muß bei uns auch dem Kurzsichtigsten es klar sein, warum Luther mit so gewaltigem Zorn Zeit seines Lebens dem Papstthum gegenüberstand, warum die Reformatoren den Papst als Widerchrist bezeichneten. Der arme, sündige Mensch, welcher im Wahnsinn unbegreiflichen Hochmuthes sich neben Gott stellt und mit göttlichen Eigenschaften prangt, — er steht im feindseligsten Gegensatz zu dem Demüthigsten der Menschenkinder. Der Kirchenfürst, welcher das letzte sich beizumessen sich nicht scheut, vermöge dessen er der Stellvertreter Christi und der Statthalter Gottes ist, dem alle Gewalt über die Christenheit, ja über die Menschheit im Himmel und auf Erden gebührt, er ist es, der für seine Anhänger den Heiland entthront, ja Gott auf dem Gebiet der Gnade seiner Regierung beraubt. Wer dem Könige seines Landes die Regierung entwände, um unter dem Namen seines Stellvertreters dieselbe zu führen, der wäre gemeiner Hochverräther und nichts weiter. Wie gesagt, je offener der vom Jesuitismus beherrschte Papst seine Natur bloß gelegt hat, desto besser für uns, desto leichter der Kampf, desto geringer die Gefahr. O wäre nur die evangelische Kirche Deutschlands zur Zeit durch den ächten Protestantismus in geistiger Freiheit, in Liebe, in Muth und Thatkraft geeinigt, wie hoffnungsreich und aussichtsvoll würde sich Alles gestalten! ja wie segensreich und mächtig würden die Wirkungen sein, welche von ihr mittelbar auch in die deutsche, katholische Kirche einbringen! Aber hier berühren wir den wundesten Punkt in dem Organismus,

der den Organismen unserer deutsch-evangelischen Kirche. Nicht die äußeren, sondern die inneren Feinde sind uns gefährlich, nicht das Papstthum in Rom, sondern seine Reste in unserer Mitte sind es, die unser evangelisches Leben auf's Schlimmste schädigen. Oder ist es nicht vollständigstes Papstthum, wenn die Symbole des 16. Jahrhunderts, verknüpft mit denen des 17. und 18. mit ihren Lehrfassungen als infallibel und die Geister und die Gewissen bindend hingestellt werden und dann zur Anwendung und Handhabung derselben die Pastoren und Kirchenregimente berufen erscheinen? Ist es nicht völligstes Papstthum, nur allerdings in seiner Erscheinung sehr armselig, wenn auf diesem Grunde eine knechtende Hierarchie erstrebt wird? Oder tragen wir uns hier etwa mit den Gebilden einer ängstlichen Phantasie, welche in Wirklichkeit gar nicht existiren? Ich denke, der Feind hat sich in den letzten Jahren nur zu vielfach uns fühlbar gemacht. Nur einige Zeichen seines Lebens und Strebens aus neuester Zeit. Im vorigen Jahre vor dem Kriege vernahmen wir aus einer ansehnlichen Versammlung von Lutheranern zu Leipzig folgende Sätze: „Die Einheit in der bekennnißmäßigen Lehre ist nach den unfraglichen Grundsätzen der lutherischen Kirche das Band der kirchlichen Einheit und darum eine unveräußerliche Forderung unserer Kirche“. Wir verwerfen sowohl den Irrthum derer, welche die Verschiedenheit der Lehre, als den andern, welcher die Freiheit bekennnißwidriger Lehre in der Kirche für berechtigt erklärt“. Den 21. Juni 1870 erklärt eine andere Versammlung von Lutheranern in Hermannsburg sich zwar frei von tendentiöser Absicht wegen die Union, muß aber „nach Schrift, Bekenntniß und Gewissen“ den Grundsatz aufstellen, daß „Bekenntnißgemeinschaft, Kirchengemeinschaft und Abendmahlsgemeinschaft sich einander decken und daß die Abweisung der gastweisen Zulassung (zum Abendmahl) solcher, die der lutherischen Kirche nicht angehören wollen, allerdings auch der gottgewiesene und gottgegebene Weg sei, um die lutherische Kirche vor der Union den Herren fürchterlicher als der leibhaftige Teufel zu bewahren“. Demnach faßt man den Beschluß, daß die HerrenPastoren solchen Mitgliedern der Preussischen Landeskirche, die als angebliche Lutheraner zum Abendmahl sich melden würden, die Frage vorlegen sollten, ob sie den Satz, auf welchem die Union stehe: „Lutheraner und Reformirte können eine Abendmahlsgemeinschaft bilden“ als eine schwere Sünde und Irrlehre erkennen und sich demgemäß hinfort zur Preussischen

Landeskirche verhalten wollten. Nur im Fall der Bejahung dürfte diesen das Sakrament gewährt werden. Wenn von einzelnen nicht sofort die Verpflichtung zu solchem Verfahren übernommen wurde, so waren sie um so schneller zu der Erklärung bereit, daß die Abendmahlsgemeinschaft zwischen Reformirten und Lutheranern Unwahrheit und Sünde sei. Wahrlich nicht die heilige Schrift ist es, aus welcher die Herren ihre Ansichten und Ueberzeugungen geschöpft haben. Nichts wird hier strenger gerichtet als solch Gebahren. Oder aber sie machen die Pharisäer mit ihren Aufsätzen der Ältesten, wie sie in der heiligen Schrift gezeichnet sind, zu ihren Vorbildern und verwerfen mit diesen den, welcher seinen Jüngern es eingeschärft hat: Ihr sollt euch nicht Meister nennen lassen, Einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder. Ja auch nicht aus den reformatorischen Bekenntnissen, wie die Augsburgerische Confession und die Apologie, ist das geschlossen. Wer diese Schriften gründlich kennt, der weiß, daß der evangelische Geist, der sie durchzieht, grade ein entgegengesetztes Verhalten fordert und daß einzelne Aussprüche, die einem herrschsüchtigen Confessionalismus günstig klingen, durch andere Stellen in ihnen ihre Berichtigung finden. Die Symbole der Reformation sind es grade, welche ihrem innersten Wesen nach die Union fordern. So bleibt denn den Herren allein ihr Gewissen. Wir geben es ihnen zu, daß ihr Gewissen sie treibt, nur ist es ein irrendes Gewissen, ein Gewissen afficirt und inspirirt von dem hierarchischen Zuge ihres Herzens. Der Papismus, wie er die Gewissen knechten will, ist im lutherischen Lager so gut wie im römischen eben aus der Herrsucht und dem sich infallibel dünkenden Hochmuth geboren. Vielleicht steht es aber in der von den Confessionalisten Hannovers, Sachsens, Mecklenburgs u. so bitter gehaßten Preussischen Landeskirche anders. Wohl sollte man das der ganzen geschichtlichen Entwicklung und dem daraus erwachsenen Rechte nach vermuthen. Aber wie viel auch hier über hierarchische Strömungen zu klagen, dazu genügt, hinzuweisen auf die so überaus klägliche Behandlung der Verfassungsangelegenheit seit Jahrzehnten, auf das schon seit Jahrzehnten anhaltende, so sichtbare Bestreben des Regiments, einen herrschsüchtigen Confessionalismus und Pietismus zu hegen und zu stärken, auf die geringschägige Behandlung, wie sie einzelne Gemeinen in den ihnen heiligsten Angelegenheiten z. B. in der Gesangbuchsache erfahren haben. Zum Ueberflus klang erst neuerdings als greller, schreiender Mißton in die Lobgesänge der vaterländischen Friedensfeier die Kunde aus Nassau über die Entsetzung des Pfarrers Schröder durch das Königl. Konsistorium in Wiesbaden und

Stettin über die vom dortigen Konsistorio verweigerte Bestätigung des Pfarrers in Kolberg-Münde erwählten Dr. Hanne hinein. Der Pfarrer Schröder durch die Liebe orthodoxer Amtsbrüder wegen seiner liberalen Ansichten denunciirt und vom Königl. Konsistorium inquirirt und monirt, wird doch von diesem erst rein und allein deshalb abgesetzt, wie behauptet wird, weil er sich weigert, das Apostolische Glaubensbekenntniß „bei Taufe und Konfirmation liturgiemäßig zu gebrauchen“. Sehen wir uns die Ordnung und den Ungehorsam Schröders bei hellem Tageslicht an, und lenken uns auf die höchst wichtigen Fragen über Rechtsbeständigkeit der Liturgie einzulassen. Die Nassauische Liturgie schreibt bei der Taufe unter anderem folgende Anrede an die Taufzeugen vor: „Geliebte Christen, die ihr im Namen dieses noch unmündigen Kindes die heilige Taufe für dasselbe begehret, lasset uns den christlichen Glauben bekennen, auf welchen getauft werden soll: „Wir glauben“ u. s. w. folgt das Apostolikum. Daran schließt sich als erste Frage: „Wollt ihr nun, daß dieses Kind auf dieses christlich apostolische Glaubensbekenntniß getauft werde, so antwortet: Ja“. Bei der Einsegnung wird die Ablesung folgender Aufforderung vorgeschrieben: „Lieben Söhne und Töchter, die ihr hierher gekommen seid, um nach abgelegtem Bekenntniß und Gelübde die Weihe der Konfirmation zu empfangen; Eines von euch spreche nun zuvörderst in aller seiner Mitkonfirmanden und Mitkonfirmandinnen Namen die drei Hauptartikel des christlichen Glaubens nach dem apostolischen Glaubensbekenntnisse, auf welches ihr schon bei eurer Taufe verpflichtet wurdet“. Schröder, offenbar im Innern, aus den einzelnen Sätzen des Bekenntnisses nicht eine Gewissensfessel zu machen, hat keinesweges dasselbe weggeworfen, sondern modificirt nur die Eingangsformeln und Fragen dahin, daß als das Wesentliche der Glaube an Vater, Sohn und heiligen Geist hervortritt. Doch hören wir vom Konsistorio selbst, wie er sich des Bekenntnisses bedient. Als Einleitung zum Bekenntniß des Apostolikums spricht er: „Lasset uns zuerst das apostolische Glaubensbekenntniß hören“. Darauf stellt er die Frage: „Wollt ihr nun, daß dieses Kind auf den auch in diesem Bekenntniß bezeugten christlichen Glauben an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist getauft werde“? Bei der Einsegnung lautet seine Aufforderung: „Einer unter euch spreche nun zuerst das apostolische Glaubensbekenntniß zum Ausdruck unseres christlichen Glaubens an den Vater, den Sohn und den heiligen Geist, zu welchem ihr euch verpflichtet bekennen sollt“. Zunächst lassen uns die wenigen Mittheilungen aus der Nassauischen Liturgie im Resolut des Konsistorii dieselbe in nicht zu verkennendem Lichte erscheinen. Wahrhaft keckerisch ist es z. B., wenn die Taufe

auf das sogenannte apostolische Bekenntniß gefordert wird. Nicht auf dieses Bekenntniß, sondern wie Schröder im Gehorsam gegen den Heiland verfährt, auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes ist zu taufen und danach ist auch die Fragestellung einzurichten. Oder tauft ihr etwa auf „die Auferstehung des Fleisches“, welche der Apostel Paulus 1. Kor. 15 und der Heiland den Sadduzäern gegenüber so entschieden verwirft, welche selbst in den lutherischen Symbolen abgewiesen wird? Es dürfte hier mit vollstem Recht der Ort sein, wo einer solchen Agende gegenüber dem Erlöser mehr zu gehorchen ist als den Menschen. Die Liturgie sagt den Konfirmanden, sie wären schon bei ihrer Taufe auf das apostolische Glaubensbekenntniß verpflichtet. Für jeden einfach und klar Denkenden und vernünftig Sprechenden die Sprache des Unsinns. Eine Verpflichtung auf das, wovon der zu Verpflichtende noch keine Ahnung hat. Eine Verpflichtung ohne das Vorhandensein jeder Grundlage der Pflicht, nämlich des Selbstbewußtseins, der denkenden Vernunft, des erwachten Gewissens! Und mit solchem Widersinn soll man die jungen Christen bei der heiligsten Feier ihres Lebens belasten! Der Diener Christi dürfte wahrlich gerechtfertigt sein, wenn er die Störung der Andacht durch dergleichen von der Gemeinde und den in dieselbe selbstverantwortlich eintretenden Gliedern fern zu halten sucht. Charakteristisch für diese Liturgie ist ferner die Vorschrift, das Haupt des Kindes dreimal mit Wasser, welches mit der vollen Hand geschöpft wird, reichlich zu begießen“. Klingt das doch gerade als wünschte man das Wort des Katechismus „Wasser thut's freilich nicht thatächlich zu Schanden zu machen. Wenn endlich auf „wörtliche“ und „buchstäbliche“ Anwendung der Liturgie gedrungen und das eben bis auf jeden Buchstaben, bis auf jedes Wort ausgedehnt wird, so — mag es in der Liturgie selbst oder im landesherrlichen Edikt geboten sein — ist es eben ein Buchstäbeln, welches dem Geist der evangelischen Kirche schnurstracks widerstrebt. Bei uns, in den alten Provinzen müssen davon gerade die orthodoxen Geistlichen besonders überzeugt sein, indem wohl nur sehr wenige unter ihnen zu finden sind, die im Gebrauch der Liturgie nicht einer großen Freiheit sich bedienen. Und nicht gering ist die Gefahr, die bei jener einengenden Praxis entsteht, nämlich die, diese liturgischen Formeln und Gebete als ein ganz besonderes Heiliges, Unverletzliches hinzustellen. Begegnet es doch dem Konsistorio ohne Weiteres das Apostolikum, also z. B. auch „die Auferstehung des Fleisches“ mit der „geoffenbarten göttlichen Wahrheit“ gleich zu stellen, die „zu wachsender klarer Geltung“ in Gemeindebewußtsein der Pfarrer bringen soll. Doch das Konsistorium frag

nach dem Allen nicht, sondern allein nach Gesetz und Kirchenrecht. Es bezeugt dem Pfarrer Schröder in anerkennenswerther Gerechtigkeits- und Wahrheitsliebe: „Er erfreut sich nicht nur nach Seiten des Wandels eines durchaus guten Rufes, sondern auch nach Seiten der amtlichen Thätigkeit eines sehr anerkennenden Zeugnisses des Dekanats. Mit seiner Gemeinde steht er in so gutem Einvernehmen, daß „dieselbe auf eine in die Verhandlungen eingebrachte Intercession zu seinen Gunsten hat darauf hingewiesen werden müssen, daß die liturgische Ordnung darum nicht aufgegeben werden könne, weil die Nichtbeachtung Seitens des Pfarrers Anlaß bei den Gemeindegliedern finde“. Aber er hält in den erwähnten zwei Punkten sich nicht wörtlich an die Liturgie, folglich wird er abgesetzt. O der erleuchteten, frommen Behörde in evangelischer Kirche! Wider Gesetz und Kirchenrecht war Alles, was seiner Zeit Luther und die ihm sich anschließenden Evangelischen unternahmen. Kirchenrechtlich war's damals, daß solche dem Feuertode geweiht wurden. Und wie gern hätten diese Maßregel die päpstlichen und bischöflichen Inhaber des dormaligen Kirchenregiments ausgeführt! Zu ihrem großen Leidwesen fehlte ihnen die Macht. Soll dieser Standpunkt des Papstthums durch das Verfahren eines evangelischen Konsistorii seine Rechtfertigung finden? Ahnet das letztere nichts davon, daß auch hier des Paulus Satz Berücksichtigung haben will: „Das Gesetz richtet nur Zorn an"? Nicht nach dem starren Buchstaben allein hat eine evangelische Kirchenbehörde zu verfahren, sondern in erster Stelle sich vielmehr zu fragen: Wie würden die Apostel, wie würde der Heiland selbst hier richten? Wir dürfen den Ausspruch: „Der Apostel Meinung ist nicht gewesen, Feiertage einzusetzen“ erweitern und hinzufügen „und Liturgien zu stabiliren“, „sondern Glaube und Liebe zu lehren“. Wir dürfen eine evangelische Kirchenbehörde wohl daran erinnern, daß sie nach unsern Bekenntnisschriften da ist, „unbillige Traditionen zu lindern und zu relaxiren“ und daß sie ihre Gewalt „zur Besserung und nicht zur Verderbung der armen Gewissen gebrauchen“ soll. Wo das vergessen wird, wie im gegenwärtigen Fall, da ist es der Papismus, der sich der Geister bemächtigt hat. Nun die Sache liegt jetzt vor der höheren Instanz des geistlichen Ministers. Wie die Entscheidung ausfallen wird, läßt sich nicht vorher sagen. Aber hat selbst ein Herr von Mühlher für Hessen eine so ganz andere Verfassungsvorlage gemacht als seiner Zeit der Oberkirchenrath für die östlichen Provinzen, hat er jetzt klerikalen, römischen Anmaßungen gegenüber die rechte Stellung einzunehmen gewußt, wir können und wollen ihn auch in

dieser Angelegenheit uns nicht so von allem evangelischen Geiste verlassen denken, daß er das Resolut des Wiesbadener Konsistorii aufrecht zu erhalten vermöchte. Doch, wie wir so eben vernehmen, ist ihm der evangelische Oberkirchenrath in der Hanne'schen Sache auf abschüssiger, trauriger Bahn vorangegangen und das eine gegebene Beispiel läßt weitere, verhängnißvolle Schritte vermuthen. [Ganz gut! entschlöße man sich nur einmal zum Kampf mit völlig offenem Bisir! Das Konsistorium in Stettin hat allerdings nach dieser Seite Anerkennenswerthes geleistet. Gegen Dr. Hanne,*) vom Magistrat als Patron zum Pfarrer in Kolberg gewählt, protestirten bei seiner Gastpredigt ihrer sechs, indem sie sich auf seine Schrift „Der ideale und der geschichtliche Christus“ als auf ein Zeugniß seiner Ketzerei beriefen. Obgleich sofort 385 Hausväter dem Magistrat ihren Dank dafür aussprachen, „daß er ihnen in der Person des Dr. Hanne einen Prediger gegeben habe, der nicht nur durch die Gewalt seiner hohen, fließenden Beredsamkeit, sondern auch durch seine klare und verständnißvolle, überzeugende und zum Herzen gehende, alle leere Wortmacherei verschmähende Rede voll ächt christlicher Gesinnung und Glaubensstreue auf Herz und Geist seiner Zuhörer einzuwirken verstehe“; obgleich eine Anzahl angesehener Gemeindeglieder den Magistrat bat, „den gegen die Wahl des Dr. Hanne von meist ganz außerhalb der Gemeinde stehenden Persönlichkeiten angeregten Agitationen mit allen Mitteln entgegenzutreten zu wollen“, obgleich beide Eingaben dem Konsistorio übermittelt wurden, eröffnete dasselbe dennoch gegen Hanne ein inquisitorisches Gerichtsverfahren, wie es ganz dem Wesen der römischen, infallibelen Kirche entspricht. Da wird der Angeklagte sofort wie ein Mensch zweifelhaftester Sittlichkeit behandelt, indem man ihn zur Wahrhaftigkeit, zur Vermeidung von Umschweifen ernstlichst ermahnt. Da wird ihm in Konsequenzmacherei Rationalismus und Pantheismus vorgeworfen, und sollte er noch nicht darin stecken, so werde er doch in Zukunft nothwendig hineingerathen. Da wird er, wenigstens indirekt, für einen Heuchler erklärt, indem man sich äußert, kein Generalsuperintendent könne jemand ordiniren, dessen Gelübde auf Heuchelei hinauskomme! Natürlich. Für eine infallibele Kirchengewalt kann an einem Ketzler nichts Gutes sein und ist gegen denselben dann auch der-

*) Wir halten uns hier an die Darstellung der Angelegenheit in Nr. 17 der diesjährigen Protestantischen Kirchenzeitung. Es ist kein Grund, an die Richtigkeit des dort Erzählten zu zweifeln und ist wenigstens bisher keine thatsächliche Berichtigung bekannt geworden.

leichen erlaubt. Von der Infallibilität aber geht man aus. Die Zurechnung des Verdienstes Christi im Sinne der Anselmischen Satisfactionstheorie wird von Hanne bestritten, also die sogenannte Lehre der Kirche nach dem 8. Artikel des Augsburgischen Bekenntnisses. Wenn Hanne auch Christum für den Sohn Gottes halte, so thue er es doch nicht im Sinne der Kirchenlehre, die Jesum zur zweiten Person der Gottheit mache, halte auch den heiligen Geist nicht für eine göttliche Person. Das sind die Hauptanklagen, auf welche hin das geistliche Amt versagt wird. Immerhin bedenklich, daß die dogmatischen Ausdrücke, um welche es sich hier dreht, „Verdienst Christi“ und „drei Personen in der Gottheit“, die „zweite Person der Gottheit“ in Jesu Mensch geworden, in keiner Weise der heiligen Schrift angehören, sondern der Begriffsbildung späterer Dogmatiker. Auch ist nicht zu vergessen, daß wahrheitsliebende, denkende Orthodoxe stets zugestanden haben und stets zugestehen werden, daß der erste Ausdruck, „das Verdienst Christi“, in seinem Gebrauch für's Volk leicht mißverstanden und zur Schädigung des religiösen Lebens vielfach mißbraucht wird, daß der andere Ausdruck „Personen in der Gottheit“ ein vollständig inadäquater ist und sich nur dann ertragen läßt, wenn man unter demselben versteht, was man sonst nicht darunter versteht. Solche dogmatische Formeln der Kirchenlehre sind es also, nach denen gerichtet wird. Diese, und wie das Konsistorium sie auffaßt, müssen als Infallibele sein! — Doch grade das Wesen, wie es im römischen Infallibelen Papst jetzt seine normale Vollendung gefeiert hat Und das, so weit wir von dem Erlaß des Oberkirchenrathes Kenntniß genommen haben, findet bei dieser hohen Behörde seine vollständige Bestätigung, ja das Konsistorium trägt wegen seiner Milde und Billigkeit belobigende Anerkennung davon. Dem Oberkirchenrath selbst aber kommt es auf das Verhältniß an, in welchem die Glaubensansichten Hanne's zum Bekenntnißstande der Gemeinde stehen. Das wäre, richtig gemeint, ja vortrefflich. Was ist Bekenntniß im Sinne der heiligen Schrift, im Sinne der alten Kirche? Ausdruck, Darlegung, sichtbare und hörbare Bethätigung des lebendigen Glaubens, wie er das Herz erfüllt und beseelt. Nun da stünden da Hanne's Glaubensansichten zu dem Bekenntnißstande der Kolberger Nikolaigemeinde im besten Verhältniß. Die übergroße Majorität der Gemeinde, gegen welche die Protestirenden einen verschwindenden Bruchtheil bilden, ist dankerfüllt gegen den berufenden Patron für den Prediger von „Macht christlicher Gesinnung und Glaubensstreue“. Leider sagt uns aber der Inhalt des ganzen Erlasses, wie das durch einzelne Ausführungen seine Bestätigung findet, daß auch der evangelische Oberkirchenrath

sich des argen Mißbrauches mit dem Wort „Bekentniß“ schuldig macht, wonach der Inhalt desselben kein anderer ist als die Lehrformeln des orthodoxen Systems, das Wesen desselben in nichts Anderem als in dem Ja sagen zu denselben besteht. Die Gemeinde, gewiß ohne sie zu fragen, ohne auf den Sinn der auch in ihr rechtsbeständigen Union einzugehen, wird eine „evangelisch-lutherische“ genannt, folglich nimmt man als ihren Bekentnißstand die orthodoxen Lehren nach den lutherischen Symbolen an. Zwar heißt es wohl, daß es sich im vorliegenden Fall nicht um Dogmen, sondern um centrale Glaubenswahrheiten handle. Aber hätte man doch erst Klarheit, wie der Oberkirchenrath sich diesen Unterschied denkt. Was er zur Begründung seines mit dem Konsistorio übereinstimmenden Verfahrens beibringt, erscheint uns im Lichte von Beschuldigungen, die, wie wir glauben, Hanne entschieden von sich ablehnen muß. Gestehen wir nur offen, daß wir die Schrift des Dr. Hanne, bei aller Anerkennung, die ihr gebührt, nicht für durchaus mustergültig und vollkommen halten, ja geben wir zu, daß wir, wenn es unsere persönlichen Glaubensansichten angeht, manches darin vermissen, ja daß wir meinen, der Oberkirchenrath habe allerdings auch einen wesentlichen Punkt getroffen. Wir bedürfen auch mehr als das vollendete wirklich gewordene Urbild reiner Menschheit, wir bedürfen in der That des „einigen Trostes für's Leben und Sterben“, allein gegeben in der Versöhnung, in der Vergebung. Wir erkennen mit tiefstem Dank in dem reinen Menschensohn zugleich das Inwohnen der Gottheit an, so nämlich, daß das innerste Wesen der Gottheit, die Liebe und Gnade des Ewigen eins ist mit der Liebe Jesu Christi. Ja wir sind der Ueberzeugung, daß das neue sittliche Leben nur aus einem versöhnten, mit dem Frieden Gottes erfüllten Herzen in seiner Anmuth und Wahrheit naturgemäß hervowächst. Davon spricht Hanne in seiner Schrift nicht. Aber muß denn in einer über einen einzelnen Gegenstand des Glaubens sich verbreitenden Schrift Alles, was zum Glauben gehört, mit behandelt werden? Hatte sich Hanne durch Fassung des Themas nicht auch nothwendig eine Beschränkung aufgelegt? Der Ausdruck „der ideale und historische Christus“ hat es doch offenbar eben nur mit dem Menschen als solchen zu thun. Es ist schlimme Konsequenzmacherei, wenn behauptet wird, er leugne nun das Erwähnte, weil er in seiner Schrift davon schweigt. Wenn er ferner ausdrücklich vor dem Konsistorium erklärt hat, daß er die Zurechnung eines fremden Verdienstes nur im Sinne der Anselmischen Theorie bekämpft hat, wie kann ihm vom Oberkirchenrath gar aufgebürdet werden, daß er auch dem Leiden und Sterben Jesu Christi die erlösende Kraft abgesprochen, also

ie Heilsthatsache geleugnet habe?*) Unmöglich könnte der Oberkirchenrath zu solcher unberechtigten Anklage sich entschlossen haben, wenn ihm nicht die „Versöhnung Gottes“ allein nach der orthodoxen Lehre, nach dem Artikel 8 der Augsburgischen Konfession, welcher den Zorn Gottes durch Christi Opfer versöhnt (gestillt) werden läßt, möglich und wirklich erschiene, wenn er nicht vergäße, oder vergessen wollte, wie grade diese Lehre aller biblischen Begründung entbehrt, wie nach Paulus Gott wohl bei der Versöhnung activ auf die Menschheit einwirkt, aber nicht passiv sich zum Gegenstand der Einwirkung macht, wie demnach die Menschen, und nicht Gott, die Versöhnten sind. Nicht anders verhält es sich, wenn dem Dr. Hanne allerlei Vorwürfe in Betreff der Auffassung der Person Jesu Christi gemacht werden. Es stelle sich nicht einmal klar, ob Hanne Christum für irrthumlos halte. Das ist wahrlich über die Maassen naiv. Warum nicht lieber gleich gesagt: Hanne hält Christum höchst wahrscheinlich mit den Pharisäern für einen „Fresser und Weinsäufer“, denn er hat es ja in seiner Schrift nirgend abgeleugnet. Und doch nebenbei die Frage: Gesezt, Christus hat mit seiner Zeit die Meinung des Herrn Knak vom Stillstehen der Erde getheilt, hat mit seiner Zeit darin geirrt, würde dadurch seine Hoheit und Würde als Menschen- und Gottessohn irgend etwas einbüßen? Es wird Hanne angeklagt, daß er nur einen graduellen Unterschied zwischen Christus und den Gläubigen annehme. Wenn dem so ist, wäre das wirklich ein so ungeheures Verbrechen? Ja fordert nicht grade die Orthodorie eine solche Annahme? Es wird doch die volle Wesensgleichheit zwischen den beiden Personen, dem ewigen, eingebornen Sohn und dem heiligen Geist behauptet, es wird eben so gelehrt, daß Jesus durch Einwohnen der 2. Person der Christus, wie die Gläubigen durch Einwohnen der dritten Person Christen sind, muß da nicht der Erlöser mit den Erlösten gleicher Natur sein, folgt daraus nicht von selbst ein nur gradueller Unterschied? Dem entspricht die heilige Schrift, welche Jesum konstant den Sohn, die Gläubigen die Söhne Gottes nennt. Dem entspricht es, wenn im Hebräerbrief es heißt, Christus sei uns in allen Dingen mit Ausnahme der Sünde gleich geworden und wenn er selbst im Johannesevangelium sagt, er habe den Seinen gerade die Herrlichkeit gegeben, die ihm der Vater gegeben hat. Doch hier wahrlich kein Grund zur tugendhaften Eiferung über den Rezer. Das Einwohnen

*) Stände der Brief des Jakobus nicht im Kanon, wäre er vielmehr jetzt erst von einem Predigtamtskandidaten geschrieben, so müßte das Pommerische Konsistorium und der Preussische Oberkirchenrath den Verfasser desselben nach dem gegen Dr. Hanne angewandten Maasstab erst recht eines Predigtamtes für unwürdig erklären.

Gottes in Christo soll Hanne geläugnet haben. Er spricht allerdings nicht ausdrücklich davon. Wir aber meinen, daß dies völligst schon in der „Gottessohnschaft“ enthalten ist. Der Oberkirchenrath kommt wol nur zu dieser gewagten Beschuldigung, weil er die Gottessohnschaft im Sinne des Athanasianischen Bekenntnisses auffaßt, indem er sich darauf bezieht, daß Hanne nach Angabe des Consistorii diese Gottessohnschaft nicht im hergebrachten kirchlichen Sinne verstehe. Man sieht, der Orthodorumismus ist wohl etwas scheu, verschämt, will sich nicht recht hervornagen, aber unwillkürlich muß er sich dennoch enthüllen. Doch wir brechen hier ab. Der Erlaß wird ja jedenfalls gedruckt in unsere Hände gelangen und dürfte dann von verschiedenen Seiten eine gründliche Beleuchtung erfahren. Hier galt es nur die Thatsache zu konstatiren, daß ein zweimal geprüfter, wohlbestandener Kandidat der Theologie, zugleich Licentiat derselben, also auch für ein theologisches Lehramt an der Universität befähigt, dessen theologische Bildung die der mehrsten Predigtamtskandidaten gewiß ein gut Theil überragt, ein Mann rein sittlichen Wandels und lauterer Gesinnung, ein Mann der sich einem evangelischen Patron, dem evangelischen Magistrat einer evangelischen Stadt und der evangelischen Gemeinde durch seine Predigten als „einen Prediger“ ächt christlicher Gesinnung und Glaubenstreue, dargestellt hat, wegen seiner Glaubensansichten, die von der Orthodorie abweichen oder ihr nicht nahe genug kommen, durch ein Königl. Consistorium, durch den Königl. Oberkirchenrath in Preußen des evang. Predigtamtes für unwürdig erkärt ist. Was der evangelische Patron und die evangelische Gemeinde urtheilten, das ist vollständig nichts bedeutend. Die Kirchenbehörden haben ihn der Ketzerei für schuldig erklärt und sie allein halten sich dazu für berechtigt. Haben wir Unrecht mit der Behauptung, daß römischer Sauerteig sich bis in die höchsten Spitzen unserer Kirche hinaufzieht? Regiere man in diesem Sinne nur weiter! — Wir wissen nicht, welche Erfolge man im Aeußeren haben wird. Es kann ja sein, daß sich auf diesem Wege, besonders wenn der Indifferentismus von unten dem hierarchischen Bestreben von oben her fördernd entgegenkommt, ein ziemlich stattliches Kirchenwesen aufrichten ließe, an straffe Zügel von hochgestellten Kirchenfürsten geleitet, selbst reich an mancherlei kirchlichen Anstalten und reich an kirchlichen Leistungen. Aber man vergesse nicht, das Vorbild dieses Kirchenwesens ist wie im Papstthum, so zur Zeit Jesu schon in der Hierarchie der Phariseer und Schriftgelehrten gegeben. Nirgend glänzte die Frömmigkeit und die gottesdienstliche Werththätigkeit äußerlich in herrlicherem Lichte als in der jüdischen Hierarchie, welche Jesum zum Kreuzestode den Heiden überlieferte. Auch heut wird

aus gleichem Grunde das Gleiche entstehen. Je mehr jene herrschsüchtige Orthodorie in der Kirche sich festsetzt, je glänzender sie ihr Kirchenwesen einzu-
richten und sich in das Kleid streng kirchlicher Frömmigkeit zu hüllen ver-
steht, desto mehr wird inniger Herzensglaube, wahre christliche Liebe und
die beiden entspringende Gerechtigkeit verschwinden, desto trauriger die Ein-
wirkungen auf das nationale, bürgerliche und häusliche Leben, desto weniger
wird vom Wesen der Kirche Jesu übrig bleiben. So fühlen wir, die wir
den Frieden lieben, von Gott uns gedrungen, zur Zeit im Kampf geduldig
auszuharren. Zum Ueberfluß sei es noch einmal ausgesprochen: Wir sind
weit entfernt davon, anderen kirchlichen Richtungen, orthodoxen und hetero-
doxen, pietistischen, methodistischen, rationalistischen, so lange sie mit uns
auf dem Einen Grunde, Christo, stehen und leben, das Recht ihrer Existenz
und ihres Wirkens irgendwie zu verkümmern. Wir sind bei gegenseitiger
Anerkennung bereit, mit ihnen die volle, brüderliche Gemeinschaft zu pflegen.
Nur wo eine einzelne Richtung herrschen, die anderen knechten und ver-
achten will, da beginnt ein antichristliches Wesen, da beginnt für uns der
Kampf und würde darin kein Unterschied sein, ob die hierarchische Herrsch-
ucht vom Orthodoxismus oder irgend einem Liberalismus ausginge. Freiheit
in der Frömmigkeit, Frömmigkeit in der Freiheit auf dem Grunde des
Evangeliums, daß ist und bleibt die Fahne, unter welcher wir kämpfen,
das sollte uns noch viel lieber das Panier des Friedens sein, unter dem
wir uns einigen.

Berlin, den 17. Juli 1871.

Dr. Thomas.

Kirchenpolitische Rundschau.

Von Lic. Th. Hoffbach in Berlin.

I.

Die Geschichte der evangelischen Kirche weist wohl keine Zeit auf, in welcher so bewußt die tiefsten kirchlichen Gegensätze um die höchsten Güter mit einander gerungen, und in welcher doch das deutsche Volk, das sonst von jeher von allen geistigen und religiösen Bewegungen auf das gewaltigste erregt ward, im Verhältniß zur Größe des Einsatzes theilnahmlos dem Kampfe zugechaut hätte. Handelt es sich doch nicht um diese oder jene Kirchenlehre, sondern recht eigentlich um die Lebensbedingungen für unser Volk; ja es ist ein Kampf, dem an Tragweite nur die Reformationskämpfe an die Seite zu stellen sind. Handelt es sich doch um Aufrechthaltung der durch die Reformation theuer erkauften Güter, um die freie Entfaltung und lebendige Entwicklung des gesammten geistigen Lebens der Nation. Darum handelt es sich, ob das Christenthum und die evangelische Kirche fortan feindlich der modernen Welt und ihrer Cultur-entwicklung gegenüberstehen oder mit ihr verbunden auch die moderne Welt mit christlich-religiösem Leben durchdringen soll. Gelänge es, die Kirche auf jene culturfeindlichen Bahnen zu drängen, dann wehe dem Leben unsers Volkes. Denn dann ist nur ein Doppeltes möglich. Entweder glückt es wirklich, den Geist des Volkes in den Gehorsam unter die priesterlichen Satzungen zu beugen; unser Volk ginge dann byzantinischer Erstarrung entgegen. Oder aber, was das wahrscheinlichere ist, das in unserm Volke vorhandene Leben wäre zu kräftig, um solche Fesseln zu tragen; dann würde die Kirche, das Christenthum selbst, zur Secte werden, welcher der feste Theil des Volkes den Rücken kehrte, aber doch nur, um losgelöst vom religiösen Leben ebenfalls dem Absterben entgegen zu gehen. Denn das lehrt uns fest, daß das religiöse Leben unserm Volk für sein geistiges Leben so nothwendig ist, wie die Luft, die wir athmen, für das leibliche Leben, daß aber ein religiöses Leben, losgelöst von dem kirchlichen, auf die Dauer nicht denkbar ist. Während diese Kämpfe nun unsere Kirche durchziehen, hat die römische Kirche alle ihre Macht zusammengerafft zu neuem energischem

Versuch, das freie Leben des Geistes zu unterdrücken. Aber sind so Feinde innerhalb und außerhalb der Mauern geschäftig, die Lebenswurzeln unserm Volke abzuschneiden, welch' ein Abstand ist zwischen Tragweite des Kampfes und Theilnahme des Volkes! Mit staunenswerther Gleichgültigkeit hat unser Volk bisher der wachsenden Kraftanstrengung Roms zugegesehen; gleichgültig haben viele Kreise die Kämpfe innerhalb der evangelischen Kirche an sich vorübergehen lassen, als handle es sich um Bagatellen, um leeres Theologengezänk und nicht um die höchsten Güter des Lebens. Das ist aber doch wahrlich eine gefährliche Lage für ein Volk, wenn von außen der Feind seine Schaaren zum Sturme sammelt, wenn drinnen selber feindliche, das Mark des Volkes auffaugende Parteien sich erheben und das Volk dem Allen theilnahmlos und mit verschränkten Armen zuschaut. Um so mehr ziemt es, uns über die Lage gewissenhaft zu orientiren; denn nur die Betrachtung der Ereignisse selbst, die Prüfung der aufgetauchten Erscheinungen kann über Umfang und Größe der Gefahr aufklären, kann die Blößen, die wir bieten, uns zeigen und zugleich die schwachen Stellen der Gegner uns erspähen lassen, und damit uns die rechte Stellung anweisen zur Abwehr wie zum Angriff gegen die das Leben unseres Volkes untergrabenden Mächte. Dies der Gesichtspunkt, unter welchem wir Rundschau halten wollen über die kirchlichen Ereignisse des letzten Jahres, insbesondere soweit sie die evangelische Kirche und damit den Lebensnerv unseres Volkes betreffen.

Es bedarf keiner Rechtfertigung, wenn unser Blick sich zuerst hinlenkt auf die römisch-katholische Kirche, welche gegen das gesammte moderne Leben, gegen den Geist der Reformation mit einer Kühnheit vorgeht, die um so staunenswerther ist, als man bis vor kurzem das Papstthum noch als eine völlig sieche und gebrechliche Macht zu betrachten gewohnt war, bei der nur zweifelhaft schien, ob sie mit oder ohne Anstand zu sterben wissen werde. Nicht politische Kannegießer, sondern einsichtsvolle, denkende Männer waren es, die noch vor wenigen Jahren von der Ausföhrung des sogenannten Septembervortrages den Sturz der weltlichen Macht des Papstthumes und damit den Beginn einer tiefgreifenden Reform des Katholicismus erwarteten; — und der zitternde Greis in Rom, nur gehalten durch fremde Bajonnette wagt im Jahr 1869 ein allgemeines Concil zu berufen, das an Glanz und Zahl der Theilnehmer hinter keinem früheren zurücksteht. Hatte das christliche Volk den Fehdehandschuh, den der Papst am 8. Dezember 1864 im Syllabus der gesammten modernen Welt hingeschleudert hatte, verächtlich liegen lassen, als nicht der

Mühe werth ihn aufzuheben, jetzt soll das Concil ihn feierlich sanctioniren. Pius IX. verlangt die Sanction der weitgehendsten Ansprüche der päpstlichen Macht im Mittelalter durch ein Concil des neunzehnten Jahrhunderts; er nimmt, verführt durch das Wort der Schlange: „Ihr werdet ein wie Gott“ persönliche Unfehlbarkeit für sich in Anspruch. Unbedingte Herrschaft Roms, vollständige Unterwerfung aller Völker, aller Staaten, aller Wissenschaften unter den päpstlichen Absolutismus, d. h. den Jesuitismus, soll durch das Concil sanctionirt werden; und es ist kein Zweifel, daß die überwiegende Mehrheit des Concils demüthig sich unterwirft. In der That, der Widerspruch dieser Anschauungen mit den Vorstellungen der ganzen gebildeten Welt, das Mißverhältniß zwischen solchen Annahmen und der scheinbar so klar zu Tage liegenden Ohnmacht des römischen Stuhles war so grell, daß es wohl zu entschuldigen war, wenn anfangs Gelächter und Spott die Antwort weiter Kreise war. Aber jetzt sollte endlich die Erkenntniß reifen, daß nicht bloß Verachtung, sondern ernste Abwehr nöthig ist. Auch wir glauben, daß das Papstthum mit diesen Gotteslästerlichen Präensionen sich selbst die Todeswunde beibringt, und daß das Concil die Geburtsstätte schwerster Krisen für die katholische Kirche sein wird; man sollte sich aber keiner Täuschung darüber hingeben, daß solch ein Auflösungsproceß nicht ohne die schwersten und weitgreifendsten Kämpfe abgeht, die alle Verhältnisse berühren und auf die mit allem Ernst sich vorzubereiten ziemt.

Eins steht jedenfalls außer Zweifel, der Organismus der Hierarchie ist noch immer eine mit bewundernswerther Genauigkeit arbeitende Maschinerie; und wenn einzelne Theile ein wenig sich sperren, so genügt meistens etwas Oel und Seife, um sie geschmeidig zu machen zur Ausübung ihrer vorgeschriebenen Functionen. Von vornherein mußte man seine Erwartungen ja sehr gering stimmen in Betreff der Opposition der Bischöfe, wenn man hörte, daß die Leiter der Opposition seien ein Dupanloup, der im französischen Senat laut „die Frömmigkeit der Unwissenheit“ pries, ein Cardinal Rauscher, der Vater und noch heute värmste Vertheidiger des österreichischen Concordats, ein Ketteler von Mainz. Aber man konnte hoffen, daß trotz ihres Ultramontanismus, den sie daheim bewiesen, in Rom die Sorge für den Rest ihrer bischöflichen Selbstständigkeit sie zu einer entschiedenen Vertheidigung des Episcopalismus gegen den Ultramontanismus drängen werde. Aber schon die Vorversammlung deutscher Bischöfe in Fulda ließ sich kläglich genug an. Man kam überein, anzunehmen, daß der Antrag auf Unfehlbarkeitserklärung des Papstes

nicht werde gestellt werden, sollte er doch gestellt werden, ihn zu bekämpfen, da ja die Unfehlbarkeit des Papstes den gläubigen Katholiken längst feststehe, ihre feierliche Sanctionirung aber nicht opportun sei. Diese Bischöfe haben denn auch bis jetzt alles Mögliche sich bieten lassen. Sie sind empört über die dem Concil jede Freiheit raubende Geschäftsordnung, aber sie lassen sich ihre Oetroyirung durch den Papst schließlich gefallen. Wenn der Zauber der Rednerbühne sie auch einmal fortreißt, den Vätern heilsame Wahrheiten zuzurufen, welche die Wände der Peterkirche noch nie gehört, wenn ein Stroschmayer mit nicht zu unterschätzendem Freimuth Protestanten wie Leibnitz und Guizot vertheidigt, und den Vätern, welche die Fäuste gegen ihn ballen, zuruft: sie könnten nicht drei Zeilen schreiben wie Guizot, so geben sie doch zuletzt die Opposition auf, selbst Stroschmayer wird vor der Abstimmung unwohl, einstimmig wird das Schema de fide genehmigt. Scharf und schneidend in Schriften wie die des Cardinals Fürst Schwarzenberg und des Erzbischofs Rauscher über die Unfehlbarkeit, sind sie in ihren Eingaben und Protesten an die Kurie so zahm, so devot, daß es in der That wunderbar wäre, wenn die *faiseurs* im Rathe des Papstes sich dadurch stören ließen. Sie lassen es sich gefallen, daß ein Mitglied des Concils, der armenische Erzbischof von Antiochien zu Bußübungen in ein Kloster gesteckt, bei Nacht und Nebel von Rom fliehen muß, daß sie selber in einer Art Gefangenschaft zu Rom gehalten werden und ohne päpstliche Erlaubniß die ewige Stadt nicht verlassen dürfen. Aber wenn Stimmen des katholischen Volkes und katholischer Priester in der Heimath sich erheben, um sie zum Ausharren in der Opposition zu ermuntern, so weisen sie diese Bundesgenossen theils verlegen, theils herb und schroff zurück. Denn die Vertreter einer Priesterkirche können das Mitsprechen von Laien und niedern Klerikern, wie z. B. des Caplan Jentsch in Biegnitz und des Pater Hölzl ebenso wenig dulden, wie die Einmischung des Staates anrufen, von welchem sie in der Heimath verlangen, daß er sich seine Gesetze von der Kirche vorschreiben lasse. Es ist der Fluch ihres hierarchischen Standpunktes, daß sie jede solche Bundesgenossenschaft zurückweisen müssen, daß sie der Kurie gegenüber keinen Rückhalt haben. Man vergesse doch überhaupt nicht, daß über den Syllabus, als er erschien, unter den Bischöfen kein Schrei der Entrüstung laut ward, daß vielmehr Bischof Dupanloup sich in heftige Fehde mit der französischen Regierung verwickelte, weil sie die Bekanntmachung des Syllabus untersagte. Sämmtliche Bischöfe, mit wenigen Ausnahmen, sind von Herzen einverstanden mit den aus dem Syllabus hinübergenommenen Grundsätzen,

er dem Concil vorgelegten Schemata und ihrer Verfluchung der modernen Welt; nur daß es den Klügeren nicht opportun erscheint, dieser Verdammung zu deutlichen Ausdruck zu geben. Wenn sich aber die Opposition der Frage der päpstlichen Unfehlbarkeit gegenüber zu einer energischeren Haltung ermannt hat, so bestreitet sie doch auch diese Unfehlbarkeit theils aus dem Standpunkte der Inopportunität aus, theils nur deßhalb, um sie dem Concil der Bischöfe in Anspruch zu nehmen. Der Streit ist ihnen nicht ein Rangstreit zwischen dem Papst und der bischöflichen Macht, nur darauf steht ihr Sinn, einen Rest bischöflicher Unabhängigkeit von Rom zu wahren, welchen aber zur energischen Bekämpfung des Jesuitismus anzuwenden, ihnen, den Jöglingen dieses Jesuitismus, nicht im entfernten in den Sinn kommt. Man vergesse vor allem nicht, daß zur Aufrechterhaltung ihrer hierarchisch-bischöflichen Macht über ihre Diöcesen ihnen die Autorität des päpstlichen Stuhles durchaus nothwendig ist, daß sie deshalb mit einem Schisma, wie die armenischen Bischöfe es thun, drohen gänzlich unvermögend sind; und man wird die Ohnmacht dieser Opposition begreiflich finden, es begreiflich finden, wenn wir es für wahrnehmen, daß alle diese Bischöfe den abstrusesten Decreten des Concils sich schließlich stillschweigend unterwerfen. Nur einer, der Cardinal Fürst Schwarzenberg, hat an die Möglichkeit eines Schisma erinnert, der kein Einziger ist bis jetzt aufgetreten, dem man nur irgendwie den Muth und die Kraft zutrauen könnte, den Kampf mit der römischen Curie auf die Gefahr eines Schisma hin zu wagen.

Auch das Verhalten der katholischen Laienwelt beweist nicht minder die Macht des Papstthums über die Gemüther. Wir wollen nicht von dem Peterspfennig, der noch immer große Summen beklebt mit dem Schweiße des kleinen Handwerkers, nach Rom führt, erinnern aber müssen wir an die Katholikenaadresse an den Papst bei Gelegenheit eines fünfzigjährigen Priesterjubiläums (11. April 1869), welche der Fürst von Löwenstein überreichte, und welche von nicht weniger als 1,266,000 deutschen Männern und Jünglingen unterschrieben war, daran erinnern, daß aus Deutschland und Oesterreich bei jener Gelegenheit an 4 Millionen Franzosen nach Rom wanderten. Sagt man auch, daß diese Huldigung selbst nur dem ehrwürdigen Greis, nicht den Ansprüchen der Curie gegolten habe, so legen doch immerhin diese Zahlen ein nicht zu unterschätzendes Zeugniß für die Macht des Papstthums über die Gemüther ab. Wohl thut es in sehr vielen katholischen Herzen; wo ist aber eine nur nennenswerthe Bewegung gegen den ultramontan-jesuitischen Geist, der den Stuhl

Petri jetzt beherrscht, in's Leben getreten? Das Gegenconcil, das in Neapel am 9. Dezember auf die Einladung des Grafen Ricciardi an alle freien Denker der ganzen gebildeten Welt zusammentrat, um in Socialismus zu machen, war doch nur eine Farce, und ward schon am 11. Dezember durch einen einzigen Polizeicommissarius begraben. Am meisten hat es sich noch in Spanien geregt, wo Castelar wegen seiner berühmten Rede für die Religionsfreiheit 7000 Zustimmungsadressen mit zahlreichen Unterschriften und das Ehrenbürgerrecht von mehr als 100 Städten erhielt. Wie spärlich sind aber in dem sonst auf seine Selbstständigkeit so stolzen Frankreich die Stimmen, welche die Erinnerung an die gallikanischen Kirchenfreiheiten wachrufen? Der Abbé Maret, der gelehrte Vertheidiger des Gallicanismus, erregt lebhafteste Beistimmung, aber keine Bewegung; die unter seinem Einflusse geschriebene Schrift „ce qui se passe au concil“ erregt die Entrüstung des gebildeten Frankreichs gegen das Concil, aber man zieht die Faust nicht aus der Tasche, selbst der energische Protest des Vater Hyazinthe gegen die „kirchenschänderische Fälschung des Evangeliums“, seine Appellation „an ein Concil, welches wirklich die Kirche, nicht aber das Schweigen der Einen und die Unterdrückung der Andern vertrete“ trägt dem muthigen Carmelitermönch den Beifall der gebildeten Welt für einige Wochen, sonst aber nur den großen Bann ein, nachdem Dupanloup vergeblich den gefeierten Kanzelredner von Notre-dame zum Widerruf ermahnt für diesen beklagenswerthen Schritt, den er einen Gegenstand tiefer Trauer für die Kirche nennt. Eine ernste Bewegung der Geister wachzurufen, war auch Hyazinthe nicht im Stande, fast ist er schon eine vergessene Größe. Und wenn in Deutschland getreue Glieder der katholischen Kirche die sogenannte Koblenzer Adresse an den Bischof von Trier, die Bonner an den Erzbischof von Köln richten, in welcher sie sich gegen die Sanctionirung des Syllabus und der Unfehlbarkeit des Papstes verwahren, so schließen sich solchen Schritten wohl Glieder der katholisch-theologischen Fakultäten von Bonn und Breslau an, bleiben aber ohne alle und jede Nachfolge; ebensowenig hat bisher ein in Baden gegründeter Verein von Katholiken zur Bekämpfung ultramontaner Bestrebungen größere Bedeutung gewonnen. Mag diese Thatlosigkeit bei den Einen religionsloser Gleichgültigkeit, bei den Andern der Ansicht entstammen, es sei vergebliche Mühe den päpstlichen Projecten ein Halt zuzurufen, man müsse die römische Kirche in ihr selbstgewähltes Verderben rennen lassen, so giebt es doch viele aufrichtig fromme Katholiken, die mit großen Sorgen den Triumph des Ultramontanismus

als eine Gefahr für die Kirche, die sie lieben, nahen sehen; ihre Passivität kann nur daraus erklärt werden, daß auch diese Elemente so sehr an die Obedienz gegen die Hierarchie gewöhnt sind, daß sie ein selbstständiges Vorgehen ohne Führung der geordneten bischöflichen Gewalt nicht in's Auge fassen wagen. Was hat aber dann das Papstthum von dem übrigen Volk zu fürchten, das bei jeder Gelegenheit sich als willenloses Werkzeug in den Händen der Priester gezeigt hat! Allgemein zugestanden ist die Macht des Clerus über die Landbevölkerung in Frankreich, welcher der Napoleonide, der „empereur rural“, ängstlich Rechnung trägt. Wie mächtig der Clerus in Belgien ist, das lehren die letzten Wahlen, die trotz des Langrand'schen Scandals, trotz des Aergernisses der fünfhundertjährigen Feier des Brüsseler Judenmordes im ultramontanen Sinne ausgefallen sind. Der Ausfall der bayrischen Wahlen beweist ebenso den Einfluß, den der Clerus auch in weiten Strecken in Deutschland besitzt und nicht minder weiß Preußen von der Macht der ultramontanen Einflüsse in seinen katholischen Provinzen und Districten, vom Bauersmann hinauf bis zum höchsten Adel zu reden. Für die Bigotterie des Volkes in gewissen Landestheilen zeugt die Thatsache, daß an der bekannten Echternacher Springprocession 1869 sich 12,336 Menschen, darunter 7230 Springer theiligten. Dem gegenüber will sehr wenig verschlagen der Haß gegen die „Pfaffen“, der sich in den bigottesten Ländern am häufigsten kund thut. Denn jeder, der in katholischen Ländern gelebt hat, weiß, daß dieser Haß oft genug Hand in Hand geht mit der bigottesten Devotion gegen die Kirche, daß derselbe Mund, der die ärgsten Lasterreden gegen die Person des Priesters redet, demuthsvoll den Saum des priesterlichen Gewandes küßt. Zudem nimmt gerade in streng katholischen Ländern die Feindschaft gegen die Kirche in der Regel die Gestalt solchen wüsten, atheistischen Nationalismus an, daß jede ernstere Natur davon angewidert wird und Viele die einzige Rettung vor solchem wüsten Treiben in der strengen Autorität der Priesterkirche sehen.

Wohl kann es uns mit Freude erfüllen, daß es deutsche Wissenschaft ist, die auch im katholischen Lager gegen die päpstlichen Ansprüche muthig und wacker sich erhoben und die empfindlichsten Stöße gegen die römischen Prätenfionen geführt hat. Wir erinnern an das pseudonym erschienene Buch „der Papst und das Concil von Janus“, in welchem alle die Fälschungen der Geschichte dargelegt werden, welche die römischen Geschichtsschreiber vom 6. Jahrhundert an zu Gunsten des römischen Primates benutzten, alle die Irrthümer nachgewiesen werden, deren sich die angeblich

unfehlbaren Päpste schuldig gemacht haben. Es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß Döllinger in München diesen Angriff gegen die Kurie gemacht, den er nachher in seinen bekannten „Worten über die Unfehlbarkeitsadresse und die Geschäftsordnung des Concils“ fortgesetzt hat. Wie wichtig jene Schläge waren, das zeigt am besten die Gegenschrift von Hergenröther „Anti-Janus“ die sich in sophistischen Wendungen und Deutungen der Unfehlbarkeit abzuälen muß, um diese selbst zu retten. Wir nennen ferner den Dr. Hefele, den Bischof von Rottenburg, der mit deutscher Gründlichkeit die Verurtheilung des Papstes Honorius als Ketzer durch ein ökumenisches Concil nachgewiesen hat. Wir nennen ferner Huber, der dem Anti-Janus antwortet in seiner Schrift „das Papstthum und der Staat“. Traurig bleibt es freilich, daß so viel Arbeitskraft um solcher hohlen Prätenfionen willen verschwendet werden muß. Während Janus zwar die Unfehlbarkeit des Papstes bestreitet, dagegen die der Kirche, d. h. des Episcopats, bestehen läßt, hat Frohschammer in München in richtigerer Consequenz zuerst in der Schrift „das Recht der eigenen Ueberzeugung“, dann in mehreren Broschüren auch das Aufgeben dieser kirchlichen Unfehlbarkeit verlangt. Aber die praktischen Consequenzen für ihre eigene Stellung zur Kirche hat diese wissenschaftliche Opposition bisher nicht gezogen. Pichler, jetzt in Petersburg, hatte zwar in einer Schrift über die Reform der katholischen Kirche erklärt, daß er ohne Verletzung seines Gewissens in ihr nicht bleiben könne, wenn sie einer Reform unzugänglich bleibe; darauf aber antwortete Frohschammer, ein solcher Austritt sei überflüssig, weil doch schon jeder gebildete und denkende Katholik aus der ultramontanen Kirche ausgeschlossen sei, sei aber auch ein Unrecht, weil man damit anerkenne, daß die jesuitische Partei die Kirche vorstelle, weil man ihr damit das gesammte kirchliche Vermögen und alle kirchlichen Stellen zur unbedingten Verfügung stellen würde. Wir verkennen nicht die relative Berechtigung dieses Standpunktes, nicht den großen Muth, den ein solcher Standpunkt erfordert, seinen Posten trotz aller nicht ausbleibenden Kränkungen nimmermehr freiwillig zu verlassen, halten aber die erfolgreiche Behauptung dieser Stellung auf die Dauer für unmöglich. Dem auf dem Concil siegreichen Ultramontanismus wird eine Beseitigung dieser Männer, jedenfalls eine völlige Unterbindung ihrer akademischen Wirksamkeit ebenso leicht sein, wie vor Jahren die Beseitigung der Hermesianer, Güntherianer und des Gießener Schmid. Wenn jetzt noch der Erzbischof von München dem Verlangen des Bischofs von Regensburg sich widersetzt, das Hören Döllinger'scher Vorlesungen zu verbieten, so ist das

keine Bürgschaft für später. Frohschammer hat noch jüngst erklärt, daß die excommunicirte Gemeinschaft der gebildeten, denkenden Katholiken auf die Gnadenmittel der excommunicirenden ultramontanen Kirche verzichten kann und will. Solche Lehrer, sowie Geistliche ihres Geistes wird der Papst einfach nicht dulden, ihre Erhaltung, ihre Wirksamkeit, sei es durch den Schutz des Bischofs oder des Staates, ist daher nur denkbar unter Voraussetzung eines offenen Bruchs mit Rom, einer Kirchenspaltung. Wie daher diese Männer die ihnen mehr oder minder klar vorschwebende wirkliche katholische Kirche in's Leben rufen, das Gift des Ultramontanismus, des für infallibel erklärten Papstthums aus der Kirche vertreiben wollen, anders, als daß sie das Schisma mit Rom predigen oder sich und die gebildeten und denkenden Katholiken darauf als auf etwas unabwendbares vorbereiten, das ist uns unerfindlich; so lange sie diese Consequenz nicht in's Auge fassen, erscheint uns ihr Streben für die Reinigung der Kirche mit Unfruchtbarkeit bedroht; den römischen Prätensionen gegenüber bleibt nur die Wahl zwischen blinder Unterwerfung oder offener Trennung.

Führen wir nun noch die Thatsache an, daß der niedere Clerus vielfach, besonders in Frankreich, energisch für die Unfehlbarkeit eintritt, als einziges Schutzmittel gegenüber unerträglicher Tyrannei der Bischöfe, so ist wohl unleugbar, daß die katholische Welt noch immer mit tausend Fäden eng an Rom geknüpft ist, daß, mag auch der Funke unter der Asche glühen, der Gedanke einer Losreißung von Rom in den einflußreichen katholischen Kreisen durchaus noch nicht in's Auge gefaßt wird. Mögen die Annahmen des Papstthums die Entwicklung der Dinge mit Gewalt dahin drängen, so giebt doch die faktische Lage, die wir hier allein in's Auge zu fassen haben, bis jetzt keinen Anhalt zu der Hoffnung, es werde aus der katholischen Kirche selbst heraus eine wirklich kräftige Bewegung gegen den Ultramontanismus des jesuitischen infalliblen Papstthums mit Nachdruck reagiren. Wir müssen den Fall in's Auge fassen, daß die katholische Kirche sich den Prätensionen des Papstes unterwirft. Wollen wir die damit drohenden Gefahren verkennen? Die denkenden und gebildeten Katholiken werden freilich nur der äußeren Form nach der Kirche angehören. Ist aber eine innerlich unwahre Stellung nicht immer von sittlichen Gefahren begleitet für den, der sie einnimmt? Werden sie nicht mit der Entfremdung von der Kirche auch dem religiösen Leben entfremdet werden? Geben sie nicht jedenfalls ein bedenkliches Vorbild den vielen Ungebildeten, welche Kirche und Christenthum nicht zu unterscheiden vermögen? Und wären selbst diese Gefahren gering, wollen wir vergessen,

wie die großen Massen sich zu blinden Werkzeugen ultramontaner Priesterwirthschaft hergeben werden? welche heillose Folgen solche Priesterwirthschaft hat? Hat Castelar nicht Recht, wenn er in seiner schon erwähnten Rede in den spanischen Cortes klagt: „Wir haben keinen Ackerbau, keine Industrie, keine Wissenschaft, weil wir die religiöse Unduldsamkeit festhalten, wir zündeten die Scheiterhaufen der Inquisition an und schleuderten unsere freien Denker hinein“? Die Statistik lehrt, daß auf 100 eheliche Geburten in London 4, in Berlin 15, in Paris 48, in München 91, in Wien 110, in Rom 243 uneheliche Geburten kommen, daß ein Mord in Preußen auf 100,000, in Spanien auf 4113, in Neapel auf 2750, in Rom auf 750 Einwohner kommt. In Deutschland ist vor allem Baiern ein lebendiges Beispiel von den unheilvollen Folgen des Ultramontanismus; die bildungsfeindlichen Tendenzen dieses Clerus hat der ultramontane Feldprediger Lukas mit aller wünschenswerthen Offenheit kundgethan in seiner Schrift: „Der Schulzwang, ein Stück moderner Tyrannei.“ Unter dem segensreichen Walten eines solchen Clerus kann denn auch von den Rekruten Niederbairerns der fünfte Mann nicht lesen und schreiben. In inniger Verbindung damit steht die Zahl der schweren Verbrechen, der Klöster und Geistlichen; das katholische Oberbairern hat 10 Mal mehr Verbrecher als die evangelische Rheinpfalz. Ober- und Niederbairern genießen dabei zusammen 5900 Geistliche, d. h. einen auf je 300 Seelen, dafür sitzen denn auch in der zweiten Kammer 25 katholische Priester, d. h. 15 Procent der Volksvertreter. Die ultramontane Presse fördert einen Schmutz und eine Gemeinheit zu Tage, wie sie in Deutschland wohl schwerlich in dem radikalsten Winkelblatt bisher vorgekommen ist und demoralisirt auf diese Weise täglich das Volk. Jenen Feind der Schulen aber, den Herrn Lukas, hat ein Wahlbezirk zum bairischen Abgeordneten und zum Zollparlament erwählt. Nicht minder sind in Frankreich am Clerus und seiner Partei die Versuche des Ministers Duruy, den Schulzwang einzuführen, bisher gescheitert, noch immer wachsen in Frankreich 300,000 Kinder ohne jeden Schulunterricht auf. Nun bedenke man, daß jetzt der Papst ohne weiteres für excommunicirt erklärt alle die, welche Bücher von Ketzern (also z. B. Schiller und Göthe), oder von solchen Verfassern, die auf dem Index stehen, lesen; da schützt gegen solche beständig drohende Excommunication, wie Frohschammer mit Recht sagt, nur gänzliche Unbildung, Abschaffung aller Schulen und Versinken des Volkes in Rohheit und Stumpfsinn. Können wir zweifeln, daß der von Rom dirigitte Clerus in dieser Tendenz arbeiten wird? Wollen wir ferner vergessen den Einfluß,

der durch diese culturfeindliche Macht schon bisher auf den Ausfall der Wahlen zu den politischen Körperschaften ausgeübt ist? Daß durch ihn in Baiern das nationalgefinnte Ministerium Hohenlohe gestürzt ist? Wollen wir gering anschlagen die vaterlandslose, dem deutschen Staate feindliche Gesinnung, die in weiten Kreisen Deutschlands, nicht bloß in Baiern, sondern auch in Württemberg, in Baden, in der Rheinprovinz und in Westphalen, in Posen, Schlesien und Hannover gesäet wird von einem Clerus, dessen alleiniges Vaterland Rom ist? Und mögen diese Mächte den nationalen Staat und die Errungenschaften der Cultur und Bildung nicht zerstören können, ist es nicht schon schlimm genug, wenn sie die Entwicklung aufhalten und verzögern können? Kann denn überhaupt der moderne Staat eine solche staatsfeindliche Macht in seiner Mitte dulden, die sich das Recht vorbehält, seine Gesetze zu mißachten und ihm den Gehorsam zu versagen nach den Weisungen einer auswärtigen, in Rom residirenden Macht? Und wenn er auf seine Kraft vertrauend, sie duldet, muß er nicht stets gefaßt sein auf Kämpfe widrigster Art und von ganz anderer Bedeutung als einst der Kölner und Freiburger Kirchenstreit, die immerhin die Kräfte des Staates absorbiren. Man vergesse doch nicht die Zähigkeit der römischen Kurie, die Halsstarrigkeit römischer Priester, die tausend Mittel haben, das bigotte Volk zu fanatisiren. Die Geistlichkeit des Königreichs Polen, aus welchen sich sämmtliche Bischöfe, bis auf zwei, lieber nach Sibirien haben schleppen lassen (Graf Lubienzky starb auf dem Transport, 35 Jahre alt), als daß sie Rom ungehorsam wurden, das Beispiel des Dekan Piotrowitsch von Wilna, der den kaiserlichen Ukas über die Einführung der russischen Sprache beim katholischen Gottesdienst auf der Kanzel verbrannte, um sich dann nach Archangel abführen zu lassen, zeigen, allerdings einem brutalen Säbelregiment gegenüber, daß der katholische Clerus nicht bloß zu herrschen sondern auch zu leiden weiß.

Aber gerade diese von dem Concil drohenden Gefahren berechtigen zu der Hoffnung, daß der moderne Staat sich zu entschiedener Abwehr rüsten und damit vielleicht den Anstoß geben werde für den im katholischen Lager unter der Asche glimmenden Funken, hervorzubrechen. Die Regierungen haben bisher eine sehr reservirte Stellung eingenommen. Der die Gefahren des Ultramontanismus aus nächster Nähe kennende Prinz Hohenlohe hatte freilich schon am 9. April 1869 die Regierungen zu bestimmen gesucht, zu dem Concil Stellung zu nehmen, man hatte es aber damals für unnöthig erachtet. Schließlich sind doch Frankreich, Oesterreich und sehr schüchtern Preußen aus der Neutralität herausgetreten, um die

Curie zu warnen und auf die Unmöglichkeit hinzuweisen, ihre Prätenfionen zu erfüllen, und schwerlich werden sich diese Staaten durch die Ausrede des Cardinals Antonelli in seiner Antwort auf die Daru'sche Depesche täuschen lassen, es handle sich durchaus nicht um directe Eingriffe in die Staatsgewalt, da er zugleich mit aller wünschenswerthen Offenheit die Vollmacht des Papstes, über die Gerechtigkeit und Moralität aller Handlungen zu richten, in Anspruch nimmt und erklärt: „daß wenn irgendwo Gesetze gegeben werden, die nach dem Urtheil des Papstes den Grundsätzen der göttlichen Gerechtigkeit zuwiderlaufen, der Gehorsam gegen diese Gott rauben würde, was Gottes ist.“ Ja, er beansprucht ausdrücklich eine von der weltlichen Gewalt völlig unabhängige, gesetzgebende, richterliche und vollstreckende Gewalt für den Papst. Von weiteren Schritten der Staaten in Rom ist für's erste nicht die Rede. Viele Regierungen, wie die von Spanien, Italien, Belgien, England schweigen gänzlich, im Vertrauen auf die Kraft des Staates, der seinen Gesetzen Achtung zu verschaffen, der statt zu verhandeln zu handeln wissen werde. Aber gerade die genannten Regierungen von Frankreich, Oesterreich und Preußen haben bisher wenig Energie gegenüber den sonstigen ultramontanen Bestrebungen an den Tag gelegt.

In Frankreich haben die ultramontanen, spanischen Einflüsse am Tuilerienhofe sowie die Rücksicht auf die Landbevölkerung Napoleon gehindert, den wirkungsvollsten Trumpf auszuspielen, durch welchen er früher den Gefahren des Concils hätte begegnen können; die französische Besatzung schützt nach wie vor den Papst und das Concil. Nur sehr allmählich und schüchtern wagt die österreichische Regierung die drückenden Bande des Concordates nicht zu lösen, sondern zu lockern. Als Bischof Rudigier von Linz der Schmähung der Regierung für schuldig erklärt, zu vierzehntägigem Kerker verurtheilt war, beeilte sich der Kaiser, ihn schon Tags darauf ohne sein Ansuchen zu begnadigen und ihn alsbald in besonderer Audienz zu empfangen. Nur gezwungen hat der Kaiser die drei gegen das Concordat gerichteten Gesetze unterzeichnet. Die an Barbara Ubryk im Kloster der Carmeliterinnen zu Krakau verübte Schandthat erregte das Entsetzen der Welt, ward aber energielos untersucht und blieb ohne Sühne; am wenigsten erfolgte eine Reform des Klosterwesens.

Was endlich Preußen, die Vormacht des Protestantismus betrifft, so sind wir selbstverständlich einverstanden, daß der römischen Kirche die volle Parität mit der evangelischen zugestanden wird. Aber nicht geziemt ihm eine Protection der katholischen Kirche, wie sie unter dem System

Mühler geübt wird, unter welchem in der falschen Hoffnung, die Ultramontanen, insbesondere die Süddeutschlands zu gewinnen, die katholischen Interessen über alles Maß begünstigt werden. Wir wollen hier davon schweigen, daß der evangelischen Kirche noch immer nicht die Selbstständigkeit gegeben ist, welche die katholische Kirche in vollstem Maße genießt, wie wohl in keinem andern Staat. Aber es ist eine Zeitlang alles Ernstes unter Nichtberücksichtigung aller preussischen Traditionen die Rede gewesen von der Zulassung eines päpstlichen Nuntius in Berlin, d. h. wie es die Erfahrungen der andern Länder lehren, eines neben den Hohenzollern bestehenden päpstlichen Mitregenten. Nicht an Herrn von Mühler ist der Plan gescheitert, sondern an den bei der Berufung des Concils zeitig genug hervorgetretenen Anmaßungen der Kurie, die den evangelischen Protectoren dieses ultramontanen Planes einen Strich durch die Rechnung machte. Obwohl die Staatsgesetze genug Handhaben bieten, dem Unwesen der Klöster entgegenzutreten, hat der Minister v. Mühler sie auf das üppigste aufwuchern lassen. Im Jahre 1859 gab es 69, im Jahre 1864, wo Herr v. Mühler schon regierte, 243 Klöster, jetzt giebt es gar schon 700 Klöster mit 6000 Ordensleuten. Unter Herrn v. Mühler's Ministerium sind also circa 500 neue Klöster entstanden. Sein hartnäckiger Kampf gegen confessionslose Schulen kommt wesentlich dem Ultramontanismus zu Statten, die confessionelle Schule ist die Brutstätte des vaterlandfeindlichen Ultramontanismus in den katholischen Gegenden. Was soll man nun aber sagen, wenn den Franziskanerinnen eine Hauscollecte bei Katholiken und Protestanten bewilligt, wenn die Bitte des Unionsvereins der überwiegend protestantischen Provinz Sachsen, die Collecte auf die katholischen Bewohner zu beschränken, von der Regierung zu Berlin abgeschlagen wird, weil die Franziskanerinnen nicht zu specifisch kirchlichen, sondern zu wohlthätigen Zwecken sammelten, als ob ultramontane Wohlthätigkeit je etwas anderes als Mittel zu ultramontan kirchlichen Zwecken wäre! Im bischöflichen Seminar zu Osnabrück überläßt Herr v. Mühler dem katholischen Bischof vollkommen Bildung, Anstellung und Beaufsichtigung der Lehrer; die staatliche Beihilfe für das bischöfliche Privatseminar muß erst das Abgeordnetenhaus streichen. In Limbach (Nassau) führt ein katholischer Schulinspector in einer Simultanschule ein katholisches Lesebuch ein, das für die Protestanten anstößige Stellen enthält. Auf ergangene Beschwerde verordnet Herr v. Mühler nur, daß die vorhandenen anstößigen Stellen künftig weggelassen, die vorhandenen Exemplare aber aufgebraucht werden sollen. Ist es bei einer solchen staunenswerthen Connivenz gegen die

katholische Kirche zu verwundern, wenn Gerichte umliefen, welche Herrn v. Mühlner zu dem bei einem preußischen Minister unerhörten Schritt veranlaßten, öffentlich in den Zeitungen zu erklären, daß keine Mitglieder der Familie — seiner Frau (!) der katholischen Kirche angehöre? Ist aber nicht sehr gerechtfertigt die Besorgniß, daß die gegenwärtige preußische Regierung den römischen Prätensionen nicht die nöthige Energie entgegensetzen werde? Charakteristisch ist, daß man in Preußen sehr bezweifelt, die Regierung werde aus Anlaß der Unfehlbarkeitserklärung das Recht des Placet wieder geltend machen, auf welches Friedrich Wilhelm IV. verzichtet hatte in der Hoffnung, die katholische Kirche werde diese Freiheit nicht missbrauchen.

Freilich trotz aller hervortretenden Schwäche hoffen wir, daß auch bei dem Papstthum der Hochmuth vor dem Fall gekommen sein wird. Es giebt Lebensgesetze für den Staat, die stärker sind als die Neigungen der Staatslenker und mit eiserner Nothwendigkeit zwingen, ihnen Rechnung zu tragen. So muß der moderne paritätische Staat, insbesondere der nationale deutsche Staat gegen die ultramontane Kirche reagiren, sobald sie ihren Ansprüchen praktische Folge geben will. Die in den römischen Kreisen herrschende Verblendung bürgt dafür, daß dieses geschehen wird. Hat doch der Papst nach dem Tode des Erzbischofs Vicari von Freiburg das der badischen Regierung in der Bulle und dem Breve vom 28. Mai 1827 feierlich zugestandene Recht eines Einflusses auf die Besetzung des erzbischöflichen Stuhles einfach verweigert als erstes Zeichen, daß Rom keine Verträge mehr respectirt. Hat doch der Papst bereits die österreichische Verfassung als ein ruchloses Gesetz (*infanda sane lex*) in öffentlicher Allocution (22. Juni 1868) feierlich verdammt! Und der Bischof Rudigier von Linz hat vor der Statthalterei daselbst gerade heraus erklärt, er könne seinen Priestern den Eid auf die Staatsgrundgesetze nicht mehr gestatten, da Rom dieselben verboten habe. Der Bischof von Regensburg aber hat im Pfarrhof von Schwandorf offen ausgesprochen, daß die Cleriker die weltlichen Gesetze nur befolgten, weil die Gewalt hinter ihnen stehe, welche sie sonst packen werde; wenn der König nicht mehr von Gottes Gnaden sein wolle, so werde er, der Bischof, der erste sein, welcher die Throne umstürze. Diese Aeußerung, von ihm feierlich abgeleugnet, ist gerichtlich constatirt worden. Das geschah, noch ehe das Concil mit seiner Autorität die Schemata über die Kirche sanctionirt hatte; was ist erst nach dem Concil zu erwarten? Darum werden harte Kämpfe zwischen dem modernen Staat und der katholischen Kirche unvermeidlich sein. Sobald aber der

Streit sich nicht mehr um Theorien handelt, sondern ein kirchlich-politischer wird, werden Clerus und Laien zur Parteinahme gezwungen, und schwere Krisen innerhalb der katholischen Kirche stehen darum über kurz oder lang doch wohl in Aussicht.

Niemand sollte füglich die Bedeutung dieser drohenden Kämpfe für die evangelische Kirche verkennen. Droht ihr auch vielleicht von dem Concil keine unmittelbare Gefahr, so können doch die Zustände in der katholischen Welt unmöglich ohne Rückwirkung auf die evangelische Kirche bleiben. Es bedarf keines Beweises, daß in genauer Parallele neben dem Erstarken des hierarchisch-jesuitischen Geistes in der katholischen Kirche das Erstarken des hierarchisch-confessionellen Geistes in der evangelischen Kirche nebenhergegangen ist, nur daß es hier, weil dem Princip der evangelischen Kirche total widersprechend, viel heilloseren Schaden angestiftet hat. Katholische Gemüther können sich leichter in die Priesterherrschaft finden, als evangelische. Darum hat eine viel schroffere Geltendmachung dieser Herrschaft in der katholischen Kirche verhältnißmäßig viel weniger die Bande gelockert, die das katholische Volk an die Kirche knüpfen, als die schwächeren Prätensionen einer herrschsüchtigen Priesterkaste in der evangelischen Kirche, die den größten und besten Theil des evangelischen Volkes von seiner Kirche abstößt. So wird es auch in Zukunft sein. Die Prätensionen römischer Priester fallen auf fruchtbaren Boden bei den lernbegierigen Clerikalen der evangelischen Kirche; mit jenen werden auch diese gebrochen. Der Staat, welcher ultramontaner Herrschaft gegenüber sich die Freiheit wahrt, nach seinen ihm eigenthümlichen Lebensbedingungen sich zu gestalten, kann auch nicht hegen und pflegen ein Pfassenthum in der evangelischen Kirche, das nicht minder als das ultramontane dem modernen Staat den Krieg erklärt. Wenn der Staat umgekehrt aus falschverstandenen conservativem Interesse die clerikale Autorität der ultramontanen Priesterschaft über ein unmündiges Volk begünstigt, so wird er auch, wie bisher es meist geschah, in der evangelischen Kirche die clerikale Autorität schützen. Andererseits aber ist auch die Haltung der evangelischen Kirche von keinem geringen Einfluß auf die Entwicklung der Krisis in der katholischen Kirche. Ein Salz könnte sie jetzt werden für die katholische Welt — aber das Salz scheint dunim geworden zu sein. Jetzt ist, wie selten es geschieht, die Gelegenheit da zum siegreichen Feldzug gegen den alten Erbfeind in Rom. Wenn unsere Kirche nicht einmal jetzt, wo so viele katholische Gemüther durch die unchristliche Ueberhebung des Papstes in Gewissensnöthen sind, irgend welche Anziehungskraft auf diese Vielen auszuüben vermag, wann

wird je wieder solche Gelegenheit kommen? Wir müssen es mit blutendem Herzen bekennen, daß sie auch nicht die geringste Anziehungskraft besitzt. Das wäre freilich Thorheit, zu erwarten, daß alle Katholiken, die das ultramontane Wesen mißbilligen, mit Sang und Klang in die evangelische Kirche übergehen würden, wenn sie nur die Grundsätze der Reformation treu durchführte; der priesterlichen Autorität können viele von ihnen nicht entbehren. Aber daß so ganz und gar nicht in den Kreisen des antirömischen Katholicismus auch nur der Gedanke einer Annäherung an unsre Kirche auftaucht, daß sie für keinen Einzigen aus jenem Lager etwas Verlockendes hat, das ist eine Thatsache, die unserer Meinung nach die niederschmetterndste Bußpredigt für die Machthaber in der evangelischen Kirche sein müßte, welche sie so entnervt haben. Denn diese völlige Impotenz unserer Kirche müssen wir wesentlich dem Umstand zuschreiben, daß man katholischerseits in ihr ganz dieselben Versuche mächtig sieht, die Gewissen unter Menschenjagungen und clerikale Autorität zu beugen. Darum aber wechselt Niemand eine Confession, um eine Knechtschaft mit der andern zu vertauschen. Muß nicht z. B. ein bairischer Katholik, der vom Ultramontanismus angewidert wird, geringschätzig der evangelischen Kirche den Rücken kehren, wenn er sieht, daß ihr officieller Repräsentant, der Präsident der höchsten evangelischen Kirchenbehörde Baierns, Herr v. Harleß, in rührender Eintracht mit dem katholischen Bischof Dinkel von Augsburg im bairischen Reichsrath das Schulgesetz zu Fall bringt, ja die Schamlosigkeit begeht, den Ultramontanen die Hand zu bieten zum Sieg derselben über das antiultramontane Ministerium Hohenlohe. Und die evangelische theologische Fakultät in Erlangen ist für diesen Mann in die Schranken getreten, den der katholische Gesellenverein in München mit Recht zu seinem Ehrenmitgliede gemacht hat. Oder kann ein preussischer denkender Katholik Sympathie gewinnen für eine Kirche, deren Behörden die astronomischen Vornirtheiten eines Knaak nicht entschieden zu desavouiren wagen? Oder man sehe auf Hessen, wo der evangelische Herr v. Dalwigk das Land der Herrschaft des ultramontanen Bischofs Ketteler von Mainz Preis gegeben hat zur schwersten Schädigung der evangelischen Kirche, ohne daß die dortige Kirchenbehörde die geringste Opposition erhoben hätte. Wir gehen noch weiter, wir behaupten mit voller Zuversicht: die Zustände in der evangelischen Kirche haben sehr bedeutend dazu beigetragen, den Papst in seinen mittelalterlichen Prätensionen zu ermuthigen, die evangelische Kirche hat wesentlich mit Schuld an dem Concil. Wenn in England im Jahre 1868 2200 Personen, darunter zwei Pairs und 13 Priester zur

tholischen Kirche übergetreten sind, wenn in Frankreich der protestantische Unizot die weltliche Herrschaft des Papstes fast mit Leidenschaft vertheilt, wenn jahrelang in der evangelischen Kirche Deutschlands eine Partei minimiren konnte, die sich in einem gleichen Dünkel von Infallibilität wie der Papst als die allein wahre Kirche hinstellen durfte, wenn Jahre lang die Kehlen dieser einflußreichen Partei sich heiser geschrien haben nach Autorität, wenn sie unablässig den blinden Gehorsam gegen die Kirche und ihre Satzungen, die Umkehr der Wissenschaften gepredigt haben, wenn jahrelang in angeblich conservativem Interesse selbst in Preußen eine Hofpartei mit dem Ultramontanismus liebäugelt, was Wunder, wenn der Papst eine Zeit für gekommen hält und jedenfalls von dieser Kirche keine Gefahr fürchtet! O wenn unsre Kirche wirklich dastände im Geist der Reformation, eine Verkündigerin nicht dogmatischer Concilsbeschlüsse des 4. und 5. Jahrhunderts, sondern des Evangeliums Jesu Christi, eine Pflegerin nicht confessioneller Interessen, sondern jedes idealen Strebens, ein Hort der wissenschaftlichen Freiheit, eine unerbittliche Feindin jedes Buchstabenwesens und Satzungswesens, jeder priesterlichen Anmaßung und Verfechtungssucht, unduldsam allein gegen die Unduldsamkeit, in dem festen Glauben an die unüberwindliche Macht des Geistes der Wahrheit, weitherzig tragend und vertragend Alle, die die Wahrheit suchen in heiligem Ernst und in der Liebe, Alle, die das Reich Gottes bauen wollen im Geist der Reformation, der sich nicht dienen lassen, sondern dienen wollte den Menschen! Welch' eine Macht stände dann dem römischen Papstthum gegenüber! Wie würde eine solche Kirche als eine anlockende Freistadt erscheinen so Vielen, die sich bekümmert fühlen durch die römische Kerkerluft, denen jetzt unsre Kirche kaum anders erscheint, als ein mit etwas geräumigeren Zellen gesäumtes Gefängniß! Wie viel behutsamer würde der Papst auftreten, wenn diese Kirche verstanden hätte durch Treue gegen ihre reformatorischen Prinzipien sich die Achtung und Liebe der gebildeten Welt zu erringen. Daß die Berufung eines solchen Concils zu solchen Zwecken gewagt wurde, daß unsre Kirche auf dem Concil nicht der geringsten Berücksichtigung werth erscheint, das ist eine Schmach für die evangelische Kirche selbst, ein Ruf zur Reue, der ihr zuruft: Gedanke, wovon du gefallen bist.

Auf die Frage, wie die evangelische Kirche ihr heiliges Recht dem Concil gegenüber gewahrt habe, müssen wir antworten: sie hat herzlich wenig gethan. Allein die Kreise des Protestantenvereins haben sich gehrt; auf Schenkel's und Bluntichli's Anregung ist zu Worms an dem 31. Mai 1869 ein energischer Protest von

20,000 deutschen Männern gegen die römischen Anmaßungen erhoben worden. Aber statt dieser Regungen protestantischen Bewußtseins sich zu freuen haben die Berliner officiösen Kreise sich nicht geschämt, unverholenes Uebel wollen an den Tag zu legen. Was haben nun diese Kreise der Kirchenregierungen gethan? Der evangelische Oberkirchenrath in Berlin hat sich am 16. Oktober 1868 die anmaßende päpstliche Einladung zum Concil als sämtliche Protestanten in einer an Mattigkeit das Höchste leistenden Antwort abgelehnt, nicht ohne Dank (!) für die Achtung und das Wohlwollen des päpstlichen Schreibens, und mit der Hoffnung auf ein immer freundlicheres und friedlicheres Verhältniß beider Confessionen. Der Stuttgarter Kirchentag aber, die Versammlung aller Getreuen des officiellen Kirchenthums, hat am 1. September 1869 eine äußerst langweilige, pedantische Antwort erlassen, die einer Entschuldigung gleich kommt, daß man die freundliche Einladung ablehnen müsse. Beide Actenstücke legen die Energielosigkeit des officiellen Kirchenthums den römischen Ansprüchen gegenüber auf wahrhaft erschreckende Weise an den Tag. Solchen Antworten war die einfache Ignorirung der päpstlichen Einladung weit vorzuziehen wie sie von der bairischen Generalsynode auf die kräftigen Worte des Dekan Becker hin beliebt wurde. Der lächerliche, aber ernstlich ventilirte ja in Berliner Kreisen mit Begeisterung begrüßte Vorschlag, als Protest gegen das Concil eine neue Verpflichtung auf die augsburgische Confession feierlich zu proklamiren, d. h. dem lebendigen Papst einen papiernen Gegenpapst von gleicher Infallibilität gegenüber zu stellen, ist glücklicherweise in's Wasser gefallen.

Gewiß, daß die evangelische Kirche in so völliger Ohnmacht daliegt ist nicht bloß die Schuld von gestern und ehegestern, sondern von Jahrzehnten, in welchen an dem Lebensmark der protestantischen Kirche jene freiheitsfeindlichen Mächte ungestört nagten, deren Larven schon Schleiermacher in seinen letzten Lebensjahren wahrnahm. Es wäre darum auch Thorheit, eine plötzliche Heilung so tief eingewurzelter Schäden zu erwarten; wir müssen zufrieden sein, wenn nur schon Symptome noch vorhandener Kraft und beginnender Genesung sich zeigen. Ob solche der verflossene Jahresabschnitt bietet, das wird uns die Betrachtung der inneren Zustände der evangelischen Kirche zeigen, zu der wir jetzt übergehen.

Wohl regt in fast allen Ländern evangelischen Bekenntnisses trotz aller Fesseln des Confessionalismus und des Staatskirchentums der Geist der Freiheit seine Flügel. In Schweden ist die Freiheit des religiösen

Bekennnisses sowie die Zulassung von Nichtlutheranern zu den meisten Staatsämtern proclamirt worden. England hat durch die Abschaffung der irischen Staatskirche ein Jahrhunderte altes Unrecht staatskirchlichen Zwanges gegen Irland gesühnt und damit auch in England und Schottland der ungerechten Prerogative der bischöflichen Kirche die Art an die Wurzel gelegt. In beiden Ländern schickten sich die conservativen Stabilitätsmenschen mit großem Anstand in das Unvermeidliche. Aber unevangelische Mächte stehen gerüstet in allen Landeskirchen. Heftig wogt der Kampf im protestantischen Frankreich. Als bei den Pariser Gemeindewahlen die von Coquerel gegründete union protestante libérale nur mit wenigen Stimmen gegen Guizot und die Orthodoxen unterlag, verlangte in Bestürzung über diese schwache Majorität das Consistorium von Caen als einfachstes Mittel, der Orthodorie stets die Majorität zu sichern, von jedem Wähler zu den Gemeindeämtern die Verpflichtung auf das apostolische Glaubensbekenntniß. Zwar cassirte das Ministerium Baroche unter dem allgemeinen Schrei der Entrüstung diesen Beschluß als eine ungesetzliche Beschränkung des Wahlrechts; und dem Verlangen vieler Gemeinden nachgebend, gaben mehrere Consistorien den Gebrauch des Glaubensbekenntnisses bei den Gottesdiensten den Geistlichen frei. Zwar schrieb Nicolas, Professor der Theologie in Montauban, eines der gelehrtesten und gediegensten Werke der französischen Theologie „le symbole des apôtres“, in welchem er mit wissenschaftlicher Schärfe seine Entstehungsgeschichte und mehrere in ihm enthaltene, von dem Protestantismus entschieden zu verwerfende Irrthümer nachzuweisen suchte. Zwar wies Coquerel in seinen Vorträgen „l'histoire du credo“ nach, daß der Gebrauch des apostolischen Symbolums niemals in der reformirten Kirche gesetzlich vorgeschrieben war. Aber der Staatsrath, an welchen das Consistorium von Caen appellirt hatte, erkannte demselben das Recht zu, die Bedingungen des activen Wahlrechts in der angegebenen Weise zu modificiren. Dadurch wird die reformirte Kirche Frankreichs in die schwerste Verwirrung gestürzt; denn die andern orthodoxen Consistorien werden sich beeilen, die Wahlbedingungen danach zu regeln, die mit liberalen Majoritäten dagen entschieden protestiren, und so zwei verschiedene Wahlmodi in der einen reformirten Kirche Frankreichs sein, ein steter Quell des Haders und Gezänks, wenn nicht der Beginn einer in Frankreich dem Katholicismus gegenüber doppelt traurigen Kirchenspaltung.

Ernster Beherzigung werth gerade für die orthodoxe Parthei ist die große Bewegung, welche in der französischen Schweiz im Canton

Neuchâtel ausgebrochen ist. Sie zeigt, wie schnell die tiefste Gleichgültigkeit des Volkes gegen die unter der Herrschaft der Orthodorie stehende Kirche der gewaltigsten Aufregung weichen kann, wie nahe aber dann die Gefahr des Ueberschäumens ist. Neuenburg konnte als das Eldorado der orthodox-pietistischen Partei gelten. Es hatte keinen einzigen des Liberalismus verdächtigen Geistlichen, um so mehr war der Boden unterhöhlt. Der neunundzwanzigjährige Professor der Philosophie, Buisson, warf den Funken in's Pulverfaß durch einen Vortrag: „Ueber eine dringende Reform im Primarschulunterricht“, in welchem er es für unzulässig erklärte, den Kindern die ganze Bibel in die Hand zu geben, weil sie der gesunden Entwicklung der Intelligenz und Moral schädlich sei. Der dadurch erregte Sturm veranlaßte ihn, seine weiteren Ideen ziemlich radicaler Art auszusprechen in der Schrift „das freie Christenthum und die Kirche der Zukunft“. Er erklärt sich gegen das Minimum jedes Dogmatismus und betrachtet als solchen auch die Vorstellung vom persönlichen Gott. Das Wesentliche am freien Protestantismus ist ihm, daß seine Glieder ihre Ansichten über Gott, Jesus, die Seele, das zukünftige Leben fortwährend entwickeln nach dem Fortschritt der Wissenschaft. Die religiöse Gesellschaft soll auf ausschließlich praktische und moralische Basis gegründet werden und Raum selbst für den Atheisten haben. An Stelle aller Dogmen tritt der feste Wille, unser Verhalten dem absoluten moralischen Gesetz immer unterzuordnen. Die Bewegung machte reißende Fortschritte, besonders im Jura, und wurde durch Cougnard nach Genf verpflanzt. Die französischen Theologen Pécaut und Réville bringen ihr religiöse Vertiefung; auch Buisson, dem es offenbar heiliger Ernst ist um die von ihm angestrebte Reform der Kirche, mäht und vertieft sich mehr und mehr. Ohne Zweifel ist diese Bewegung noch im Gährungsprozeß begriffen, und es wäre voreilig, über sie jetzt schon ein abschließendes Urtheil zu fällen; jedenfalls steht sie hart an der Grenzlinie des Christenthums und hat einen gefährlichen Bundesgenossen in dem Schweizer Radicalismus, der auch in anderen Cantonen religiöse Reformvereine gründet, in welcher im besten Durcheinander Christen und Juden sich die Hand reichen zur Reform der Religion.

Wenden wir von dieser Bewegung noch sehr zweifelhaften Werthes unsern Blick auf das evangelische Deutschland, so fehlt es nicht an erfreulichen Zeichen, daß unser Volk sich allmählich auf sein reformatorisches Erbe zu besinnen anfängt und daß auch die verschiedenen Kirchenregierungen sich genöthigt sehen, den erwachenden Geist nicht gänzlich zu ignoriren. Auch ist erfreulich und verheißungsreich die überall hervortretende Besonnenheit

und ruhige Mäßigung in dem Auftreten der liberalen Partei. In noch höherem Grade als auf politischem Gebiet ist ja auf dem kirchlichen das turbulente und demagogisch = agitatorische Vorgehen eine Gefahr für die liberale Sache. Die Thatsache, daß die schönödeste Behandlung der liberalen Partei dieselbe nicht hat aus ihrer ruhigen, beharrlich ihr Ziel verfolgenden, sicheren Haltung bringen und zu unbesonnenem, leidenschaftlichem Vorgehen hat hinreißen können, ist uns eine Bürgschaft der ihr innewohnenden sittlichen Kraft, eine bessere Gewähr für ihren endlichen Sieg, als eine künstliche Aufregung der Massen. Freilich geht es auf diesem Wege, auf welchem nicht an die Leidenschaften appellirt, sondern auf die Ueberzeugung gewirkt wird, langsam; dafür ist aber die mehr und mehr gezeigte Theilnahme der besten und angesehensten Kreise unsers Volkes kein aufflackerndes und verglimmendes Strohfeuer, sondern von nachhaltiger Kraft; und solche ist um so mehr nöthig, als diesem neu erwachenden Geiste gegenüber die Zähigkeit der unevangelischen Mächte in unserer Kirche, insbesondere die Annäherung des Confessionalismus nicht geringer, sondern größer geworden ist. Vertrauend der hohen Protektion, die ihm theils aus politischen Rücksichten, theils aus Schwäche zu Theil wird, geht er mit erneuter Rücksichtslosigkeit vor, noch immer der Hoffnung lebend, es werde ihm gelingen, den Todesstreich gegen den verhaßten kirchlichen Liberalismus zu führen.

Freilich muß er, wenn er Umschau über die deutschen Gauen hält, manches Land als einen verlorenen Posten betrauern. Oldenburg, die sächsischen Herzogthümer, die Pfalz, Baden sind kein Boden, auf denen Weizen blüht. Dafür aber hat die Gemeinde dort überall Frieden und bauet sich. Die evangelische Kirche Badens hat unter dem Schutze der neuen Kirchenverfassung und ihrem freisinnigen Kirchenregiment schnell den inneren Frieden wiedergewonnen. Die Unglücksraben, die der badischen Kirche die fürchterlichsten Dinge prophezeiten, sind zu Schanden geworden; ungestört kann der orthodoxeste Geistliche auf seine Weise das Evangelium verkündigen; nur muß er auch andere Standpunkte seiner Amtsbrüder tragen, nichts anderes ist ihm erschwert als das Verfeuern und verdächtigen Andersdenkender. Alle Berichte stimmen darin überein, daß die Parteien, die vor kurzem noch so schroff einander gegenüber standen, wohl unter den Geistlichen wie in den Gemeinden sich gegenseitig mehr und mehr vertragen lernen und gemeinsam am Reiche Gottes zu bauen bereit sind. Dasselbe Beispiel giebt die Pfalz, deren jüngst gehaltene Synode stets der Gemeinschaft des Geistes eingedenk war und selbst eine so

delikate und die Geister aufregende Sache, wie ein neuer Katechismus ist, friedlich erledigte. Auch in den thüringischen Herzogthümern, in welchen die projektirten Repräsentativ- und Synodalverfassungen wegen dauerlicher Halbheiten zu großen Bedenken Anlaß geben und einer ernstern liberalen Opposition begegnen, sehen wir nichts von dem Beißen und Fressen, wie es überall da zu Tage tritt, wo die moderne Orthodorie die Machthaberin ist.

Für den Verlust jener Landstriche kann sich der Confessionalismus nun wohl trösten durch den noch immer sicheren Besitz von Sachsen, Baiern und Mecklenburg. Zwar regte sich in Sachsen die zweite Kammer, eine Landessynode verlangend mit überwiegend nichtgeistlichen Mitgliedern. Aber die Aufhebung des berücktigten Religionseides, durch welchen sich jeder Geistliche bei seinem Amtsantritt eidlich zu Lehren verpflichtet, die kein Einziger in dieser Form vertreten kann, steht noch in weitem Felde. Die bairische Generalsynode, die unter dem Vorsitz des Ehrenmitgliedes des katholischen Gesellenvereins, des Herrn v. Harleß, in Anspach tagte, fand den Antrag, dem genannten Herrn Prälaten einen Synodalausschuß an die Seite zu stellen, sehr bedenklich und lehnte ihn fast einstimmig ab. Trotz der „drohenden Nähe winterlicher Stürme“, die Herr v. Harleß verkündigte, hatte die Synode kaum etwas anderes zu thun, als eine Gehaltserhöhung für alte Geistliche zu dekretiren. In Mecklenburg, dem Lande des Todes, wird mit Strenge bei der Taufe jedem Kinde der Teufel ausgetrieben, aber die Teufel der Unsittlichkeit und geistlichen Stumpfheit hat Herr Kliefoth trotz alledem nicht zu bannen vermocht.

Aber die Freude an der ungetrübten Herrschaft des schroffsten Confessionalismus in jenen Ländern wird doch bedeutend der Partei vergällt durch die nicht zu umgehende Wahrnehmung, daß rings umher die liberalen Ideen im siegreichen Vorschreiten sind, und daß, wenn auch oft widerwillig genug, die Kirchenregierungen sie nicht ganz von der Hand weisen können. Wenn man bedenkt, wie dieser Partei noch zur Zeit der evangelischen Monbijou-Conferenz 1856 in Berlin jede Heranziehung von Laien zu Synoden und Gemeindefkirchenrathen als eine greuelhafte Verunreinigung der Kirche galt, so kann man begreifen, wie bittere Empfindungen geweckt werden müssen, wenn fast überall die bisher zurückgebliebenen Kirchenregierungen solche Neuerungen anzubahnen sich genöthigt sehen, oder wo sie zögern, die heftigste Bewegung gegen sich wachrufen. Selbst Württemberg hat endlich eine Landessynode von 25 geistlichen und 25 weltlichen Mitgliedern gesehen. Nach der Eröffnungspredigt des Herrn Prälaten v. Kapff so

ange verschoben „im Blick auf manche abstoßende Erfahrungen eines Nachbarlandes“, auch durchaus nicht berufen nach der Eröffnungsrede des Herrn Ministers v. Golter, um die altherwürdigen Einrichtungen zu modificiren, hat sie freilich Alles beim alten gelassen; aber war sie auch nur berufen, um den mit dem patriarchalischen Regiment des Herrn v. Kapff zufriedenen Sand in die Augen zu streuen, so zeigt gerade dieser Widerwille gegen synodale Institutionen am deutlichsten die zwingende Macht der Verhältnisse. Genau das Gleiche gilt von Braunschweig, das ebenfalls eine Vorsynode sah. Die thüringischen Herzogthümer nahmen solche in Aussicht. In Hessen-Darmstadt aber, der Domäne des Herrn v. Ketteler, wo sich das evangelische Kirchenregiment nicht im geringsten rührte, brach unter der kräftigen und besonnenen Leitung Hlly's eine energische Bewegung zu Gunsten einer Mündigkeitserklärung der Gemeinden hervor, und die Protestantenvereine schießen wie Pilze aus dem Boden. Endlich hat in Preußen Herr von Mühler selbst nicht umsonst gekonnt für Hessen-Kassel eine Vorsynode zu berufen, für Schleswig-Holstein eine auf freien Wahlen beruhende Gemeindevertretung zu schaffen, und der evangel. Oberkirchenrath selbst berief außerordentliche Provinzialsynoden mit gleichviel Laien wie Geistlichen, ja er plaidirte für größere Freiheit bei den Wahlen für kirchliche Gemeindevertretung. So Verschiedenes nun auch bei den verschiedenen Verfassungsbestrebungen zu wünschen bleibt, so ist insbesondere alle Concessionen des preuß. Oberkirchenrathes sich als Scheinconcessionen erweisen, so ist es doch völlig begreiflich, daß die confessionalistische Partei über diese auf allen Seiten sich zeigende Neigung, wenn auch vielfach nur zu Scheinconcessionen an die Forderungen der Zeit wenig erbaut ist, daß neben kleinmüthigen Klagen über die zunehmende Errüttung der Kirche, neben Aeußerungen verhaltenen Grolles gegen bisher hochgepriesene kirchenregimentliche Personen, der Haß gegen den stetig wachsenden Protestantenverein, der nicht mit Unrecht für diese liberalen Aeußerlichkeiten verantwortlich gemacht wird, in drastischer Weise sich ausspricht. Ebenso begreiflich ist es, daß vor allem Preußen das Gebiet ist, auf welchem seine Herrschaft zu behaupten, der Confessionalismus alle Anstrengungen macht, daß hier die Gegensätze besonders hart auf einander stoßen, weil Freund und Feind der großen norddeutschen Macht das Bewußtsein hat, daß hier wesentlich die Geschicke Deutschlands, wie in politischer so auch kirchlicher Hinsicht bestimmt werden, daß alle noch so wacker geführten Kämpfe in Baden, in der Pfalz, in Hessen und Thüringen nur Vorgehakte sind, wahrlich nicht unwichtig, aber doch nur Vorbereitungen für den

Entscheidungskampf, der auf preussischem Gebiete ausgefochten werden muß. Gerade hier ist aber wenig Trostreiches zu berichten.

Die kirchlichen Zustände in Preußen sind im Lauf des letzten Jahres immer abnormer geworden, und eine Lösung der kirchlichen Wirren erscheint schwieriger denn je. Schon das ist bezeichnend für die Confusion, daß der Staat noch immer zwei verschiedene Kirchenregimente besitzt, das Cultusministerium für die neuen, den Oberkirchenrath für die alten Provinzen, welcher aber wieder trotz seiner Behauptung, die Kirche sei selbstständig, bei allen möglichen Dingen, bei Besetzung der Consistorien und Superintendenturen, bei allen organischen Einrichtungen sich die Einmischung des Cultusministeriums gefallen lassen muß. Neben diesem Dualismus in der höchsten Leitung ist ein Dualismus zwischen dem einem gemäßigten Confessionalismus zugethanen Oberkirchenrath und den ihm untergebenen scharf confessionalistisch gesinnten Consistorien vorhanden. Auf der untersten Stufe der Gemeindeverfassung ist wieder ein Dualismus zwischen dem vom Patron ernannten Kirchenvorstand und dem Gemeindefkirchenrath, dem nur Pflichten aber keine Rechte zugewiesen sind. Da ist es kein Wunder, daß die Intentionen des einen an den Interessen des andern regelmäßig scheitern. In der höchsten Kirchenleitung hat diese Doppelleitung wohl etwas Gutes gehab. Die Scheu vor dem Landtag hat Hrn. v. Mühler stellenweise zu Concessionen getrieben, die man bei seinem confessionellen Standpunkt nicht erwarten konnte, und der Oberkirchenrath mußte, so ungern er wollte, nachfolgen, da es doch immer mißlich ist, den alten Provinzen zu versagen, was den neuen eingeräumt ward. Aber freilich trugen denn auch alle liberaler gefärbten Maßregeln beider Behörden den Charakter des Zwanges und halber Maßregeln an sich und waren so wenig mit dem sonstigen Verfahren in Einklang, daß man weder auf confessionalistischer noch auf liberaler Seite an den Ernst der Reformbestrebungen glaubt. Die Maßregeln beider Behörden verriethen die Einsicht von der Unhaltbarkeit der bisherigen Politik, aber auch das Widerstreben, dieser Einsicht entschieden Rechnung zu tragen. Die Politik beider machte darum nicht den Eindruck klarer Sicherheit in der Verfolgung fester Grundsätze, sondern den der Rathlosigkeit, des unsicheren Tastens, des Experimentirens. Wir gehen bei der Beurtheilung derselben von der Voraussetzung aus, daß der durch ein verblendetes Staatskirchentum großgezogene Confessionalismus ein das Leben der evangelischen Kirche zerstörender Krebschaden ist, daß er dem Papstthum innerlich verwandt, nicht minder wie jenes der Erbfeind des deutschen evangelischen Christenthums ist. Wir fragen deshalb hauptsächlich danach,

ob diesem Confessionalismus mehr oder minder erfolgreich entgegengetreten worden ist.

Es ist bekannt, mit welcher Liebe der Cultusminister die confessionellen Elemente in den neuen Provinzen gepflegt hat. Dieselbe kurzfristige Politik, die er dem Katholicismus gegenüber befolgt, ihn durch Begünstigung zu gewinnen, wurde auch dem lutherischen Confessionalismus gegenüber angewendet und zwar mit noch entschiedenerem Mißerfolg. Schmerzerfüllt sahen die treuesten Freunde Preußens, wie Herr von Mühler in Hessen die Bilmars, in Hannover die Uhlhorn's, in Schleswig-Holstein die Koopmann's begünstigte; vergeblich wurde ihm zugerufen, er entfremde die neuen Provinzen dem Staat statt sie zu gewinnen, er begünstige nur eine Partei, deren Haß gegen Preußen unverföhnlich sei. Mit frivolem Hohn erklärte der Schulrath Wattrup den nationalen Abgeordneten v. Bennigsen und Miquel, das preußische Regiment wolle sich nicht auf seine Freunde stützen, es wolle seine Feinde, die Lutheraner und Welfen für sich gewinnen. Klägliches Fiasco hat denn auch so leicht keine Politik gemacht.

Wenn Nassau, das so freudig die Annexion begrüßt hatte, jetzt von tiefster Unzufriedenheit durchzogen ist, so haben die kirchlichen Verhältnisse, die im Mühler'schen Geist wirkenden Beamten, daran große Schuld, die unzufrieden mit dem dortigen Geist des Christenthums, d. h. dem Geist der Union und der Verträglichkeit, „dem Sumpf der nassauischen Kirche aus Preußen neues Leben einhauchen wollten“, die „bei dem Mangel an Männern, die auch nur zu Defanen tauglich wären“ das Land mit preußischen Pastoren überschwemmten, „um die nassauische Kirche durch Vereinigungen von auswärts mit der preußischen in engere Verbindung zu bringen“. Nachdem im Interesse des specifisch preußischen Christenthums schonungslos mit der Stimmung in Nassau verfahren war, mußte schließlich der preußische Regierungspräsident versetzt werden zum größten Bedauern der preußenfeindlichen Frankfurter Zeitung, welche seine Versetzung lebhaft beklagte, weil derselbe es so trefflich verstanden habe, das Preußenthum zu vertreten.

Das gleiche Fiasco erlitt Herr v. Mühler in Hessen. Obwohl er die Bilmarianer gehätschelt, den Herrn Kreißig als Realschuldirector zu betätigen sich gestraubt, in dem Herrn Kumpel von Gütersloh aber den Hessen einen Provinzial-Schulrath ernannt hatte, von welchem ernstlich die Frage erörtert war, ob nicht in den Gymnasien die heidnischen Classiker mit den Kirchenvätern zu vertauschen seien; obwohl Herr v. Mühler sonst hier ebenso wenig wie in Hannover und Holstein daran dachte, die Kirche

wie in dem liberalen Nassau durch massenhafte Berufung von auswärts mit der preussischen in engere Verbindung zu bringen, so verhielten sich die Bilmarianer doch nach wie vor so feindlich und so störrisch, daß selbst Herr v. Mühler sie aufgeben mußte. Durch den Landtag genöthigt, der hessischen Kirche eine gesetzliche Regelung zu geben, warf er seine ganze bisherige Politik urplötzlich bei Seite und berief nach den Vorschlägen des Abgeordneten Detker, eines Mitgliedes des engeren Ausschusses des Protestantenvereins, eine Vorsynode, in welcher neben geistlichen Deputirten eine gleiche Anzahl von den Gemeinden in freier Urwahl gewählter Laien eine Kirchenverfassung berathen sollten. Die Schwenkung war so unerwartet, daß die Entrüstung der Bilmarianer ebenso erklärlich ist, wie das betroffene Erstaunen aller liberalen Gegner des Herrn v. Mühler. Jene, die seit den schönen Tagen Hassenpflug's an staatliche Protection gewöhnt waren, spieen jetzt Feuer und Flammen gegen „den nationalliberalen“ v. Mühler, und dieselben, die so lange blinden Gehorsam gegen die Obrigkeit gepredigt, mußten jetzt wegen Widerseßlichkeit von ihm suspendirt werden. In einem äußerst versöhnlichen Sinn beschloß die liberale Majorität eine mäßig liberale Repräsentativ- und Synodalverfassung. Aber das Kirchenregiment nahm fleißig Gelegenheit zu zeigen, daß seine liberalen Anwandlungen eben nur Anwandlungen seien, vor weitergehenden Beschlüssen (freier Pfarrwahl der Gemeinden) schreckte der Regierungscommissar zurück durch die Erklärung, daß dann das ganze Verfassungswerk nicht zu Stande kommen würde. Aber trotz der Gefügigkeit der Synode hat doch Herr v. Mühler ihre Resultate kaum glaublicher Weise wieder den 6 Superintendenten zur Begutachtung vorgelegt, trotzdem die Hälfte derselben in Bilmar'schem Troß sich nicht an der Synode betheiligt hatte, und die Verfassung ist noch immer nicht genehmigt. Den Landrath v. Schrötter in Hanau aber, den Vorsitzenden des dortigen Consistoriums, der sich rasch das Vertrauen der Bevölkerung gewonnen hatte, hat die Regierung schnell sich beeilt des letzteren Postens zu entbinden, als die Bilmarianer ihn denuncirten, daß er nicht oft genug die Kirche besuchte. Daß durch derartiges der Muth der Confessionalisten nicht herabgedrückt wird, ist wohl klar.

War die Politik des Herrn v. Mühler in Hessen zu einem plötzlichen Umschwung genöthigt, so erlitt sie einen gründlichen Schiffbruch in Hannover. Als schon in Hessen die Unmöglichkeit sich aufdrängte, die confessionellen Lutheraner zu versöhnen, als eine Pfingstconferenz in Hannover bereits beschlossen hatte, die schroffste Stellung der Union gegenüber einzunehmen, als die dann zusammentretenden Hannover'schen Bezirksynoden

schon in den extravagantesten Beschlüssen gefielen (z. B. beschloß die Bezirksynode Bergen, daß die Soldaten, die am unirten Abendmahl Theil genommen, zur Erkenntniß ihres Unrechts sollten gebracht werden; die Bezirksynode ESENS stieß die Mitglieder des Protestantenvereins aus), hoffte Herr v. Mühler noch immer durch Freundlichkeiten zu versöhnen. Der Ausfall der Wahlen zur Landessynode war die eclatanteste Niederlage einer Politik. Trefflich hatte es der Confessionalismus verstanden, alle kirchenfeindlichen Elemente an sich zu ziehen; Männer, welche bei dem Katechismusstreite die gehäßtesten gewesen waren, Münchmeyer, Rietmann, wurden jetzt aus Haß gegen Preußen in die Synode gewählt. Fast alle Deputirte waren welfisch gesinnte Lutheraner, so daß ohne die vom König zu ernennenden Mitglieder die weniger Confessionellen nicht einmal die zur Stellung eines Antrags nöthigen zehn Unterschriften hätten erlangen können. Aber auch jetzt noch hörte der Minister nicht auf entgegenzukommen. Eine Anzahl der auf seinen Vorschlag vom König ernannten Synodalmitglieder war den Lutheranern ganz genehm, so daß einer derselben, Superintendent Schünhof erklärte, daß offenbar der König selbst nichts von der Union wolle, da er sonst nicht ihn habe ernennen können. Die Landessynode nahm denn auch die extremste Stellung ein. Zum ersten Mal trat in einer streng orthodoxen Versammlung der Haß gegen das dem Liberalismus gegenüber bisher als Segen gepriesene Staatskirchentum in seiner Schroffheit zu Tage, wie niemals bisher seitens des kirchlichen Liberalismus. Man verlangte die Uebertragung der Rechte des Cultusministeriums auf ein Landesconsistorium, für welches eine gleiche Autonomie wie die der katholischen Bischöfe in Anspruch genommen ward. Die Synode mußte schließlich plötzlich geschlossen werden. Der Synodalausschuß ward natürlich aus strengen Lutheranern gebildet und versagte im Verein mit dem Consistorium dem gut lutherischen aber der Union zugethanen Pastor Topf, der vom Magistrat in Goslar zum Prediger gewählt war, die Bestätigung, wozu wegen seiner Stellung zur Union, obwohl das selbst in der Welfenzeit nicht vorgekommen war. Es war dies der Dank gegen Herrn v. Mühler, der ganz unnöthiger Weise die Entscheidung dem Synodalausschuß anheimgegeben hatte.

Die lutherische Kirche Schleswig-Holsteins hatte immer einen milden, unionsfreundlichen Charakter; jetzt erhebt auch dort der Confessionalismus sein Haupt polternd und verdammend. Bekannt ist die berühmte Rede des Pastor Harms auf dem Burger Missionsfest, wo er die Reformirten und Unirten für schlimmer denn die Zulusaffern, und die Religionsmengerei

(der preuß. Union) für schlimmer denn den Katholicismus erklärte. Wie auch hier dem Confessionalismus alle Mittel heilig sind, hat Bischof Roopmann bewiesen, der auf die eclatanteste Weise das Briefgeheimniß zu verlegen mit seiner bischöflichen Würde nicht unvereinbar hält. Zwar haben hier die Confessionellen, die nicht minder wie in Hannover und Hessen die Feinde des preußischen Staates sind, an Professor Lipsius in Kiel, an Archidiaconus Jesh, dem Herausgeber des Kirchen- und Schulblattes, gewiegte und energische Gegner, welche nicht ohne Anhang unter den Pastoren des Landes sind. Auch hat Herr v. Mühler sich veranlaßt gesehen, eine Gemeindeordnung mit freigewählter Laienvertretung zu geben. Aber gleichwohl ist er auch hier bisher den liberalen Bestrebungen mit unverhohlenem Uebelwollen begegnet. Professor Lipsius ist, nachdem er den Bremer Protestantentag besucht, aus der wissenschaftlichen Prüfungscommission entfernt, und die Kieler theol. Fakultät durch ein orthodoxes ihr aufgedrungenes Mitglied verstärkt worden. Daß die hannoverschen Erfahrungen den Minister nunmehr bestimmt hätten, sich der liberalen, unionsfreundlichen Partei zu nähern, davon haben wir bis jetzt nichts gehört. Und doch steht auch hier eine Provinzialsynode vor der Thüre, bei welcher die Gefahr nahe liegt, daß sie denselben Geist athmen werde wie die hannoversche.

So ist die Absicht des Herrn v. Mühler, durch die Begünstigung des Confessionalismus die neuen Provinzen zu versöhnen, kläglich gescheitert. Die national Gesinnten sind durch die halben Concessionen nicht befriedigt, sondern verstimmt und verbittert; die Confessionellen, die Feinde Preußens sind gleich geblieben in ihrem Haß und übermüthiger geworden in ihren Forderungen. Es sollte doch dem blödesten Auge gerade an den Erfahrungen in den neuen Provinzen klar geworden sein, daß dem nationalen Staat, den Preußen zu gründen berufen ist, der Confessionalismus der unversöhnlichste Widersacher ist, und mit vollem Recht, da dieser Staat der Staat der Toleranz sein muß, wenn er seine Aufgabe lösen will. Gerade daß selbst Herr v. Mühler gewiß ganz gegen seine Neigung zu mehreren liberalen Maßregeln gezwungen wurde, zeigt deutlich, daß dieser Staat die confessionellen Bahnen nicht gehen kann. Gleichwohl fährt Herr v. Mühler fort, soweit seine Macht reicht, in den alten wie in den neuen Provinzen, sehr vereinzelte Ausnahmen abgerechnet, bei Besetzung der Lehrstühle, der Consistorien, der Schulcollegien, der Directorate, in der gesammten Unterrichtsverwaltung diesen Geist zu protegiren.

Die Thätigkeit des Oberkirchenraths war kaum eine rühmlichere. Wenn auch weniger confessionalistischer Neigungen verdächtig als Herr v.

Mühler, doch gleich ihm jeder freieren Entwicklung der Kirche zur wahren Gemeindefirche hin abhold, wurde er durch die Gewalt der Umstände ebenfalls zu liberalen Concessionen gedrängt, die um so weniger befriedigten, als er keinen Zweifel ließ über seinen Wunsch nach wie vor mit dem ConfeSSIONalismus auf gutem Fuße zu stehen. Das Abgeordnetenhaus hatte im März 1869 die in Aussicht genommenen Provinzialsynoden für ungeeignet erklärt, die Kirche wirklich zu vertreten, sie waren nur von einigen Schulrathen und — den Ultramontanen vertheidigt worden. In der Verlegenheit, in die der Oberkirchenrath durch diesen Beschluß versetzt war, der ihm die Aussicht abschchnitt, je Geld für solche Synoden zu erhalten, berief er „außerordentliche“ Provinzialsynoden als eine Art von Vorsynoden, welche die projektierte Provinzial-Synodalordnung erst revidiren sollten. Sie unterschieden sich aber von den vom Abgeordnetenhaus verworfenen im wesentlichen nur durch den Titel. Insbesondere sollten sie, obwohl in Hessen der Minister freie Wahlen den Gemeinden gewährt hatte, nicht aus freien Gemeindevahlen, sondern aus ganz denselben Kreissynoden hervorgehen, um deren willen, als keine Vertretung der Gemeinden bildend, das Abgeordnetenhaus jene Synoden verworfen hatte. Die Concession war somit nur ein Schein. Dann aber sprach der Ober-Kirchenrath zum Staunen Aller den Wunsch aus, die Synoden möchten sich für den Wegfall der berückichtigten Bestimmung erklären, nach welcher die Gemeinden nur solche Vertreter wählen durften, welche auf einer von Pastor und Patron aufgestellten verbindlichen Vorschlagsliste genannt waren. Dieses Verlangen nach freieren Wahlen mußte um so mehr frappiren, als bisher die officiösen Federn nicht müde geworden waren, die Forderung freier Wahl zu perhorresciren, und als gottloses Verlangen der Protestantenvereine nach einer Pöbelkirche darzustellen. Aber die Halbheit auch dieses Vorschlags war sogleich klar. Das Kirchenregiment verlangte, daß für wählbar erklärt würden, nicht etwa wie wir es wünschen, alle die, welche das eidliche Gelübde ablegen, das Beste der evangelischen Kirche im Sinn und Geist Jesu Christi nach bestem Wissen und Gewissen im Auge zu haben, sondern nur diejenigen, die sich am Gottesdienst und Abendmahl theilnehmen. Abgesehen davon, daß diese archaischen Handlungen durchaus kein Kriterium innerer Würdigkeit sind, so wird damit die schlimmste Aussicht eröffnet, alle mißliebigen Elemente durch Untersuchung ihres Kirchenbesuchs zu denunciiren und zu hancaniren, wie es dem Landrath v. Schrötter in Hanau geschehen ist. Liegt nun aber immerhin darin ein kleiner Fortschritt gegen das frühere Verfahren, so konnte es doch der Oberkirchenrath nicht ungeachtet anfangen, um seine Wünsche durch-

zufehen. Er befragte zuvor ganz unnöthiger Weise die Kreissynoden darüber, die meist aus Landgeistlichen und Bauern bestehend, gänzlich ungeeignet waren, ein competentes Gutachten über eine allgemeine Verfassungsfrage zu geben. Was bei der Zusammensetzung dieser Kreissynoden Jeder vorausgesehen, nur der Oberkirchenrath nicht, geschah, fast Alle verwarfen die beabsichtigte Neuerung. Gleichwohl waren sie wieder, obwohl das Kirchenregiment vollkommen befugt war, von ihnen abzufehen, außersehen, um die Deputirten zu den Provinzialsynoden zu wählen, die diese Neuerung beschließen sollten. Die Wahlen zu den außerordentlichen Provinzialsynoden fielen denn auch gleichfalls, was ebenfalls Jeder voraussah, nur der Oberkirchenrath nicht, vielfach auf die schroffsten Männer, die wenig geneigt schienen, freiere Wahlen zuzustehen. Gleichwohl hörte die Hoffnungslosigkeit in den höheren Regionen nicht auf; das officiöse Organ des Oberkirchenraths sprach vielmehr in der naivsten Weise die Hoffnung aus, es werde der Gesichtskreis der Herrn Deputirten in den Provinzialhauptstädten schon erweitert werden. Aber soviel auch dem Oberkirchenrath daran lag, jene verbindliche Vorschlagsliste abzuschaffen, da er nur so hoffen konnte, bei dem Landtag durchzubringen, so erklärten sich doch trotz aller Preffion die drei Synoden von Brandenburg, Pommern und Sachsen für die Beibehaltung der Liste.

Diese außerordentlichen Provinzialsynoden wurden der Tummelplatz des Confessionalismus, dem das Kirchenregiment nur beklagenswerthe Schwäche entgensetzte. Wir erinnern an die Vorgänge bei der Präsidentenwahl in Stettin, wo der Oberkirchenrath, um die Wahl des schroffen Meinhold zum Vorsitzenden zu hintertreiben, schließlich dem Lutherthum die große Concession machte, das von der Synode zu feiernde Abendmahl nicht nach der Landesagende, sondern nach dem streng lutherischen Ritus zu feiern und damit eine thatsächliche Emancipirung von der Union zu sanctioniren. — Wir erinnern ferner an die Debatte über den Bekenntnißparagraphen. Die von der Brandenburgischen Synode beschlossene Formel lautet: „die Synode steht auf dem Grunde des lauteren Wortes Gottes alten und neuen Testaments, wie solches in den ökumenischen und reformatorischen Bekenntnissen bezeugt ist.“ Der nächstliegende und natürlichste Sinn dieser Formel kann nur der sein, daß nicht mehr das Wort Gottes allein, sondern das Wort Gottes in der Auffassung der Bekenntnisse die Norm ist. Sie sind als die authentische Interpretation neben die Schrift gestellt, und jede Abweichung von ihnen, also von der orthodoxen Lehre über die Dreieinigkeit, über die Person Christi ist verdammlich und

schließt von der Synode aus. Die Synode hat mit jenem Beschluß genau den Standpunkt eingenommen, den auf dem Reichstag zu Speier 1529 die katholische Majorität vertrat, gegen welche die evangelischen Stände protestirten und den Namen Protestanten erhielten. Denn dort wollte die katholische Majorität, daß Gottes Wort nach den von der Kirche approbirten Schriften gepredigt werde. Damals protestirten die Evangelischen dagegen, und erklärten es für das Gewisseste, bei Gottes Wort zu bleiben und Schrift durch Schrift auszulegen. Die Mitglieder des Oberkirchenraths aber, die in der Synode saßen, haben einem solchen katholischen Beschluß zugestimmt. Selbst Dr. Dörner hat das über das Herz gebracht, weil er diese Formel auch anders deuten zu können glaubte, als ob bei einer Gesetzesbestimmung es auf den Sinn ankommt, den Dieser oder Jener hineinlegt und nicht auf den Buchstaben. Bei einer Gesetzesbestimmung ist doch gewiß zweifellose Klarheit nöthig, Dr. Dörner und Genossen konnten und mußten wissen, daß ein großer Theil der Synode die Formel in dem katholisirenden Sinn auslegte. Da war es, wie uns scheint, für diese Männer heilige Pflicht, nicht zu ruhen, bis sie eine Formel fanden, welche keinen Zweifel ließ, daß die Bekenntnisse der Kirche der Schrift untergeordnet, daß diese die alleinige Norm sei. Sie haben es nicht gethan, sie haben einem Beschluß zugestimmt, durch welchen eine später zusammentretende Synode berechtigt ist, alle wissenschaftlich gebildeten Männer, Theologen und Laien, auszuschließen, weil kaum ein Einziger von Solchen der Auslegung des Wortes Gottes in den Bekenntnisschriften zustimmt. Die Synoden werden dann Synoden der Unwissenheit und Unbildung sein, von denen gewissenhafter Weise Jeder fern bleiben muß, der einen Anflug wissenschaftlicher Bildung hat. Und solche Synoden sollen wachen über Reinheit der Lehre, beanspruchen Theilnahme am Kirchenregiment, an der Besetzung der theologischen Lehrstühle. Denn auch auf den altpreussischen Synoden ist, wie in Hannover das neue Bestreben des Confessionalismus aufgetreten, das Staatskirchenthum zu schmälern und bisherige Rechte des Staates den Synoden zuzumeisen, in der Voraussetzung, daß diese stets der Hort des Confessionalismus sein würden. In wie weit das Kirchenregiment die Beschlüsse der Synoden brauchbar finden wird, steht noch dahin. Nachdem sie vorher künstlich, sogar durch Ansetzung eines allgemeinen Bettages, zu ungemeiner Bedeutung hinaufgeschraubt waren, mußte die Pommer'sche noch vor Beendigung ihrer Berathungen aufgelöst werden, den andern wurde erklärt, daß man ihre Beschlüsse prüfen werde, so daß das Kirchenregiment schließlich denselben Standpunkt einnahm wie Dr. Thomas, das einzige Mitglied des

Protestantenvereins auf der Brandenburger Synode, der bei Beginn der Synode die Erklärung abgegeben hatte, daß er dieser Synode als keiner Vertretung der Kirche lediglich einen beratenden Charakter zuerkennen könne. Das Resultat der Synoden aber war doch, daß das Lutherthum sich in seiner Macht fühlen gelernt und von neuem erfahren hat, daß es auf Nachgiebigkeit und Concessionen Seitens des Kirchenregiments rechnen kann, wenn es nur energisch auftritt.

Dieselbe Nachgiebigkeit der obersten Behörde finden wir gegenüber den Consistorien. Die Anrufung des Oberkirchenrathes Seitens der durch Aufzwingung neuer Gesangbücher gequälten Gemeinden bleibt meist erfolglos. Wenn die Kirchenbehörden in Schlessien die Einführung des neuen Gesangbuchs sistirten, in Berlin ebenfalls keine weiteren Schritte thaten, so lag das allein an der energischen Abwehr der Gemeinden, an der Furcht vor einem größeren Brande. Charakteristisch für die Scheu, die Consistorien zu desavouiren ist besonders die Antwort auf eine Beschwerde des Gemeinde-Kirchenrathes der Jerusalems- und Neuen Kirche in Berlin. Dieser beschwerte sich über eine vom Consistorium ihm ertheilte Rüge, daß er den bekannten Lisco'schen Synodalbericht veröffentlicht habe, sowie darüber, daß das Consistorium die von 21 Mitgliedern der Friedrich-Werder'schen Synode gegen die liberalen Geistlichen gerichtete Bannbulle nicht gerügt habe. Es ist in letzterer Beziehung hervorzuheben, daß die Kreis-Synodalordnung ausdrücklich jedes Urtheil über die Lehre der Geistlichen den Synoden verbietet, daß trotzdem auf der Synode in jener Bannbulle drei Mitglieder des Consistoriums, darunter ein Generalsuperintendent, sich über diese Bestimmung hinweggesetzt hatten. Bei der Aufregung, die jene Vorgänge hervorgerufen hatten, wäre ein sofortiges Einschreiten des Oberkirchenrathes im Sinne des Gesetzes gewiß nothwendig gewesen. Der Oberkirchenrath aber antwortete auf die Beschwerde vom 12. Januar 1869 erst nach erneuter Mahnung am 11. März 1870. Er antwortete (nach der Prot.-R.=Z.) auf die erste Beschwerde „mit jener Gewundenheit, welche den Beschwerdeführern nicht ganz Unrecht geben kann, jedenfalls aber dem Consistorium Recht geben möchte.“ Auf den zweiten Theil, die Excesse auf der Synode betreffend, „glaubt der Oberkirchenrath nicht weiter eingehen zu sollen, weil sie eine Rekursbeschwerde nicht enthalte,“ obwohl gerade darüber geklagt war, daß das Consistorium nicht seine Aufsichtspflicht geübt, als ob man das Consistorium erst beim Consistorium hätte verklagen sollen! Ist es bei einer so handgreiflichen Schonung der Consistorien zu verwundern, wenn diese immer schroffer vorgehen, wenn

das Consistorium von Weistphalen den 40 Jahr im Amt befindlichen Pastor Brockhaus in Unna auf eine Denunciation seines Collegens hin sus-
endirt und mit Amtsentsetzung bedroht, bloß darum, weil er in einer
predigt die einfache evangelische Wahrheit ausgesprochen hat, „daß man
in Christus zu bekennen, nicht alle die Lehrformeln für wahr halten
müsse, die spätere Jahrhunderte über ihn, seine zwei Naturen, sein trini-
tarisches Verhältniß u. s. w. aufgestellt haben?“ Würde das ein Con-
sistorium wagen, wenn es wüßte, daß in Berlin, im Oberkirchenrath, ener-
gische Wächter gegen hierarchische Unduldsamkeit saßen?

Man sollte denken, die lutherische Conferenz in Leipzig
habe deutlich gezeigt, daß alle Nachgiebigkeit gegen das Lutherthum es nur
unmaßender macht. Da hat, wieder unter dem Vorsitz des Jesuitenfreun-
des Harleß, der Bischof Koopmann, der erste Geistliche einer preußi-
schen Provinz, die Kirche Preußens als Fürstin dieser Welt in einer fana-
tischen Rede hingestellt. Er und Luthard haben von neuem die unversöhn-
liche Feindschaft gegen die Union proclamirt, von neuem mit allem Nach-
druck verkündigt, daß die Kirche wesentlich auf der Lehreinheit beruhe, und
ausdrücklich der reformirten Kirche in gleicher Weise wie der katholischen
das Hausrecht abgesprochen. Man hat dabei gethan, als ob die Lutheraner
die schwersten Verfolgungen leiden müßten, und sich zu einem Martyrium
verstärkt, als ob sie ehestens den wilden Thieren vorgeworfen werden sollten!
Hat doch ein das Schlußgebet haltender Pastor emphatisch ausgerufen: „Was
schadet's denn, wenn wir geköpft werden! Was schadet's denn, wenn wir ge-
ädert werden!“ Selbst die Neue evang. K.-Z. muß bekennen, daß solch' eine
Lehreinheit, wie die Conferenz sie verlangt, nur in Rom ist, nur möglich ist
mit dem Tode des Glaubens und dem Untergang der Wissenschaft. Aber
charakteristisch für die Berliner Schwäche ist die unerwartete Folgerung des
die Anschauung des Kirchenregiments wiedergebenden Blattes: „Wir wollen
dafür arbeiten, daß der lutherischen Kirche in der Union kein Grund ge-
geben werde zu Argwohn und Mißtrauen.“ O heilige Einfalt!

Täglich treten mehr die heilloosen Folgen einer Kirchenpolitik zu Tage,
welche statt den in den Gemeinden herrschenden Geist auf verständige Weise
zu berücksichtigen, theils absichtlich, theils aus Schwäche eine dem Volk nun
zumal auf das tiefste widerwärtige Geistesrichtung pflegt. Die dringend-
sten äußeren Bedürfnisse können nicht befriedigt werden, weil trotz der
Versicherungen, daß die Kirche selbstständig sei, der Landtag die Gelder be-
willigen muß. Weil er, wendete man sich an ihn, eine wirkliche Vertretung
der Gemeinde verlangen würde, darum läßt man ihn unbehelligt und lieber

die Kirche darben. Noch immer warten viele Mitglieder der außerordentlichen Provinzialsynoden auf ihre Diäten. In Preußen giebt es noch 403 Predigerstellen unter 500 Thlr., 86 Stellen unter 400 Thlr., während der am schlechtesten besoldete Gerichtssekretair, ein Subalternbeamter, 550 Thlr. bezieht. Seit 1852, wo man vergeblich versuchte, 40,000 Thlr. zur Verbesserung der Pfarrgehälter zu erhalten, ist allein aus dem angeführten Grunde absolut nichts, auch nicht der geringste Versuch nach dieser Seite geschehen, obwohl der Staat seine Gehälter in diesem Zeitraum bedeutend besserte, und noch 1867 allein für die Elementarlehrer 167,000 Thlr. mehr auswarf. Eine Kollekte soll jetzt die Mittel zur Bildung eines Pfarrsublevationsfonds gewähren. Wahrlich, die Verantwortung dafür, daß man um der Durchführung einer bestimmten Politik willen die Kirche also darben läßt, kann ein Kirchenregiment doch nur übernehmen in dem Glauben an die völlige Unfehlbarkeit seiner Politik.

Was hilft es, daß die conservative Partei alle Versuche zur Hebung des kirchlichen Sinnes kräftig unterstützt? Den konservativen Politikern ist die Kirche, der sie innerlich nicht näher und nicht ferner stehn als die andern Parteien, ein Institut für Aufrechthaltung des politischen Conservatismus. Wie viele von ihnen stimmen ihren Sägungen nicht aus innerster christlicher Ueberzeugung, sondern aus derselben Loyalität zu, aus welcher man einen gegebenen Allerhöchsten Erlaß der Autorität halber nicht kritisiert. Wir legen deshalb auf den in diesen Kreisen hervortretenden kirchlichen Sinn, der sich so oftmals als Tünche erweist, gar keinen Werth. Er wirkt auch nichts auf unser Volk; man merkt die Absicht und man wird verstimmt. Dem Erstarken des confessionellen Geistes unter den Geistlichen gegenüber ist in den Gemeinden, wie Herr Schulrath Bieck auf der Berliner Pastoralconferenz selbst gestand, jeder Sinn für die confessionellen Unterschiede erstorben. Auch in den neuen Provinzen läßt nur die politische Parteilidenschaft die Gemeinden sich mit dem Confessionalismus verbinden. Indem man gleichwohl dieses vor allem den Gebildeten unerträgliche Joch von Menschenfägungen ihnen auferlegen will, hat man sie dem kirchlichen und religiösen Leben mehr und mehr entfremdet. Auf beklagenswerthe Weise liegt das Studium der Theologie darnieder. Generalsuperintendent Hoffmann selbst giebt zu, daß die Bildung der evangelischen Geistlichen hinter der Durchschnittsbildung der Gebildeten zurückbleibe. Weil blinde Unterwerfung unter die Autorität der Kirchenlehre von den angehenden Geistlichen verlangt zu werden scheint, findet sich selten nur ein strebsamer, reger Geist, der sich dem theologischen Studium widmet. Es

legt so sehr darnieder, daß man für dasselbe fördern muß durch Aussicht auf Befreiung vom Militärdienst. Und von denen, die sich dem Studium der Theologie widmen, strömt die größte Zahl nach Leipzig und Erlangen, um aufgebläht von einem hierarchischen Amtsbegriff in's Amt zu treten und als infallible Richter über alle Erscheinungen des Volkslebens, die mit der Weisheit ihrer Collegienhefte nicht stimmen, den Stab zu brechen. Daneben mehren sich in erschreckender Weise die Excesse gegen die Sittlichkeit gerade von Seiten hochorthodoxer Eiferer, und in widerwärtigster Weise weidet sich der Abschaum der Tagespresse an diesen Vorkommnissen. Über statt diesen lauernden Ausgeiern durch unerbittliche Gerechtigkeitsflüge zu imponiren, und statt durch rücksichtsloses Einschreiten ein abschreckendes Exempel zu statuiren, gelingt es diesen Verbrechern zu ent-
 schlüpfen, — um in Amerika als Glaubenshelden gefeiert zu werden, die durch die Verdächtigungen der Christusfeinde aus Europa verjagt seien. Wir fällen kein Urtheil über den Journier'schen Fall, wir bedauern diesen Mann, der eine lange bewährte Amtsführung hinter sich hat, aufrichtig; aber man muß das Urtheil der Gerichte respektiren. Wie kann man den Pastor Brodhaus suspendiren wegen jener unverfänglichen Aeußerungen, wenn man den doch nun einmal rechtskräftig verurtheilten Journier nicht nur während des Processes, sondern auch jetzt noch in Amt und Würden läßt.

Es arbeiten ja böse Mächte an dem Geist unsres Volkes. Es wächst der Socialismus, es wächst eine völlig religionslose Gesinnung in den untersten Ständen, ein praktischer Materialismus, der sich in der Gier nach Erwerb, nach Sinnengenuß äußert, ein Feind jedes idealeren Strebens. Das sind Vampyre, die an dem Herzblut unsres Volkes saugen. Es fällt uns wahrlich nicht ein, alle Schuld für das Auftreten dieser Mächte den kirchlichen Zuständen zuzuschreiben, aber daß die Kirche diesen Mächten so gut wie ganz ohnmächtig gegenübersteht, an der Schuld hat die seit Jahren herrschende Partei einen sehr großen Antheil. Es ist nur zu wahr, was Baumgarten einmal klagte: Eins der frömmsten Völker der Erde ist mit keiner Kirche verhegt.

Wohl ist noch ein religiöser Kern in unserm Volk vorhanden, aber die Gefahr wächst täglich mehr und mehr, daß je mehr ein dem ganzen modernen Denken und Thun fremder, feindseliger Geist die Kirche beseelt, das Volk abgestoßen von ihr, dem Radikalismus in die Arme taumelt. Da sollte man doch denken, daß jedem Freund der Kirche das Auftreten des Protestantenvereins erfreulich wäre, der versuchen will, das Volk mit dem Christenthum und der Kirche zu versöhnen. Er wendet sich

an alle die und nur an die, „die Christum als den Erlöser und Vollen- der Menschheit erkennen und bekennen,“ er fordert sie auf, eingedenk dieses gemeinsamen Grundes, nicht sich gegenseitig zu verfeuern, sondern nach der Wahrheit zu forschen in Liebe und Frieden. Er bekämpft kein theologisches System, auch das orthodoxeste nicht, er will nur, daß es so wenig wie ein anderes den Gemeinden gewaltsam aufgedrängt werde. Denn er findet das Christenthum nicht in theologischen Lehrlagen, sondern in der religiös- sittlichen Gesinnung, in der Hingabe des Herzens an Christus, an sein Wort und seinen Geist. Indem er dies als das Wesentliche von der Kirche gepflegt wissen will, hofft er für die Kirche als Pflegerin dieses Christenthums die Herzen zu gewinnen. Er glaubt, daß in den Gemeinden noch reichlich christliche Gesinnung vorhanden sei; darum will er ihnen die Ordnung ihrer Angelegenheiten überlassen in der Ueberzeugung, daß wenn an Stelle der bisherigen Bevormundung durch Geistliche und Staats- behörden, die nur knechtete oder verbitterte, dem in der Gemeinde herr- schenden Geist freier Spielraum gelassen werde, der Geist Jesu Christi sich kräftig bezeugen werde. Denken wir uns nun den schroffsten Confessionalisten, der die Einheit der Lehre für noch so wichtig hält, setzen wir selbst einmal den Fall, daß der Standpunkt des Protestantenvereins, den wir für den allein evangelischen halten, sehr kümmerlich wäre, so müßte doch selbst für seine Gegner die Erwägung maßgebend sein, daß ein noch so dürftiges Christenthum immer noch besser wäre, als wüster Materialismus und Atheismus, daß, wenn es dem Protestantenverein gelänge, Etliche, die sonst am Glauben Schiffbruch litten, der Kirche zu erhalten, wenn auch in noch so kümmerlichem Zustand, dies doch noch immer besser wäre, als völliges Zugrundegehen. Der Protestantenverein hat auch in diesem Jahre seine Mission erfüllt und Schiffbrüchige genug gerettet; er hat nicht Wenige abgehalten vom Verlassen der Kirche, nicht Wenige bestärkt in Werth- schätzung der Kirche und des Christenthums, Manchen, die abgestoßen von der herrschenden Richtung im Meer des Nihilismus zu versinken drohten, hat er festes Land gezeigt. Wir erinnern hier besonders an seine Verbreitung in Schlesien. Und die Menschen, die vorgeben, christliche Liebe zu haben, jede einzelne Seele auf betendem Herzen zu tragen, schämen sich nicht, diesen Verein zu verfolgen, der solche rettet, welche sie nicht retten konnten. Sei es, daß wir nur trocknes Brod zu essen hätten, es ist doch solche Nahrung noch immer dem Hungertode vorzuziehen. Die Ver- fechter des Protestantenvereins stehen auf dem entsetzlichen Standpunkt, daß sie sagen: wenn wir diese auf den Wellen treibenden Menschen nicht

retten können, so mögen sie im Strudel versinken, es ist besser, daß sie sterben, als daß sie im Fahrzeug des Protestantenvereins ihr Leben fristen. Zu allen Schmähungen, die der Unverstand und die Leidenschaft gegen den Verein erhoben haben, hat das Kirchenregiment dann noch die tödtliche Beleidigung gefügt, daß es dem Protestantentag in Berlin die Kirchen verbot. Aber alle Hekereien haben ihn nicht zu leidenschaftlichem Vorgehen fortreißen können. In der Schulfrage war zweifellos das Resultat der Verhandlungen, daß mit wenigen Ausnahmen die Thesen Holtmann's Zustimmung fanden, daß die Nothwendigkeit des obligatorischen, confessionellen Religionsunterrichtes in der sonst confessionslosen Staatschule anerkannt wurde und es hat gerade diese ruhige und besonnene Verhandlung einen nicht unbedeutenden Einfluß auf die Klärung der Anschauungen in weiteren Kreisen ausgeübt. Wahrlich, wenn die Orthodorie aus einer religionslosen Schule die schwersten Gefahren für das Volk mit vollem Recht erwachsen sieht, so sollte man sich doch freuen dieses Versuches des Protestantenvereins, dem Radikalismus so wie der Unklarheit eines „interconfessionellen“ Religionsunterrichtes entgegenzutreten. Statt dessen hat man nur fortgeschimpft. Verhältnißmäßig ruhig hat diese Partei das Volk in Apathie versinken sehen; da der Protestantenverein auftritt, um das kirchliche Leben anzufachen, schreit man gegen ihn als der Uebelthäter größten. Die Entfremdung so Vieler von der Kirche, die Fruchtlosigkeit der orthodoxen Bestrebungen, sie wiederzugewinnen, erträgt man mit verhältnißmäßiger Gleichgültigkeit; der Protestantenverein, der die Entfremdeten mit der Kirche zu versöhnen sucht, wird „der große Feind unsres Jahrhunderts“, „das aus dem Abgrund aufsteigende Thier“ genannt und danach behandelt. Wahrlich der Protestantenverein ist zum Gericht geworden für die herrschende Partei, an ihm sind die Gedanken der Herzen offenbar geworden. Die Verfolgung dieses Vereins zeigt, daß ihr weniger an der Lebensrettung Vieler als an der Aufrechthaltung ihrer Herrschaft, ihrer Satzungen liegt, zeigt, daß ihr gar kein Christenthum lieber ist, als das des Protestantenvereins, der in der That und Wahrheit nichts als die einfachen Grundsätze des reformatorischen Christenthums verwirklichen will. Daß sie es über das Herz bringt, in einer Zeit, wo so viele religionsfeindliche Mächte an dem Mark des Volkes gehren, einen Verein, der christliches und kirchliches Leben wecken will, für unberechtigt in der evangelischen Kirche zu erklären, bloß weil er theologische Menschenatzungen nicht als ein Joch den Menschen auslegen will, das ist nur erklärlich bei einem ganz papistischen Standpunkt, vor welchem nichts Anspruch auf Schonung und Duldung hat, was sich nicht in Rom dem

unfehlbaren Papst, hier der officiellen Theologie unterwirft; das ist unerklärlich bei einem Unfehlbarkeitsdünkel, der ob in Rom oder in Berlin die ganze Wahrheit zu besitzen vermeint. Und auch das Berliner Kirchenregiment sehen wir, wenn auch vielleicht nicht diesen Standpunkt theilen, doch ihm dienstbar.

Der Oberkirchenrath theilt den Standpunkt des Consistoriums der Provinz Brandenburg, daß der Protestantenverein, „da er auch solche Bestrebungen und Auffassungen Berechtigung einräume, welche die wesentlichen Grundlagen des christlichen Glaubens verwerfen“ principiell verwerflich sei; da er aber verschiedene Standpunkte, berechtigte und unberechtigte, in sich birgt, so seien die einzelnen Geistlichen darauf anzusehen, ob sie den berechtigten oder unberechtigten Standpunkt haben. Wir verstehen das schlechterdings nicht. Wenn Geistliche mit noch so berechtigten Anschauungen sich mit unberechtigten Bestrebungen verbinden, so thun sie Unrecht, und Pastor Knak ist ganz consequent, wenn er die Theilnahme an solchen Bestrebungen den Geistlichen verboten wissen will. Jedenfalls aber darf man doch erwarten, Belehrung zu empfangen, welche Bestrebungen im Verein das Kirchenregiment für unberechtigte hält. Aber auch das geschieht nicht. Das Consistorium verbietet dem Verein wegen solcher unberechtigten Bestrebungen die Kirchen, ohne sich irgend näher darüber auszulassen, und der Oberkirchenrath bestätigt dies Verbot mit der Erklärung, „daß wir nach den öffentlichen Kundgebungen zu Heidelberg und nach Vorkommnissen bei bisherigen Versammlungen des Vereins, die Entscheidung des Consistoriums aufzuheben uns nicht veranlaßt sehen.“ An welche Kundgebungen in Heidelberg, an welche Vorkommnisse er denkt, darüber bleibt der dichte Schleier des Geheimnisses gebreitet. Die schwerste Beleidigung wird Christen zugetheilt, indem sie der Kirche für unwerth erklärt werden und man hält es nicht einmal der Mühe werth, sie zu begründen, sondern begnügt sich mit Beschuldigungen so vager Art, daß die Beschuldigten nicht wissen, was damit gemeint ist! Sehen wir aber auf das praktische Verhalten des Oberkirchenraths, so wird die Sache noch unbegreiflicher. Er ist gegen keinen einzigen preussischen Geistlichen vorgegangen deshalb, weil er Mitglied des Protestantenvereins oder seines engeren Ausschusses wäre, ebenso wenig Herr v. Mühler in den neuen Provinzen, der sogar sich von einem Protestantenvereinler Rath holt. Also sind die unberechtigten Standpunkte außerhalb Preussens zu suchen, und zwar auch nicht in Thüringen; denn Mitglieder des preussischen Oberkirchenraths haben seit Jahren auf der Eise-nacher Kirchenconferenz mit Deputirten der thüringischen Herzogthümer, mit Dr. Schwarz von Gotha, mit dem jetzt verstorbenen Dr. Meyer in Coburg

Mitgliedern und Führern des Vereins, getagt, ohne je den Antrag gestellt zu haben, sie als in der Kirche unberechtigt zu excludiren. Die weit überwiegende Majorität des engeren Ausschusses nimmt also nach diesem indirecten Zeugniß den berechtigten Standpunkt ein. So bleiben nur die Heidelberger Mitglieder übrig und auch unter ihnen wohl nur Dr. Schenkel und Dr. Bluntschli, welche die Steine des Anstoßes sind. Und doch nehmen diese Männer keinen wesentlich andern Standpunkt ein, als viele andre als berechtigt geduldete Mitglieder in Preußen. Wo bleiben also die „Unberechtigten“? So verurtheilt das Kirchenregiment in Preußen durch sein thatsächliches Verhalten sein eigenes Urtheil gegen den Verein.

Gewiß hatte Baumgarten, der unermüdlche und unerschrockene Vorkämpfer für unsre Sache, Recht, wenn er für das schwere uns zugefügte Unrecht, für diese durch die Verfolgung des Vereins begangene Verfündigung an der Kirche in den bekannten Broschüren gegen Hoffmann und an König Wilhelm eine Sühne verlangte, gewiß hatte er ein Recht, in erster Linie für das Kirchenverbot den Generalsuperintendenten Dr. Hoffmann für moralisch verantwortlich zu erklären. Man vergesse nicht, daß dieser Mann es war, der gleich nach Gründung des Vereins als einer der ersten in einem förmlichen Hirtenbrief vor dem Verein warnte, und den Superintendenten die Theilnahme an ihm geradezu verbot; daß er es war, der jene traurige „Schenkelheke“ jedenfalls nicht hinderte, obwohl ein Wort von ihm die Hehjagd zur Ruhe gebracht hätte; daß er es war, der dem Verein das Aufgehen in's Judenthum und in die freien Gemeinden weisagte; daß er es war, der schon bei dem auf Anregung des Protestantenvereins veranstalteten Schleiermacherfeste die Feier in der Kirche zu verhindern beabsichtigte. Er hat wahrlich redlich das Seinige gethan, um unsre Bestrebungen, soweit sein Einfluß reicht, in Mißcredit zu bringen. Er ist durch sein passives und actives Verhalten mit verantwortlich, wenn in der Kirche Preußens der böse Geist der Verfekerung sein Wesen treibt, jener früher im preußischen Staatskirchenregiment unerhörte Geist der Ausschließlichkeit, der keinen andern Standpunkt als den eigenen in der Kirche berechtigt hält. Das männliche, christlich ernste Wort Baumgarten's an ihn war das getreue Echo der in dem Verein gegen den hochgestellten Kirchenmann herrschenden Stimmung. Es ist eine unleugbare Thatsache, daß unsre ganze Partei über keinen ihrer ausgesprochensten Gegner in solcher Einmüthigkeit ein so ungünstiges Urtheil fällt als über ihn. Sie sieht in ihm den Mann, der das Ohr des Königs hat und zwar eines Monarchen, der rückhaltslos der Union zugethan, jedem unduldsamen, hierarchischen und confessionellen Wesen

gründlich abhold ist, sie sieht in ihm den Mann, dem es bei der Gunst eines solchen Monarchen, bei glänzender Begabung, bei seinem Einfluß auf die weiteste Kreise leicht geworden wäre, dem Confessionalismus erfolgreich entgegenzutreten und eine friedliche, auf gegenseitiger Achtung der Gegensätze beruhende Entwicklung der Kirche anzubahnen, um so mehr, als er vielfach Anschauungen ausgesprochen hat, welche denen der liberalen Partei nahe stehen, und die Uebereinstimmung seiner Tendenzen mit denen seiner Königs zu bekunden scheinen; dessen Thaten aber weder seiner Macht noch seiner Begabung noch seinen Worten entsprechen. Sie vermißt an ihm vollständig eine gerechte Würdigung ihres Standpunktes, sie weiß sich von ihm völlig ungerecht beurtheilt und verurtheilt, was sie ihm um so schwerer anrechnet, als sie ihm seiner ganzen umfassenden wissenschaftlichen und theologischen Bildung nach einen weiteren Gesichtskreis und die Fähigkeit zutraut, auch Standpunkte, die von den seinigen abweichen in ihrer geschichtlichen, religiösen und kirchlichen Berechtigung zu würdigen. Ihr Urtheil ist durch die wegwerfende Abfertigung, die Herr Dr. Hoffmann einem so edlen Gegener wie Baumgarten zu Theil werden ließ, nicht gemildert worden. Wenn Herr Dr. Hoffmann jetzt plötzlich auf der Kreissynode Berlin-Cöln erklärt, „der Verein habe unleugbar seine berechtigten Seiten,“ so hat man sich verwundert gefragt, wie eine Richtung, die noch vor kurzem derselbe Mann den Weg zum Judenthume gehen sah, mit einem Mal von ihm für berechtigt erklärt werden kann, wie er eine solche der Berechtigung nicht entbehrende Richtung also zu verfolgen oder verfolgen zu lassen vermöge habe. Die völlige Unvereinbarkeit seiner früheren Haltung mit der jetzigen Aeußerung hat ihr als eine Bestätigung dessen erscheinen müssen, daß seine bisherige Haltung gegen die liberale Partei nicht die Frucht reiflichster Erwägung und klarer Einsicht war. Bei einem solchen für einen so hochgestellten Mann unverzeihlich schweren Fehler kann sie sich nicht entschließen wegen einer vereinzeltten Aeußerung auf eine fernerhin versöhnlichere Haltung seinerseits zu hoffen. Soll sie an eine Umkehr glauben, so muß sie Thaten sehen; so lange diese ausbleiben, muß man denen Recht geben, die diese Aeußerung nicht aus dem Bedürfniß erklären, ein begangenes Unrecht einzugestehen, sondern aus der Absicht, die Aufmerksamkeit von diesem gerade unter den Angriffen stetig wachsenden Verein abzulenken, in der Hoffnung, daß nachdem die Verfeinerungen fruchtlos waren, die Ignorirung ihn schwächen werde.

Fertige Zustände vertragen auch schwache Hände, unfertige bedürfen starker. Im Wogenbrand bedarf das Schiff eines Steuermanns mit starker

and, mit klarem Blick, mit festem Willen, der stetig sein Ziel verfolgt, und nicht vom Curs sich abbringen läßt. Daß solche Hände unser Steuer nicht führen, das ist wohl klar. Bei dem Versuch, hindurch zu steuern zwischen dem Protestantenverein und dem Confessionalismus ist man unwillkürlich im Abscheu vor jenem in das wilde Wasser des letzteren gerathen; in einer Anwandlung von Seekrankheit richtet man einige Mal die Steuer in der Richtung des ersteren, aber es bleibt bei schwachen und ungelungenen Versuchen. Der Confessionalismus gilt doch als der eheliche Sohn der Kirche, als der Herzbruder unsrer Regierenden; der Protestantenverein, der kirchliche Liberalismus überhaupt, ist ein Stiefkind, dessen eheliche Geburt großen Zweifeln unterliegt und das deshalb, wo jener Zuckerbrod, nichts als Fußtritte bekommt, und nur aus Scheu vor Skandal nicht aus dem Hause geworfen wird.

Auf die beim Beginn unserer Betrachtung über die evangelische Kirche aufgeworfene Frage, ob Symptome noch vorhandener Kraft und beginnender Genesung vorhanden sind, können wir nach dem Allem nur antworten, daß sich solche zwar zeigen in der erhöhten Regsamkeit der Gemeinden in manchen Orten und Landen, ihre evangelischen Rechte sich zu wahren, und zeigen in der stetigen Ausbreitung des Protestantenvereins, in der wachsenden Kraft der liberalen Strömung, welche fast allen Kirchengemeinschaftern Deutschlands, selbst Herrn von Mühler und dem Oberkirchenrath, wenn auch vielfach magere Concessionen im Sinn einer größeren Theilnehmung der Gemeinden an der Kirchenverwaltung abnöthigte. Aber diese Symptome sind unleugbar schwache. Wenn man das Wachsen der Confessionalistischen Mächte, ihre Arroganz und ihre Präensionen auf dem Boden der preussischen Kirche, und daneben die schwächliche Haltung der weltlichen Behörden diesen Annahmen gegenüber in's Auge faßt, so ist eine weitaus größere Anspannung aller Kräfte nöthig, als bewiesen worden ist. Wer, wie wir, das Heil der Nation in einem kräftigen, religiösen Leben sieht, wer mit uns den Confessionalismus als den Tod dieses Lebens betrachtet und überzeugt ist, daß unserm deutschen Volk gerade nach seiner ganzen Anlage dieser Trank ein das innere Leben vernichtendes Gift ist, den müssen schwere Sorgen ergreifen, wenn er diesem Umsichgreifen des Confessionalismus, diesem Liebäugeln der regierenden Kreise mit dieser giftgefüllten Phiole gegenüber nur so schwachen Widerstand sich erheben sieht, und dabei zugleich die materialistischen religionslosen Mächte als den Holzwurm an dem Holz des Tempels Gottes nagen hört, wenn er unter der das gesunde Leben betäubenden Gluth der, südlichen Breitengraden

angehörenden, versengenden Strahlen eines undeutschen, confessionalistisch-papistischen Christenthums das widerliche Gewürm des Atheismus und Materialismus austrießen und um sich greifen sieht. Es meint wohl Mancher, es werde leicht besser werden, wenn nur der Einfluß Hoffmann's und Mühlher's gebrochen sei. Das ist ein Wahn. Die Genesung, die wir erhoffen, kann sich nur langsam vollziehen. Achtung und Einfluß bei unserm Volk und damit auch Widerstandskraft gegen jene unchristlichen Elemente von links kann unsere evangelische Kirche nur gewinnen, wenn sie allen Confessionalismus und Hierarchismus abgestreift hat; wenn sie, statt ein theologisches Joch den Gemeinden auflegen zu wollen, ihre einzige Aufgabe sieht in der Erzeugung christlicher Frömmigkeit und deren Bewährung in einem religiös-sittlichen Leben, wenn ihre Geistlichen lernen statt Herren des Glaubens Gehülfen der Freude für die Gemeinden zu werden; wenn die Gemeinden nicht mehr am Gängelbände einer ihnen widerwärtigen Partei sich halten lassen, die ihnen vorschreibt, was sie singen, was sie erbaulich finden sollen, sondern nach dem Maße des in ihnen herrschenden heiligen Geistes ihre Angelegenheiten selbst ordnen. Aber ein weiter Weg ist, bis die evangelische Kirche zu jenem Ziele kommt, noch zurückzulegen. Dazu müssen viele Factoren wirken. Die Gemeinden müssen sich noch ganz anders rühren in ernstem und heiligem Sinn, welcher beweist, daß der Geist Jesu Christi in ihnen mächtig ist. Aber auch damit ist es nicht genug. Nicht eine äußerliche Unterdrückung durch einen Systemwechsel der Regierung, sondern eine wirkliche innere Ueberwindung jenes bösen Geistes, vor allem unter den Geistlichen, kann dauernd helfen. Trefflich aber hat die confessionalistische Partei eine zwanzigjährige Herrschaft ausgebeutet und ein Pastorengeschlecht großgezogen und angefiebelt, das ihr ein willenloses Werkzeug ist. Mit verschwindenden Ausnahmen sind die Lehrstühle auf den deutschen theologischen Facultäten in ihrem Besitz; das preussische Cultusministerium besetzt jetzt den größten Theil derselben, indem es wirklich wissenschaftliche Männer verkümmern läßt (wir erinnern an den verstorbenen Barmann in Bonn) oder sie übergeht (wir denken an Weingarten in Berlin), oder ruhig aus Preußen gehen läßt (wie Diestel in Jena), oder sein Uebelwollen sie fühlen läßt (wie Lipsius in Kiel), so daß es nachgerade für einen Vertreter freier theologischer Wissenschaft keine geringe Selbstverleugnung fordert, in Preußen Dozent zu sein. Der Cultusminister scheint viel mehr als auf wissenschaftliche Tüchtigkeit darauf zu sehen, daß er Vertreter mehr oder minder confessioneller Theologie gewinne. Der dänischen Regierung haben wir es zu danken, wenn Lipsius in Kiel die Zierde einer preussischen

Hochschule ist; Herr von Mühler hätte ihn wohl schwerlich je berufen. Es erregt Staunen und wird als ein Wunder ausgeschrien, wenn einmal als völlige Ausnahme ein so tüchtiger Mann wie Dillmann berufen wird. Dauernde Besserung kann erst kommen, wenn die theologischen Lehrstühle wieder allgemein mit wirklich wissenschaftlichen Männern besetzt sind, die in der theologischen Jugend wissenschaftlichen Eifer und Wahrheitsinn erzeugen und Männer bilden, die nicht Sklaven einer menschlichen Autorität, sondern Vertreter einer eigenen wissenschaftlich errungenen Ueberzeugung sind. Dauernde Besserung kann erst eintreten, wenn die kirchlichen Behörden auch den leisesten Schein zerstreuen, als verlange das geistliche Amt eine Knechtung des Wahrheitsinnes und der wissenschaftlichen Ueberzeugung. Erst dann wird die Flucht der besten Kräfte unserer Jugend vor der Theologie und dem Kirchendienste aufhören, erst dann wird unser Volk gesinnungstüchtige Geistliche, gesinnungstüchtig in ganz anderm Sinn als jetzt, erhalten und diese achten und ehren. Erst dann wird unsre Kirche wieder Trägerin der Cultur sein und ihre Lebensströme ungehemmt ergießen können. Aber Alles das kann nicht über Nacht geschehen. Wollen wir darum müde werden? Und wenn es so wäre wie zu Moses Zeit, daß erst dies Geschlecht in der Wüste sterben müßte, bis das gelobte Land sich vor dem Volke aufthut: wer mit uns in treuer Liebe zu unserm Volk glaubt, daß unser deutsches Volk zu hohen Dingen berufen ist im Reich des Geistes, wer mit uns glaubt, daß es dazu des Kleinods religiösen, christlichen Lebens nicht entbehren kann, der wird, mögen wir das Ende dieses großen Kampfes erleben oder nicht, muthig zum Schwerte greifen, um den Nachkommen eine freie Erde zu hinterlassen. Es ist deutsche Sitte, daß wenn der Heerd bedroht ist von den Feinden, jeder deutsche Mann die Waffen ergreift und zum Kampfplatz eilt. Dem Heerde deutschen Lebens, deutschen Geistes droht Gefahr von allen Seiten, von den Cohorten Roms nicht minder wie von dem Confessionalismus in der evangelischen Kirche, und auch nicht bloß von diesem Romanismus innerhalb und außerhalb derselben, sondern als dem dritten im Bunde von den atheistischen und materialistischen Mächten. Möge der Protestantenverein denn ferner sein Panier hochhalten und immer mehr wackere, fromme deutsche Männer um dasselbe sammeln zum heiligen Kreuzzug für die höchsten Güter unserer deutschen Nation.

Berlin, den 26. Juni 1870.

II.

Als die vorstehende Rundschau eben gedruckt war, brach der Krieg mit Frankreich aus, der das Interesse von den kirchlichen Fragen völlig abwendend, auch die Herausgabe des zweiten Jahrgangs dieses Jahrbuchs nicht rathsam erschienen ließ. Wenn es erst jetzt nach Jahresfrist ausgegeben wird, so glaubten doch die Herausgeber, die für das vorige Jahr geschriebene Rundschau nicht unterdrücken zu brauchen. Denn so sehr auch die gewaltigen politischen Ereignisse, die wir erlebt haben, von nachhaltigem Einfluß auf die Entwicklung der kirchlichen Dinge sein werden, so haben doch bis jetzt sowohl jene politischen als auch die inzwischen eingetretenen kirchlichen Ereignisse eine wesentliche, jetzt schon sichtbare Veränderung in der kirchlichen Situation nicht hervorgebracht. Theils haben die kirchlichen Kämpfe unter dem Lärm der Waffen geruht und die alten Gegensätze sind unausgetragen, in ungeminderter Kraft und Schroffheit in die neue Zeit hinübergenommen, theils haben die vorgefallenen Ereignisse die Besorgnisse der vorjährigen Rundschau gerechtfertigt und gezeigt, daß sie die Lage richtig gewürdigt hat, so daß das in der vorjährigen Betrachtung entworfene Bild der kirchlichen Lage in den wesentlichsten Zügen uns auch jetzt noch zutreffend erscheint. Wir können uns deshalb darauf beschränken, durch einen die inzwischen eingetretenen Ereignisse berücksichtigenden Nachtrag die letzte Rundschau zu ergänzen.

Es kommt uns nicht in den Sinn, dem Krieg zwischen Deutschland und Frankreich den Charakter eines Religionskrieges zuzuschreiben, wenn auch die Bischöfe von Nîmes und Angers zum Kreuzzug gegen die Keger aufriefen, und Cardinal Donnet die Preußen beschuldigte, dem französischen Volk seine Religion nehmen zu wollen. Aber wir stehen doch nicht an, in dem glänzenden Siege Deutschlands den Sieg des protestantischen Geistes über das ultramontane Princip zu begrüßen. Der protestantische Norden Deutschlands bildete ja doch die Seele bei der Ueberwindung Frankreichs. Neben dem Genie der Führer wird allgemein die in unserm Heer vorhandene Summe von Bildung, die persönliche Hingabe und Pflichttreue des Einzelnen als die Ursache unsrer Siege bezeichnet. Haben wir jene Bildung nicht dem Protestantismus zu danken? Erwächst diese Hingebung nicht aus dem sittlichen Bewußtsein von der Pflicht und der eigenen Verantwortlichkeit des Individuums, das eben nur der Protestantismus erzeugt, der mit der Gewissensfreiheit auch die Gewissenspflicht zum lebendigen Bewußtsein bringt? Wenn unsere nationale Erhebung einen so

anz andern Charakter trug als die des französischen Volkes, wenn wir hier niste, sittliche, ja religiöse Begeisterung, dort wilden und verlogenen Fanatismus, hier besonnenes, thatkräftiges Handeln, dort tolles Wuthgeschrei und blinde Leidenschaft wahrnahmen, so mag Vieles davon auf den Volkscharakter kommen, aber Vieles doch auch auf die religiöse Erziehung. An der Entartung des französischen Volkes trägt eine wesentliche Schuld die von dem zweiten Kaiserreich zum Zweck der politischen Knechtung stetig und mit Erfolg durchgeführte Knechtung des Volkes unter die katholische Priesterherrschaft, die bei den Einen wohl Bigotterie aber kein freies, selbstthätiges weltliches Streben erzeugen, bei den andern das Versinken in Frivolität und schreckende Niederlichkeit und Gottlosigkeit nicht hindern konnte, sondern beforderte. Man wird schwerlich leugnen können, daß in der Niederlage Frankreichs sich das Gericht über jene Politik vollzieht, die mit der Bartholomäusnacht beginnend, mit dem Protestantismus die edelsten Elemente des Volkes ausstieß und zum Ersatz für das ertödtete ideale Streben den Hößen der Ruhmsucht und der Eitelkeit Altäre baut und so die Nation geistig entmannte. Wenn es dagegen dem Staat, in welchem der Protestantismus von den Tagen der Reformation an am freiesten seine Flügel ausstreckte, gelang, in einem Austrum die beiden stärksten Vormächte des Papstthums, Oesterreich und Frankreich, über den Haufen zu werfen, so hat der protestantische Geist, der darin wohnt, gewiß seinen großen Theil daran. Wir zweifeln auch nicht, daß die Folgen davon sich über kurz oder lang sichtbar machen werden. Für eine Institution, die des weltlichen Armes dringend bedürftig ist, wie das Papstthum, ist es wahrlich nicht gleichgültig, wenn ihre stärksten Burgen so schwer erschüttert sind; nicht gleichgültig ist es, daß der Traum der Reformatoren jetzt endlich erfüllt ist und ein protestantischer Kaiser in Deutschland waltet. Nicht minder schwer wiegt die moralische Niederlage, die mit dem Fall Frankreichs das ultramontane Wesen dadurch erlitten hat, daß der Staat, der hauptsächlich der ultramontanen Staatskunst, der Knebelung der Geister, huldigte, als ein Floß auf thönernen Füßen sich gezeigt hat, daß mit Frankreich das letzte Staatswesen zusammengebrochen ist, welches der Illusion einen Schein von Recht gab, als könne das Bündniß mit dem römischen Priesterthum einen Staat stark machen. Es muß ferner der langgehörte Vorwurf jetzt verkommen, als habe der Protestantismus Deutschland ohnmächtig gemacht. Das jetzt aufgerichtete neue deutsche Reich verdanken wir der Pflege des protestantischen Geistes; der Protestantismus hat sich nicht als Deutschlands Schwäche sondern als Deutschlands Stärke geoffenbart.

Wohl kann uns diese Wahrnehmung mit herzlichster Freude erfüllen, wohl giebt die großartige Erhebung unsers Volkes die opferwillige Hingabe aller Stände an das Vaterland, der ideale Schwung, der religiöse Sinn, der so viel daheim und im Felde hervortrat, Anlaß zu freudigem Dank gegen Gott, zur Zuversicht, daß unser Volk innerlich gesund ist. Nur daß wir nicht in eine pharisäische Selbstgerechtigkeit verfallen, welche die Mahnung überhört: Wer da stehet, sehe zu, daß er nicht falle. Denn haben die Ereignisse des letzten Jahres die überlegene Kraft des protestantischen Geistes über das ultramontane Wesen dargethan, so dürfen wir doch nicht vergessen, daß die diesem Geiste feindlichen Mächte weder den Muth verloren, noch ihre Gefährlichkeit eingebüßt haben, daß daher dem Volk, das so treu auf der Wacht am Rhein gestanden hat, die Wacht über diesen Talisman, der seine Stärke ausmacht, dringend nöthig ist.

Am demselben 18. Juli, an welchem der französische Uebermuth dem deutschen Volke den Krieg erklärte, wurde mit nicht geringerem Uebermuth der gesammten gebildeten Welt der Krieg erklärt. Das Concil in Rom genehmigte die Unfehlbarkeit des Papstes. Nach dem gewaltsamen Schluß der Generaldebatte über das Dogma hatte noch einmal ein jäher Schreck die Satelliten des Papstes erfaßt, als der Erzbischof von Bologna Cardinal Guidi, also ein Italiener, wider Erwarten die Unfehlbarkeit heftig angriff. Aber damit war auch der Muth der Opposition gebrochen. In einer Probeabstimmung am 13. Juli stimmten nur noch 88 Bischöfe, darunter die drei Cardinäle Matthieu, Rauscher und Schwarzenberg, mit Nein, 62 stimmten mit Ja unter Vorbehalt, 80 enthielten sich der Abstimmung, 7 Cardinäle fehlten. Ein Vermittlungsversuch angesehener Bischöfe beim Papst scheiterte trotz eines Fußfalls des Bischofs Ketteler vor demselben; nun suchten die opponirenden Bischöfe das Weite. Unsagbar kläglich erklärten sie schriftlich, „sie müßten zwar ihre Vota erneuern, aber die kindliche Pietät gestatte ihnen nicht, in einer Sache, die die Person Seiner Heiligkeit so nahe angehe, öffentlich und im Angesicht ihres Vaters non placet zu sagen; sie kehrten Angesichts des ausbrechenden Krieges zu ihren Heerden zurück in der schmerzlichen Gewißheit, daß sie auch den Frieden und die Ruhe der Gewissen gestört finden würden.“ Nach diesem Ausreißen votirten 538 gegen 2 Stimmen die päpstliche Unfehlbarkeit.

Es traf sich für den Papst günstig, daß alle Welt, in athemloser Spannung den Nachrichten vom Kriegsschauplatz lauschend, es nicht der Mühe werth hielt sich um das neue Dogma zu bekümmern. Nicht minder kam es ihm für den Augenblick zu Statte, daß das italienische Volk nach der

Schlacht bei Sedan seinen König zwang, die Niederlage Frankreichs zur Befestigung Roms und zur Vernichtung der weltlichen Herrschaft des Papstes zu benutzen. Trefflich wurde dies ausgebeutet, um in den Herzen des katholischen Volkes das Mitleid mit dem armen ausgeraubten Papst, den man als einen wehrlosen Gefangenen Victor Emanuels hinstellte, zu erwecken, und eine fast schwärmerische Begeisterung für den bedrängten Greis wach zu rufen. Aber mögen diese Umstände dazu beigetragen haben, die Bewegung gegen das neue Dogma zu verzögern und zu schwächen, so haben doch die Thatfachen gezeigt, daß die Curie eine Opposition überhaupt nicht mehr zu fürchten hatte. Alle jene Bischöfe, die auf dem Concil gegen das neue Dogma Opposition machten, darunter auch Hefele, der den Unsinn der Unfehlbarkeit wissenschaftlich nachgewiesen hatte, haben sich demüthig unterworfen. Schon 14 Tage nach dem Concilsbeschuß unterwarfen sich denselben im gemeinsamen Hirtenbrief aus Fulda 17 deutsche Bischöfe, darunter auch die von München, Mainz, Augsburg und Trier, die noch am 3. Juli mit Nein gestimmt hatten. Die 6 noch Fehlenden folgten alsbald nach. In derselben Zeit, in welcher unser Volk die Vormacht und Hauptstütze des römischen Papstes zu Boden warf, beugten sämmtliche deutschen Bischöfe ihren Nacken unter das Joch Roms in unerhörter Eile, in ungeschminkestem Gesinnungswechsel, in welchem sie sich, den Erzbischof von München voran, nicht schämten, den Bannstrahl gegen Ueberzeugungen zu schleudern, die sie so eben noch getheilt, und Männer auf das geächtteste zu verfolgen, die Seite an Seite mit ihnen gestritten hatten, ja die sogar von ihnen selbst, wie z. B. Friedrich in München von seinem Erzbischof, zur lebhaftesten Opposition gegen die Curie ausdrücklich beauftragt worden waren. Mag vom römischen Standpunkte aus solche knechtische Gesinnungslosigkeit als höchste Sittlichkeit gepriesen werden, wir Protestanten können nur mit tiefster Verachtung auf einen solchen Gesinnungswechsel schauen, der so allgemein, so jäh und unvermittelt bisher wohl nie bei deutschen Bischöfen vorgekommen ist.

Und welch ein Einblick in den Zustand des katholischen Volkes wird eröffnet, wenn seine höchsten Hirten ungestraft wagen dürfen, ihm solch ein Schauspiel zu bieten. Wo hat das beleidigte Gewissen des katholischen Volkes einen kräftigen Aufschrei gethan? Doch gewiß nicht in den täglichen Pöbelunruhen zu Brüssel und Madrid und in einigen italienischen Städten bei dem fünfundzwanzigjährigen Jubiläum des Papstes; höchstens nur in Deutschland und auch da fast nur in Baiern! Mit ganz verschwindenden Ausnahmen hat sich der gesammte niedere Clerus unterworfen und

die Gemeinden nach sich gezogen. Die Wahlen zum deutschen Reichstag fielen doch in eine Zeit höchster nationaler Erregung, und doch hatten niemals früher die Ultramontanen so viele Wahlsiege zu feiern gehabt. Selbst die Rheinprovinz, die sonst mit wenigen Ausnahmen liberal wählte, hat jetzt fast durchweg clericale Abgeordnete nach Berlin gesandt. In Aachen hat Professor Michelis nicht einmal ein Vocal erhalten können zu einem Vortrag gegen die Unfehlbarkeit, weil man in Abwesenheit des Militairs den kirchlichen Pöbel fürchtete. Wenn Michelis auch, nachdem er den Papst öffentlich für einen Ketzer erklärt hat, von Stadt zu Stadt zieht um eine Bewegung wach zu rufen, so hört man doch bis heut von keiner nennenswerthen Frucht dieser Anstrengungen außerhalb Baierns. Allerdings liegt die Schuld nicht bloß an der stupiden Unterwürfigkeit des gemeinen Mannes unter den Clerus, sondern ebenso an der Gleichgültigkeit des Mittelstandes, der sogenannten liberalen Katholiken. Man entschuldige dieselbe nicht damit, daß so lange nur die Unfehlbarkeit des Papstes bestritten, die Unfehlbarkeit des kirchlichen Lehramtes fest gehalten ward, der ganze Streit dem Laien nur als Theologengezänk, als viel Lärmen um Nichts erscheinen konnte. Wenn Angesichts jenes schamlosen Gesinnungswechsels der Bischöfe, Angesichts ihrer Verfolgungen Döllingers, Friedrichs und der andern Ultrakatholiken — die wir von den sogenannten liberalen Katholiken zu unterscheiden bitten, — die Gleichgültigkeit der sich liberal nennenden Katholiken nicht zu erschüttern war, so erscheint uns das noch um Vieles trauriger als die Devotion des ungebildeten Volkes. Indem jene Bischöfe Ueberzeugungen, die sie am 13. Juli bekannten, vom 18. Juli an als Verbrechen verfolgen, was sie am 13. Juli als Irrthum verwarfen, vom 18. Juli an als geoffenbarte Wahrheit lehren, treiben sie mit dem Heiligsten ein frevelhaftes Spiel. Welche furchtbare Gefahr liegt darin für das ganze Volk, wenn die Häupter der Kirche das Beispiel solcher innerern Unwahrhaftigkeit geben. Das ist ein öffentliches Aergerniß, gegen das jeder gewissenhafte Mann mit allen seinen Kräften auftreten müßte. Es geschah das allerdings von 44 Docenten zu München, 16 zu Bonn, 17 zu Freiburg, u. a. aber außer dieser aus der katholischen, nicht theologischen Gelehrtenwelt hervorgegangenen Erklärung ist der Erwähnung werth nur ein Protest hervorragender Katholiken der Rheinprovinz, die am 14. August 1870 in Königswinter versammelt waren und ein Paar Hundert Zustimmungserklärungen aus den Rheinlanden erhielten. Indem der liberale Katholicismus sich zu nichts Anderem aufzuschwingen vermochte, hat er sich als gänzlich ohnmächtig in seiner gegenwärtigen Verfassung für eine Erneuerung der katholischen Kirche gezeigt.

Allerdings war die Haltung der altkatholischen und theologischen Opposition keine entschiedene Lossagung von Rom. Sie fuhr bis in die letzte Zeit hin fort, der Unfehlbarkeit des Papstes die des kirchlichen Lehramtes gegenüber zu stellen und beschränkte sich auf schriftliche Proteste und Erklärungen. Wohl ist es erquickend, bei jener Fülle von Gesinnungslosigkeit und Bornirtheit, welche das neue Dogma als vorhanden aufgedeckt hat, Männern wie Döllinger, Friedrich, Huber, Michelis zu begegnen. Aber wird Döllingers Erklärung vom 28. März an den Erzbischof von München stets ein glänzendes Zeugniß für seinen Muth und seine Begabung sein, hat Friedrich sich unschätzbare Verdienste durch die Enthüllungen über das Treiben auf dem Concil erworben, erkennen wir gern die Standhaftigkeit jener Bonner, Breslauer und Braunsberger Theologen an, welche mit den Münchenern vereint, im August 1870 zu Nürnberg beschlossen, dem Concil sich nicht zu unterwerfen, und um der Wahrheit willen ihre Wirksamkeit Preis zu geben, so hat sich doch gezeigt, wie Recht Frohschammer hat, daß man den Kampf gegen das ganze katholische Kirchenprinzip eröffnen müsse; indem man dem Volk zumuthe, nur das Dogma von der Unfehlbarkeit nicht zu glauben, in allen andern Beziehungen aber gut katholisch zu sein, das heißt das ganze katholische Kirchenwesen als in Kraft bestehend gelten zu lassen, so sei die Folge, daß die ganze kirchliche Organisation den Anhängern des neuen Dogma gegen die Opposition zu Gebot stehe, also auch die Gnadenmittel die von der altkatholischen Opposition selbst als nothwendig, weil wesentlich katholisch betrachtet würden; solle der Widerstand gegen die Curie eine Aussicht auf Erfolg haben, so müsse das Volk befähigt werden, die „geistliche Gnadenperre“ zu ertragen, und sich nicht von derselben ängstigen und zuletzt bezwingen zu lassen. Aber wenn auch alle jene Männer für ihre Person den Bann auf ihre Schultern genommen haben, so hat Frohschammer doch so weit die Opposition nicht hinreißen können. Döllinger leistete sogar, nachdem er excommunicirt war, freiwillig Verzicht auf Ausübung seines geistigen Amtes. Dazu kommt, daß es nur eines Federstrichs der Bischöfe bedurft hat, um die akademische Thätigkeit dieser Männer durch das Verbot des Besuches ihrer Vorlesungen durch die Theologie Studirenden gänzlich lahm zu legen, so daß von einer Hoffnung, aus dem heranwachsenden Theologengeschlecht anti-infallibilistische Geistliche hervorgehen zu sehen, nicht die Rede sein kann; und gäbe es solche, kein Bischof würde ihnen die Weihe ertheilen. Bei dieser Lage der Dinge sehen wir allerdings keinen andern Ausweg als einen radikalen Bruch mit dem ganzen katholischen Kirchenwesen. Andererseits dürfen wir aber nicht ver-

geffen, daß bei der Stimmung der Gemeinden, dem Fanatismus der Einen, der Rauheit der Andern solch' ein entschiedenes Vorgehen noch viel weniger Aussicht auf Erfolg gehabt hätte. Die religiös ernstesten Gemüther im Katholicismus — und nur solche können eine Kirchenbildung bewirken — waren zu einer plötzlichen Lostrennung von Rom nicht vorbereitet. Die „Haltbarkeit“ der Opposition mag daher, wie die Verhältnisse einmal liegen, am ehesten im Stande sein, ihr Bundesgenossen zuzuführen, die ihr Nachdruck verleihen, und nothwendig sein, um die Gemüther erst zu einem entschiedenen Bruch mit Rom vorzubereiten. Wir setzten dabei voraus, daß sie im Lauf des Kampfes ganz von selbst zu weitergehenden Schritten gedrängt werden. Auch ist in der That in neuester Zeit diese Opposition einen wichtigen Schritt weiter gegangen, und alle Augen haben sich auf Baiern hingelenkt als auf den Punkt, von welchem möglicher Weise noch eine Wendung zum Bessern ausgehen kann. Allerdings beschränkte sich der Umfang der Bewegung von Anfang an hauptsächlich nur auf die hauptstädtische Bevölkerung Münchens, es stehen an ihrer Spitze aber die angesehensten und einflußreichsten Männer. Dem schon erwähnten Protest der 44 Münchener Docenten folgte ein Protest der Altkatholiken, welchen der Oberceremonienmeister des Königs, Graf von Moy, verfaßt hatte, in welchem die Unterzeichner erklären, dem alten Glauben treu bleiben zu wollen. Es geschah aber doch bald ein wesentlicher Fortschritt über den altkatholischen Standpunkt; es war ein Hauch protestantischen Geistes, der in jener großen Katholikenversammlung zu München am 21. Mai hervortrat, wo Michelis das Recht freien Denkens, das Recht des Individuums, das Recht der Gemeinde, der Gesellschaft in der innern freien Gestaltung verlangte, und der falschen kirchlichen Einheit entgegentrat, wo Huber die freie Wissenschaft vertheidigte und von ihr hoffte, daß durch ihren Dienst im Lauf der Zeiten die Confessionen sich verständigen und die religiöse Einheit in Deutschland wiedergewonnen werde, wo er dem Süden Deutschlands die Aufgabe vindicirte, im Kampf gegen Rom die Grundlage der geistigen Einheit zu retten. Es war ein wichtiger Fortschritt, wenn in dem von Döllinger verfaßten Aufruf des *Actionscomités* zu München, an die Katholiken Deutschlands die Gewaltmaßregeln der Bischöfe als ungültig und unverbindlich zurückgewiesen wurden, wenn offen erklärt ward: „wir wissen, daß durch ihre Excommunication weder die Gläubigen ihr gutes Recht auf die kirchlichen Gnadenmittel, noch die Priester die Befugnisse, solche zu spenden, verlieren können, und sind entschlossen durch Censuren welche zur Förderung falscher Lehren verhängt worden sind, uns unser Recht nicht verkümmern zu lassen.“

Auch hat sich in den Münchener Kreisen die richtige Erkenntniß verbreitet, daß man sich nicht mit Protesten und Erklärungen begnügen dürfe; es ist jetzt stark davon die Rede, daß die „Altkatholiken“ sich als eine zusammengehörige Gemeinde dem Staate vorstellen, und eine der katholischen Kirchen Münchens, die Eigenthum des Staates ist, von ihm fordern wollen. Wir dürfen ferner nicht verkennen, daß von München aus eine ungemeine Thätigkeit zur Schürung der Bewegung entfaltet wird. Auf Betrieb des Münchener Actioncomités haben sich solche in der Rheinprovinz und Berlin, in Wien und Pest, in Turin, in Florenz und London gebildet, wo Lord Acton sich an die Spitze der Bewegung gestellt hat. Wir möchten keineswegs dieser noch im Werbe- und Klärungsproceß begriffenen Bewegung alle und jede Aussicht auf Erfolg absprechen. Nur darf man nicht große und rasche Erfolge erwarten, vor allen Dingen nicht eine Erneuerung der katholischen Kirche; diese Hoffnung ist durch die Haltung von Clerus und Laien gründlich zerstört; das Höchste, was wir in der nächsten Zeit hoffen dürfen, ist die Bildung mehr oder weniger zahlreicher, von der infallibeln Papstkirche sich lossagender Gemeinden, und auch bis dahin scheint uns noch ein weiter Weg, ein noch viel weiterer bis zu der Möglichkeit, daß diese der Papstkirche eine ernstliche Gefahr bereiten.

Die Staatsregierungen haben bisher weder fördernd noch hindernd in die Bewegung eingegriffen. Oesterreich, das allerdings durch sein Concordat am meisten den Uebergriffen der Kirche ausgesetzt war, ging scheinbar am energischsten vor, indem es „in Folge der neuesten Erklärungen des heiligen Stuhles über die Machtvollkommenheit des Oberhauptes der katholischen Kirche“ das Concordat außer Wirksamkeit setzte; sonst blieb aber alles beim Alten. Die Stellung, welche die preussische Regierung eingenommen hat, ist die, daß sie die Anforderungen des Episcopats, gegen Lehrer und Professoren, die dem Unfehlbarkeitsdogma nicht zustimmen, staatlicher Seits einzuschreiten, zurückweist, weil es sich um eine innere Angelegenheit der katholischen Kirche handle; es würde bei einem Einschreiten des Staates „ein Eingehen in die materielle Seite der Frage nicht zu vermeiden sein, während doch die Staatsregierung an ihrem Theil es sich zur Aufgabe mache, einer solchen so weit wie möglich fern zu bleiben.“ Von diesem Standpunkt aus wies Herr v. Mühler die Anforderungen zurück, gegen den Director und 11 Lehrer des katholischen Gymnasiums zu Breslau einzuschreiten, welche gegen die Beschlüsse des Concils protestirt hatten, und ebenso ein gleiches Ansinnen des Bischofs von Ermeland in Betreff des Seminardirectors Dr. Treibel und des Gymnasial-

religionslehrers Dr. Wollmann zu Braunsberg. Hier, sowie gegenüber dem Vorgehen des Erzbischofs von Köln gegen die oppositionellen Bonner katholischen Theologen, Hilgers, Neusch und Langen, denen derselbe verbieten wollte, Vorlesungen zu halten, betonte Herr v. Mühler, daß diese Männer hinsichtlich ihrer Amtsthätigkeit nur durch ihre vorgesetzte Staatsbehörde Befehle entgegenzunehmen hätten. Dadurch sind allerdings diese Männer in ihren Stellungen und Gehältern geschützt, aber auch nichts mehr; denn das Verbot des Bischofs, ihre Vorlesungen zu besuchen, kann Herr v. Mühler nicht unschädlich machen. In Baiern hat die Staatsregierung zwar das Placet für die Concilsbeschlüsse verweigert, und schützt auf gleiche Weise wie Preußen die Professoren. Aber die Bischöfe kehren sich gar nicht mehr an die Verweigerung des Placet und wissen das neue Dogma auch ohne officiële Verkündigung durchzuführen. Der Bischof von Bamberg hat der Regierung sogar offen getrotzt und auch ohne Placet das Dogma publicirt. Gleichwohl scheint der Regierung der Muth oder die Handhabe zu fehlen, um gegen den Bischof einzuschreiten. Seit einigen Wochen verbreiten zwar officiöse Stimmen tagtäglich, der Minister v. Lutz bereite sehr energische Schritte gegen die Infallibilisten vor. Es fehlt aber jede nähere Andeutung über die Art derselben, jedenfalls lassen sie lange auf sich warten. In dem bisherigen Stadium des Kampfes konnten die Regierungen auch schwerlich eine andere Haltung einnehmen, nachdem sie einmal dem Rath des Fürsten Hohenlohe entgegen es bis zur Creirung des neuen Dogma hatten kommen lassen. Denn so lange es sich nur um ein Dogma handelte, mag es auch noch so bedenkliche Consequenzen für den Staat haben, so lange nicht unmittelbar practische, mit dem Staatsinteresse collidirende Fragen sich ergaben, konnte sich der Staat schwer einmischen, ohne den Schein von Glaubenszwang und damit den Fanatismus zu erwecken; es blieb nur übrig, den Streit über das Dogma und die Unterwerfung unter das Concil als eine interne katholische Angelegenheit anzusehen, der Dpposition den Schutz des Staates in ihren bürgerlichen Rechten zu Theil werden zu lassen und darüber zu wachen, daß nicht practische, in das Recht des Staates eingreifende Consequenzen aus dem Dogma gezogen werden.

Diese aber zu ziehen, scheint sich in angeborner Schlaueit die ultramontane Partei in Deutschland wenigstens für's Erste hüten zu wollen. Der hairische Episcopat beieifert sich jetzt, durch mannigfache Deutungen der Unfehlbarkeit in Abrede zu stellen, daß das neue Dogma gefährliche Consequenzen für den Staat in sich berge. Auch scheinen die Bischöfe bei den

Weigerungen der preussischen Regierung, gegen die oppositionellen Lehrer vorzugehen, sich zu beruhigen, was sie ja auch um so eher können, als sie diese wenigen ohnehin unschädlich gemacht haben, und es ihnen gleichgültig sein kann, ob der Staat diesen lahm gelegten Männern ihr Gehalt weiter zahlt oder nicht. Um so mehr aber suchen die Münchener Ultrakatholiken die Intervention des Staates herbeizuführen. Eine Münchener Adresse an König Ludwig in diesem Sinne fand binnen Kurzem über 7600 Unterschriften. Die Staatsregierungen in München und anderwärts werden aber anderer Meinung nach erst dann Veranlassung haben, einzuschreiten, wenn es zu neuen Gemeindebildungen kommt, die die Anerkennung des Staates, die Ordnung ihrer Stellung zu demselben, die Auslieferung eines Theils des bisherigen Kirchenvermögens und dergleichen in Anspruch nehmen. Wir hoffen, daß dann die deutschen Regierungen in ihrem eigenen Interesse die neuen Gemeindebildungen thunlichst erleichtern werden.

Dann freilich, wenn nicht schon früher, wird es auch mit jener römischen Enthaltksamkeit, die niemals lange dauert, zu Ende sein. Aber Gott sorgt dafür, daß die Bäume nicht in den Himmel wachsen. Der Triumph der Curie ist von zwei für sie sehr empfindlichen Schlägen begleitet gewesen, welche beide der Sieg Deutschlands über Frankreich bewirkt hat, dem Verlust der weltlichen Herrschaft des Papstes und der Aufrichtung des deutschen Reiches. Die katholischen Baiern, die Bazeilles stürmten, haben den Italienern auch die Thore Roms geöffnet. Wir glauben allerdings, daß die weltliche Herrschaft dem Papstthum so nothwendig ist, wie die Luft zum Athmen, daß der Papst ohne weltliche Herrschaft, mag auch der Zauber des Papstthums noch eine Weile lang nachwirken, allmählig in die Stellung des Patriarchen von Constantinopel herabsinken wird. Es war daher natürlich, daß die Katholiken Himmel und Erde in Bewegung setzten, um den Kirchenstaat zu erhalten. Der Erzbischof von München rief König Ludwig um Hülfe an. Eine Katholikenversammlung in Mecheln erklärt die Besetzung Roms für einen Vaternord. Eine zu Berlin abgehaltene Katholikenversammlung sandte eine Deputation mit der Bitte für die Unabhängigkeit des Papstes zu sorgen, an den König von Preußen in Versailles; Erzbischof Ledochowsky begab sich zu dem Zweck persönlich in das Hauptquartier, als ob der König, mit der Belagerung von Paris beschäftigt, nichts eiligeres zu thun hätte, als dieselbe aufzuheben und nach Rom zu marschieren. Um nicht bloß die Fürsten sondern auch den Himmel zu erweichen, ward eine große Wallfahrt zum Grab des Bonifacius in Fulda abgehalten. Und allerdings verräth die Haltung des

Königs Victor Emanuel so sehr die Angst und Unsicherheit eines bösen Gewissens, die der italienischen Regierung, die sich beeilt die weitgehendsten Garantien dem dadurch nicht zu versöhnenden Papste darzubieten, eine so wenig selbstbewusste Sicherheit, die Zustände im Königreich Italien zeigen eine so bedenkliche Zerfahrenheit, daß wir es den Ultramontanen nicht verdenken können, wenn sie eine Wiederherstellung der weltlichen Papstgewalt nicht für unmöglich halten. Nur müßte der Anstoß dazu von Außen kommen. Die Begeisterung der katholischen Staaten zu interveniren ist aber durch das neue Dogma sehr abgeköhlt. Wenn die ultramontanen Organe auf Frankreich vor allem hoffen, so scheint zwar das unglückliche Land, gewohnt aus einem Extrem in das andere zu fallen, aus den Drängen der Pariser Commune sich in die Arme des Clerus stürzen zu wollen. Bei der Erschöpfung des Volks dürfte es aber noch geraume Zeit dauern, bis Italien von dort eine Gefahr droht, so sehr auch dem Wunsch der französischen Clericalen nach einer Besetzung Roms das Verlangen des Volkes entgegenkommen mag, in einem leichten Waffengang mit Italien die Ehre der französischen Waffen wiederherzustellen.

Immerhin wird der Verlust der weltlichen Macht nur langsam für das Ansehen des Papstthums gefährlich werden; eine stärkere Schutzwehr den schweren Gefahren gegenüber, die mit dem neuen Dogma der Entwicklung der Staaten und dem Frieden zwischen Staat und Kirche drohen, ist so hoffen wir, in dem neuen deutschen Reich entstanden. Wie gefährlich der Ultramontanismus für das Werden des Reiches war, davon haben die langen Kämpfe über die Annahme der neuen Reichsverfassung im bairischen Abgeordnetenhaus Zeugniß gegeben. Vergessen wir nicht, daß 46 clericale bairische Abgeordnete gegen die Betheiligung Baierns an dem großen Nationalkriege stimmten, daß die Vollendung der deutschen Einigung durch den Beitritt Baierns Dank dem Widerstand der Ultramontanen an einem Haar hing. Wie ganz anders dagegen das fertige deutsche Reich den ultramontanen Anforderungen entgegentreten kann, haben die Debatten des Reichstags über die Adresse und die Grundrechte gezeigt. Kühn genug war das Unterfangen der katholischen Partei des Centrums, durch Bekämpfung des Princips der Nichtintervention, das die Adresse des Reichstags aussprach, das neue Reich zu einer Art von Römerzug veranlassen und den Schwerpunkt seiner Politik wieder auf Italien hinlenken zu wollen, kühn und dreist das im Interesse der Selbständigkeit der Kirche gestellte Verlangen nach Grundrechten, die der unfehlbare Papst in den Bann gethan, das Verlangen nach völliger Selbständigkeit der Kirche, nachdem

ben die ungeheuren Prätenfionen der Curie offenbar geworden waren. Aber war schon das äußere Auftreten des Herrn Greil und Genossen in viel bescheidneres als im hairischen Landtag, so hat der gänzliche Mißerfolg der katholischen Fraction, der einmüthige Widerstand, dem sie begegnet, ihr gezeigt, daß sie im Reichstage die in den kleinen Landtagen gewohnten Rücksichten nicht findet und den dort vorhandnen Einfluß hier nicht hat. Indem ein großes Gebiet der Gesetzgebung den Einzellandtagen entzogen und dem Reich übertragen ist, ist dem Ultramontanismus ein großes Gebiet verloren gegangen, auf dem eine weise Reichsgesetzgebung wesentlich zur Befreiung der Geister vom ultramontanen Bann beitragen kann. Wenn auch nach Artikel IV. der Reichsverfassung die Stellung des Staates zur Kirche und Schule nicht zu den Reichsangelegenheiten gehört, so will doch dieser Artikel nur Eingriffen der Einzelstaaten vorbeugen, von denen nicht die Rede wäre, wenn es gälte, Eingriffen der Curie in das Recht der Einzelstaaten zu steuern; im Gegentheil träte dann die in der Einleitung der Reichsverfassung angeführte Pflicht des Reiches zum Schutze des für das deutsche Volk geltenden Rechtes an die Reichsgewalt heran, wie Zachariä treffend nachgewiesen hat. Jedenfalls haben die Regierungen, wenn sie nur selbst wollen, einen kräftigen Rückhalt an dem Reich, welches ganz anders den Annahmen der Curie entgentreten kann, als die einzelnen Klein- und Mittelstaaten mit ihrer ultramontanen Bevölkerung. Es ist sehr erfreulich, daß der Fürst Bismarck durch seine Anfrage beim römischen Stuhl, ob derselbe die antinationale Haltung der Clericalen billige, ihn zu einer Desavouirung derselben genöthigt und gezeigt hat, daß er gewillt sei, den antinationalen Umtrieben der Clericalen kräftig entgegenzutreten.

Können wir nach dem Allen nicht verkennen, daß die Lage des Papstthums kritischer geworden, daß die oppositionelle Bewegung, so schwach sie ist und so wenig auf durchgreifende und schnelle Erfolge derselben zu rechnen ist, doch nicht ganz ohne Aussichten zu sein scheint, so wird anderseits die Wahrnehmung, die dieses Jahr uns hat machen lassen von dem Zustand des katholischen Volkes in Deutschland, der sclavischen Unterwürfigkeit der Einen, der entsetzlichen Gleichgültigkeit der Andern, es um so nöthiger erscheinen lassen, daß der Geist des Protestantismus, der unser Volk groß gemacht, der Geist wahrer evangelischer Frömmigkeit, der zugleich der Geist wahrer Freiheit ist, der in der Gebundenheit der Gewissen an Gott keine Gebundenheit an Menschenfagung bedarf und erträgt, in dem protestantischen Theile des deutschen Volkes sich kräftig geltend mache. Wäre da nur die Haltung der evangelischen Kirche von der Art, daß wir eine kräftige

Einwirkung in diesem Sinne von ihr hoffen dürften! Wäre nur eine leise Wendung zum Bessern eingetreten!

Durch den Krieg waren die organisatorischen und gesetzgeberischen Versuche in den Hintergrund gedrängt. Das Wenige, was geschah, zeigte die Halsstarrigkeit des Confessionalismus. Herr v. Mühler hatte unterschiedenes Unglück mit seinen liberalen Anwandlungen. Ganz im Widerspruch mit allen altpreussischen Traditionen verwarf die hochkirchliche Majorität des Herrenhauses das Gesetz über das hannoversche Volksschulwesen, welches die Verwaltung und Beaufsichtigung der Elementarschulen von den geistlichen Consistorien auf die Regierungen übertragen wollte. Das gleiche Geschick hätte dort das hessische Kirchengesetz gehabt, durch welches Herr v. Mühler die von der hessischen Provinzialsynode berathene Kirchenverfassung sanctioniren lassen wollte, wäre es nicht schon im Abgeordnetenhause an dem vereinten Widerstand der hochconservativen, der clericalen und einiger liberalen Mitglieder gescheitert, welche trotz des warmen Eintretens der hessischen Abgeordneten für das Gesetz, trotz des wesentlichen Fortschrittes gegen die bisherigen Zustände, welche die ziemlich liberale Repräsentativ- und Synodalverfassung bildete, ihr Mißtrauen gegen Herrn v. Mühler nicht überwinden konnten und fürchteten, durch eine neue partielle Ausführung des Artikels XV. der Verfassung der ganzen einen Niegel vorzuschieben. Im Königreich Sachsen kam aber zu Pfingsten 1871 die erste Landessynode mit gewählten Laiendeputirten zu Stande, gebildet von 40 Laien und 33 Geistlichen. Ein verzwicktes Wahlgesetz hatte dafür gesorgt, daß nur wenige liberale Männer in die Synode kamen. Gleichwohl waren die Resultate der Synode nicht ganz unerfreulich; insbesondere wurde auf Antrag von Zarncke der absurde Religions Eid abgeschafft, nach welchen die Geistlichen zur Selbstdenunciation verpflichtet werden, wenn sie sich auf Regereien ertappen. Auf Antrag Bauers ward er in ein Gelübde verwandelt, das entschieden milder ist als die auf den preussischen, außerordentlichen Provinzialsynoden angenommene und von Dörner befürwortete Verpflichtung. Aber welch' klägliches Schauspiel gaben dabei die Lutheraner! Soeben hatte die Commission der Synode einstimmig durch ihren Referenten Luthardt die Ablehnung des Zarnckeschen Antrags empfohlen; hatte die lutherische Partei ja doch von jeher den ernstesten Mahnungen, diesen gewissenlosen Eid abzuschaffen, souveräne Verachtung entgegen gesetzt. Da erklärt plötzlich der Cultusminister, er sei mit dieser Abschaffung einverstanden, sofort ist Herr Luthardt und die Commission und die ganze Synode mit Ausnahme eines verschwindenden

Häufleins von dieser Nothwendigkeit durchdrungen. Die Gewissenlosigkeit des Confessionalismus hat sich damit in nacktester Gestalt geoffenbart. Wenn demselben das Wort des Cultusministers genügt, um den bisherigen Eid für überflüssig zu erklären, so ward das bisherige zähe Festhalten an demselben, wie es die Commission noch eben wollte, für puren Eigensinn erklärt. Aus bloßem Eigensinn hatte man einen Eid aufrecht erhalten wollen, von dem man wußte, daß er nicht gehalten wurde, von dem Bauer eben noch erklärt hatte, er habe ihn beschworen, weil man ihm gesagt, er werde nicht so ernst genommen. Das heißt doch, mit Eiden ein frivoles Spiel treiben.

Fühlte man in Sachsen das Bedürfniß, den Forderungen der Zeit sich nicht gänzlich zu entziehen, so war die Haltung der tonangebenden kirchlichen Kreise Preußens nicht der Art, um für die evangelische Kirche die Herzen unsres Volkes zu erwärmen. Es trat doch wahrlich in den großen Tagen der Erhebung unsres Volkes deutlich hervor, ein wie großer Schatz von christlichen Tugenden in ihm vorhanden war. Eine ungekünstelte und ungeheuchelte Frömmigkeit, demüthige Ergebung in Gottes Willen, festes Vertrauen auf seine Hülfe zeigte sich in allen Ständen. Sollte es wirklich so schwer sein, mit seiner Kirche ein Volk zu versöhnen, das bei jeder Bedrängniß, die es trifft, zu Gott flieht, wie es der Bettag am 27. Juli 1870 wieder gezeigt hat, das die Kunde von glänzenden Erfolgen statt zum Gesange einer Marseillaise zum Gesange von „Ein' feste Burg ist unser Gott“ drängt. Wer an jenem dritten März unter der dichtgedrängten Menge vor dem Königsschloß von Berlin stand und Zeuge war, wie auf die Kunde des glorreichen Friedens sie Alle, Männer und Weiber, in tiefster Andacht mit Thränen des Dankes in den Augen das alte Friedenslied „Nun danket Alle Gott“ anstimmten, der mußte das beseligende Gefühl haben, daß noch ein reicher Schatz von Frömmigkeit in diesem Volke ruhe. Hat aber das Verhalten der evangelischen Kirche, wie sie eben in ihren Behörden und in den Kreisen, die den herrschenden Ton angeben, in die Erscheinung tritt, gezeigt, daß sie diesen Geist würdigt und versteht? Ja, es mag so mancher würdige Geistliche im Verborgenen seine Gemeinde getröstet und gestärkt haben, aber es liefen doch bedenklich viele Klagen ein über Geistliche, welche an jenem Bettage sich nicht gescheut hatten, statt zu trösten und zu stärken, ihre Gemeinden niederzudonnern, und als die Antwort der Kirche auf eine einzig großartige Erhebung des Volkes nur einen Beheruf über dasselbe hatten. Es erschienen dann gegen Mitte August, offenbar um ähnlichen ärgerlichen Ausschreitungen vorzubeugen, von einzelnen

Generalsuperintendenten Hirtenbriefe an die Geistlichen und Gemeinden; aber in keinem einzigen derselben, der uns vor die Augen gekommen, ist ein Wort des Dankes gegen Gott und der Anerkennung der Gemeinden für die in der beispiellosen Erhebung unsers Volkes sich offenbarende sittliche Kraft desselben. Dazu waren sie zwar salbungsvoll, aber der eine und der andre, insbesondere der des Generalsuperintendenten Hoffmann, so langweilig doctrinär, daß selbst die loyalsten Anhänger des Kirchenregiments Anstand nahmen, solche Ansprachen von der Kanzel zu verlesen. Während die schlichten Worte des Königs das Herz des Volkes trafen und zündeten, ging der Wortschwall der kirchlichen Würdenträger, so wohlgemeint er sein mochte, wirkungslos vorüber. Wer in solcher Zeit so wenig das rechte Wort findet, zeigt, daß er die Fühlung mit dem im Volke herrschenden Geist verloren hat. Was soll man aber gar dazu sagen, daß die hessischen Kirchenbehörden ihren Gemeinden zumutheten, am Friedensfest zu beten, daß, wenn Gott den Feinden den Sieg gegeben hätte, wir nur empfangen hätten, was unsre Thaten werth waren, während Gott so sichtlich der gerechten Sache geholfen hatte, und das ganze Volk in der Niederlage der Feinde ein Gericht des gerechten Gottes sah. Selten war ein Krieg über ein friedfertiges Volk frivoler vom Zaun gebrochen, allgemein war ein lebendiges Gottvertrauen hervorgetreten, Gott werde solchem frevlen Beginnen seine Hülfe nicht leihen, und nun sollte man beten: „Wir hatten es wohl verdient, daß Du uns erschrecktest durch den Kriegsruf.“

Nichts hatte in den letzten Dezennien das Ansehen der evangelischen Kirche so sehr geschädigt, als daß diejenige Partei, die allen nationalen Forderungen den zähesten Widerstand und beißendsten Hohn entgegensetzte, sich als die allein christliche und kirchliche geberdete, und Kirche und Christenthum als eine Handhabe zur Erreichung ihrer politischen Zwecke benutzte. Auch jetzt in der Zeit höchster nationaler Erregung erhob sie wieder ihr Haupt, um mit dem Nimbus besondrer Kirchlichkeit und Christlichkeit die nationalen Bestrebungen zu verdächtigen und zu verfolgen. Als bald nach den ersten Siegen rief sie in der Kreuzzeitung auf zur Vernichtung des Franzosenthums in der Kirche; damit meint sie aber nicht den Geist Voltaire's oder Renan's, sondern Calvin's, den von Calvin ausgegangenen Presbyterialismus und Constitutionalismus; sie verlangte, daß als Frucht der Siege die unbeschränkte Autorität des geistlichen Amtes, das ungefärbte Lutherthum in den Gemeinden wieder aufgerichtet werde. Kaum nach beendetem Krieg, ungeduldig über die Verträglichkeit der Parteien, hegte sie in salbungsvollen Worten, ganz wie in den Blüthetagen der Reaction unter Manteuffel, gegen den ungläubigen

Liberalismus, und entblödete sich nicht, ihn als geistesverwandt mit den Kordbrennern der Commune hinzustellen, und ihn zu verdächtigen, als auf dem Pfad zum Socialismus befindlich, in demselben Augenblick, in welchem diese specifisch christlich sein wollende Partei entlarvt ward als jene, die in westphälischen Wahlbezirken die Socialisten mit Geld unterstützt hatte, um mit ihrer Hülfe liberalen Wahlcandidaten erfolgreich entgegen zu treten. An andern Orten aber, wie in Breslau und Danzig, scheuten sich hochconservative Hüter des evangelischen Glaubens nicht, ein Bündniß mit den Ultramontanen zu schließen, „um nur solche Männer zu wählen, die bereit wären, das Gebiet der Kirche zu achten und ihren berechtigten Einfluß zu wahren.“ Als ob das Ansehen der Kirche schwerer beschädigt werden könnte, als durch dieses Auftreten der specifisch kirchlich und christlich sein wollenden Kreise, das allen nationalen und patriotischen Bestrebungen in's Gesicht schlägt. Wenn wir auch mit dieser Haltung die unmittelbar maßgebenden Kreise nicht ohne Weiteres identificiren wollen, ist doch von denselben nie und nirgends auch nur die leiseste Mißbilligung dieses schnöden Treibens unter der Maske des Christenthums ausgesprochen worden. Man hört nur Klagen über die Schäden, die Blätter wie die Volkszeitung und die Gartenlaube anrichten; daß die Kreuzzeitung und ihre Gefinnungsgegnen viel größeres Unheil stiften, sieht man nicht oder will man nicht sehen.

Der Herr ruft Wehe über die welche Einen dieser Kleinsten ärgern. Ja, es mögen diejenigen sehr klein und schwach am Glauben sein, die darum von der evangelischen Kirche innerlich sich abwenden. Aber die Thatsache, daß dem so ist, ist doch unleugbar vorhanden. Hatte das Kirchenregiment nicht die Pflicht der Rechnung zu tragen? Waren diese Kleinen, zu denen der größte Theil unsers Volkes gehört, nicht werth der unendlichen Liebe, die jedes Aergerniß zu vermeiden bemüht ist? Wenn der apostel Paulus in böser Zeit die Christen ermahnt vorsichtig zu wandeln, nicht als die Unweisen, sondern als die Weisen, sollte nicht ein Kirchenregiment vor Allem diese Mahnung zu Herzen nehmen? Statt dessen erscheint auf Auftrage des evangelischen Oberkirchenraths jener berüchtigte, allgemeines Aergerniß erregende Judenenerlaß, in welchem aus Anlaß einiger Uebersetzungen zum Judenthum eine öffentliche Anzeige solcher Fälle unter Nennung der Namen von der Kanzel verfügt wird unter der Motivirung, daß die Judenthumschaft „nicht allein zur Zeit der Erscheinung des Sohnes Gottes im Fleisch unsern Heiland Jesum Christum verworfen hat, sondern auch heute noch in gleichem Haß und der nämlichen Feindschaft gegen ihn verharret.“

Schon die Art dieser Kirchenzucht erregte Anstoß. Wenn der Geistliche am Schluß des Gottesdienstes nach Nennung der Namen des Uebergetretenen sagen soll: „Das Gericht darüber stellen wir Dem anheim, der da recht richtet, aber die ganze Gemeinde wird aufgefordert zum Gebet, daß Gott sich des Abgefallenen erbarmen wolle, und ihn erkennen lasse den Irrthum seines Weges,“ so sah man in solcher öffentlichen Anzeige vor der Gemeinde die Absicht, den Verirrten öffentlich an den Pranger zu stellen, und widerwärtig berührte die salbungsvolle Versicherung nicht richten zu wollen und der Aufruf zu einer liebevollen Fürbitte in dem Augenblick, wo man lieblos und richtend seine Schuld öffentlich brandmarkte. Vor Allem aber empörte jene Beschuldigung, daß das Judenthum noch heute in gleicher Feindschaft wie einst gegen Christus verharre. Man sah darin arge Verläumdung und denselben Glaubenshaß, der im Mittelalter die Juden verfolgte, man sah darin den Versuch, Haß und Feindschaft zwischen den Einem Staate angehörenden Religionsgemeinschaften zu säen, und man fand dies um so empörender, als eine Königliche Behörde dies that in einer Zeit, in welcher die Juden nicht minder treu wie die Christen zum bedrängten Vaterlande gestanden hatten. So schlimm hatte es gewiß der Oberkirchenrath nicht gemeint. In jenen Kreisen herrscht die fromme Phrase. Sonntäglich wird auf so und so vielen Kanzeln uns Geistlichen vom Protestantenverein vorgeworfen, daß wir den Herrn von Neuem kreuzigen. Da hat der Oberkirchenrath sich ganz gewiß gar nichts dabei gedacht, als er auch auf die Juden jene Phrase anwendete, die er so oft gegen die Geistlichen der eigenen Landeskirche als eine oratorische Tirade hatte erschallen hören. Ob sich damit aber die Behörde ein glänzendes Zeugniß ausgestellt hat für ihre Befähigung, in jetziger Zeit, wo das „vorsichtiglich Wandeln“ gilt, die Kirche zu regieren, ist eine andre Frage. Der allgemeinen Entrüstung gegenüber trat der Oberkirchenrath den Rückzug an, aber recht ungeschickt; er nahm nur die Motivirung jener Verfügung zurück, indem er als einen Segen derselben pries, so vielen Juden Gelegenheit gegeben zu haben, auszusprechen, daß sie gegen Jesus von Nazareth eine feindliche Gesinnung nicht hegten. Nach dieser Moral kann hinfort Jeder, der unglücklicher Weise einem Mitmenschen eine unverdiente Ohrfeige gegeben hat, sich glücklich preisen, daß er demselben Gelegenheit gegeben hat zu beweisen, er habe jene Züchtigung nicht verdient.

Aber es war den Heißspornen noch nicht genug Aergerniß gegeben. Die berüchtigte Friedrich-Werdersche Kreis-Synode verwarf nicht nur den Antrag auf Zurücknahme des Judenerlasses, sondern beschloß der

gehörde ihren besondern Dank dafür auszusprechen. Da die Synode schon den zweiten begütigenden Erlass kannte, so lag diesem Vorgehen kein andrer Beweggrund zum Grunde, als im übermüthigen Trotz geflissentlich der öffentlichen Meinung ins Gesicht zu schlagen, und die zur Synode gehörenden Consistorialräthe stimmten sämmtlich bei. Arme evangelische Kirche, deren Leiter auf solche Weise dem Evangelio den Zugang zu den Herzen der Menschen erobern wollen!

Während durch Alles das das Ansehen und der Einfluß der evangelischen Kirche immer mehr gelähmt wird, werden die Versuche immer kühner, jede freie wissenschaftliche, theologische Richtung zu ertöbten. Die Vorgänge in Nassau, die Absetzung des dortigen Pfarrers Schröder, die Nichtbestätigung des Licentiaten Hanne in Colberg, die wir hier nur erwähnen, theil das Vorwort sie schon bespricht, bezeugen das stetig wachsende Ueberhandnehmen eines Papstthums in der evangelischen Kirche, das ebenso jede freie Regung unterdrücken will wie das römische, und die Kirche immer mehr in Widerspruch bringt mit dem Geist der Nation, der doch nun einmal der Geist des Protestantismus ist.

Die Folgen sind schon jetzt nicht ausgeblieben. Solche große Zeiten, wie wir sie gehabt, mit ihren Erregungen des Gemüthslebens, des frommen Gefühls, mit der Steigerung der sittlichen Kräfte, des sittlichen Ernstes, des idealen Schwunges, den sie erzeugen, müßten, so sollte man denken, ihre Einwirkungen besonders fühlbar auf dem kirchlichen Gebiet äußern, sowohl das Volk mit neuem kirchlichen Leben erfüllen, als auch aus der Kirche, was bisher alter Sauerteig war, auskehren, und ihre Lenker und Vertreter mit neuem frischen, freudigen Geist erfüllen. Aber weder jenes noch dieses ist bisher der Fall gewesen, es ist eine traurige Thatsache, daß in der evangelischen Kirche die großen Ereignisse, die auf allen Lebensgebieten neues Leben erwecken, so gut wie spurlos vorübergegangen sind. Alle Erfahrungen des letzten Jahres haben in den maßgebenden Kreisen die trübe Auffassung von unserm Volke nicht zu ändern, alle Ereignisse haben nicht die geringste Modificirung ihrer Haltung herbeizuführen vermocht. Wenn unsre Kirche statt unaufhörlich dem Volk Anstoß zu bereiten, statt sich mit seinen Gefühlen stetig in Widerspruch zu setzen, dem nun doch einmal vorhandenen Geist, mag noch so viel an ihm der Heiligung bedürftig sein, Rechnung trüge, um liebevoll ziehend auf ihn einzuwirken, wie wäre ihr in dieser Zeit der Zugang zu den Herzen leicht geworden. Wie die Sache aber steht, geht jene Erregung der Gemüther, ohne von der Kirche und für die Kirche verwerthet zu sein, vorüber.

Aber wir glauben nicht, daß Grund ist zum Verzagen. Unser Volk hat sich in schweren Tagen so kernig und tüchtig erwiesen, daß wir mit neuer Zuversicht hoffen, es werde die ihm drohenden Gefahren siegreich bestehen. Nicht die Gefahr meinen wir, daß es sich unter das knechtische Joch des modernen Confessionalismus beugen könnte, diese Versuche sind ohnmächtig; die Gefahr meinen wir, daß es von dem in unsrer Kirche herrschenden, das Volksbewußtsein täglich beleidigenden Geist abgestoßen, in das andre Extrem eines wüsten Atheismus und Materialismus stürzen werde. Wir unterschätzen gewiß nicht die Gefahren, die von daher namentlich der Bevölkerung der großen Städte drohen; nur meinen wir, daß es nichts nützt, das in den orthodoxen und pietistischen Kreisen übliche Geheul über die Sünde und Unbußfertigkeit des Volkes auszustoßen, sondern daß es gilt, die Herzen für das Evangelium zu gewinnen; nur meinen wir, daß das nicht dadurch geschieht, daß man bei jeder Gelegenheit absichtlich oder unabsichtlich diesem Volke in's Gesicht schlägt; nur meinen wir, daß der Kern dieses Volkes, dem anzugehören wir Gott täglich auf den Knieen danken sollten, gesund und empfänglich ist für das Evangelium von Jesu Christo, und daß diese Gesundheit es bewahren wird vor jener Gefahr. Nur darf ihm nicht die dienende Liebe fehlen, und je kühner die Partei ihr Haupt erhebt, die mehr und mehr sich allein dazu befähigt erweist, unser Volk der Kirche zu entfremden, um so mehr ist diese Liebe nöthig, ist das Bestreben gerechtfertigt, das in dem Protestantenverein seinen Ausdruck gefunden hat, unser Volk mit der evangelischen Kirche zu versöhnen, indem es ein falsches evangelisches Kirchenthum auf Schritt und Tritt bekämpfend, ihm gegenüber wahre evangelische Frömmigkeit darstellen will. Je mehr wir überzeugt sind von der Empfänglichkeit unsers Volkes für das Evangelium, um so freudiger und siegesgewisser können wir uns dieser Aufgabe unterziehen. Der Protestantenverein hat denn auch, sobald der Krieg nicht mehr ausschließlich die Herzen in Anspruch nahm, sein Haupt von Neuem erhoben. Er hat festen Fuß gefaßt in dem von dem confessionalistischen Eifer schwer heimgesuchten Nassau, er hat kräftige Lebenszeichen auf den Versammlungen zu Wiesbaden und Hannover gegeben. Aber wir überschätzen den Werth solcher Versammlungen nicht, sie haben Bedeutung, sofern sie neue Anregung in weitere Kreise tragen, ihre Resolutionen sind gleichsam die Parole für das Heer, aber wir wissen sehr wohl, daß solche Resolutionen keine Thaten sind, und daß durch die Aushheilung einer Parole die Schlacht noch nicht gewonnen ist. Eine weit größere Bedeutung legen wir der Thätigkeit der einzelnen Ortsvereine bei

wenn auch deren Auftreten ein viel geräuschloseres ist. Wenn sie in ihrem Kreise nicht bloß negativ auftreten, das hierarchische Wesen bekämpfend, sondern positiv für Verbreitung evangelischer Erkenntniß und evangelischer Frömmigkeit sorgen, und auf diese Weise in den einzelnen Gemeinden einen festen Kern ernster, frommer Gemeindeglieder sammeln und heranbilden, die fest und beharrlich eine Erneuerung der evangelischen Kirche im Geiste unsers Heilandes anstreben, so können sie ein Sauerteig werden für ihre Umgebung, für die ganze Kirche. Uns schweben bei den Protestantenvereinen Speners, „Kirchlein in der Kirche“ vor. Gleich jenen sollen sie Pflanzstätten evangelischer Frömmigkeit sein, nicht der pietistischen freilich, sondern der wahren Frömmigkeit, die in der lebendigen Hingabe des ganzen Menschen an die Person unsers Heilandes auch ein offnes Herz hat für alles Schöne und Große und Gute in der Welt. Wahre evangelische Frömmigkeit sollen sie pflegen gegenüber dem Zerrbild derselben im Conventionalismus, gegenüber dem Materialismus und hinüberretten in bessere Zeiten, die sie helfen sollen vorbereiten. Und wir dürfen da nicht vergessen, daß für diesen Dienst der Liebe wir noch manche nicht zu unterschätzende Bundesgenossen in der evangelischen Kirche haben, wenn sie auch außerhalb des Protestantenvereins stehen. Ein so schlimmer Einfluß auch von den maßgebenden Kreisen ausgeht, die der Kirche das Gepräge geben, so giebt es doch noch eine ganze Zahl Geistlicher, die mehr oder weniger orthodoxen Segen wirken in ihren Gemeinden und lebendige Frömmigkeit erzeugen; es giebt noch recht viel wahrre, kirchlich gesinnte Gemeindeglieder, welche in treuer Anhänglichkeit an Kirche und Christenthum dastehen, deren Frömmigkeit von streng kirchlichem Gepräge, aber weit entfernt ist von der Knechtschaft unter den Buchstaben und von Versuchen, die Freiheit der geistigen Entwicklung zu ertöden, welche lebendige Frömmigkeit zu vereinigen wissen mit der Culturentwicklung der Gegenwart. Es mögen die Gründe verschieden sein, die sie von unsern Bestrebungen fern halten; bei den Einen mögen die unaufhörlichen Verleumdungen unsers Vereins gewirkt haben, Andre mag die Besorgniß, daß wir keine Scheidewand nach links hin haben, abhalten; wir müssen diese Mißverständnisse tief bedauern, aber wir dürfen nicht verkennen, daß in ihnen unsre evangelische Kirche noch recht viele Lebenskräfte besitzt, welche, auch ohne sich uns anzuschließen, in ihren kleineren Kreisen denselben Zielen dienen wie wir, der Erzeugung ächter Frömmigkeit, der Versöhnung des Volkes mit seiner Kirche. Mit ihnen fühlen wir uns im Geiste verbunden, mit ihnen ist ein friedliches Zusammengehen und eine Verständigung möglich. Das beweist z. B. die Kreis-

Synode Berlin I. Wir hegen die Zuversicht, daß trotz aller der boshaften Hefereien gegen uns, mit denen z. B. die Neue evangelische Kirchenzeitung sich die Zeit vertreibt, die nach wie vor eine besondere Freude daran zu haben scheint, Hader und Zwietracht zu säen, mit solchen Männern ein friedliches Zusammenwirken auch ferner möglich ist. Wir haben mit inniger Freude das Wort des neuernannten Generalsuperintendenten für Berlin, Dr. Brückner, auf jener Synode vernommen, daß er es als seine Aufgabe ansehe, zwischen den in der evangelischen Kirche Berlins vorhandenen Parteien die Einigkeit im Geist zu pflegen. Wir hoffen gern, daß seine Thaten seinen Worten entsprechen werden, und daß er nicht zu den Vielen gehören wird, die mit guten Vorsätzen nach Berlin gekommen, aber in der Berliner Hof- und Beamtenluft vergiftet sind. Wir geben auch die Hoffnung nicht auf, daß jene oben erwähnten stillen Bundesgenossen allmählig die Gefahr erkennen werden, die für das kirchliche und religiöse Leben unsers Volkes aus dem Ueberhandnehmen einer Richtung droht, welche die Kluft zwischen Kirche und Volk nur zu vergrößern versteht, daß sie die Pflicht empfinden werden, aus ihrer bisherigen Zurückhaltung hervorzutreten. Ob sie sich unserm Verein dabei anschließen oder nicht, das kommt gar nicht in Betracht. Wer immer unserm Volk den Zugang zu dem Duell des lebendigen Wassers bereitet, wer immer dem Evangelium von Christus die Herzen öffnet, der soll gesegnet sein.

Berlin, den 27. Juni 1871.

Die Grundanschauung der Urgemeinde.

Von R. A. Lipsius.

Eine Kirche zu gründen in dem Sinne, den wir Moderne mit dem Worte verbinden, hat Jesus nicht beabsichtigt. Seine Wirksamkeit bezweckte sowenig wie eine politische Erneuerung des israelitischen Staats die Lösung seiner Anhänger vom mosaischen Cultus und Gesetz und die Gründung einer völlig neuen Religionsgesellschaft. Keine einzige seiner bezaubigten Aeußerungen — denn die Worte Matth. 16, 18 ff. stammen höchstwahrscheinlich aus späterer Tradition — weist auf eine solche Absicht hin. Die Botschaft vom göttlichen Reiche und seinen Ordnungen ist erst nachmals mit dieser vermeintlichen Absicht Jesu verwechselt worden, als man anfangs, Gottesreich und Christengemeinde und wieder christliche Gemeinde und christliche Kirche als gleichbedeutende Ausdrücke zu nehmen. Überall wo das „Reich Gottes“ in der ältesten Ueberlieferung vorkommt, bedeutet es das Messiasreich, welches die Gemeinde noch als ein zukünftiges, aber demnächst wirklich eintretendes anschaute. Die älteste Gemeinde wollte aber nicht das verwirklichte Messiasreich selbst, sondern nur die Messiasgemeinde darstellen, welche das Messiasreich vorbereite und dereinst den Kern seiner Glieder zu bilden berufen sei. Der Eintritt in diese Gemeinde gab daher den Einzelnen nach der allgemeinen Anschauung der ältesten Christen die Bürgschaft, daß auch er zu den Genossen des Gottesreiches gehören werde. Hinter diese Erwartung des zukünftigen Gottesreiches tritt die in den Reden Jesu doch auch enthaltene Anschauung von der bereits eingetretenen Gegenwart dieses Reiches völlig zurück. Dies hängt theils mit den alttestamentlichen Bildern von einer auch äußerlich sichtbaren Herrlichkeit dieses Reiches, theils mit dem äußeren Geschick Jesu zusammen. Jesus selbst hatte mit steigender Klarheit sein Leiden und Sterben als eine göttliche Nothwendigkeit erkannt; er hatte bei dem wachsenden Conflict seines Wirkens mit den geistlichen Führern des Volks seinen Tod nicht nur als einen unvermeidlichen Ausgang aufgefaßt, sondern als einen göttlich geordneten Theil seines Berufes in der Welt. Gerade in diese Nothwendigkeit aber konnten sich die Seinen lange nicht finden. So auffällig dies den so ausdrücklichen Verkündigungen gegenüber, welche unsre Evangelien berichten, auch scheint, so viel geht aus allen Spuren unzweideutig hervor, daß Jesus Tod, auch wenn er seine Jünger nicht völlig unvorbereitet überraschte, sie

doch wie ein schwerer erschütternder Schlag traf, der alle ihre Erwartungen und Hoffnungen zu vernichten schien. Auch in den Augenblicken der äußersten Gefahr hatten sie noch immer gehofft, ihr Meister werde durch wunderbare göttliche Hilfe seinen Feinden entgehen und nun sofort das Messiasreich im äußeren Glanze herstellen.

Als aber das Verkündete dennoch geschehen war, da mußte sich alle Hoffnung seiner Anhänger in der gespanntesten Erwartung seiner baldigen Wiederkunft concentriren. Alles was sie von seinem messianischen Auftreten erwartet hatten, verlegte sich jetzt für sie in die Zukunft. Hatte doch Jesus selbst nach dem Zeugnisse unsrer Evangelien seine glorreiche Wiederkunft auf den Wolken des Himmels verheißen. Und von Jugend auf gelehrt, im alten Testamente zu forschen, fanden sie in manchem bisher übersehenen Wort jetzt ein deutliches Zeichen dafür, daß auch das Geschehene nicht ohne und wider Gottes Willen erfolgt sei. Es wurde ihnen immer gewisser, daß dies also geschrieben stand, daß der Messias dies alles leiden mußte, um zu seiner Herrlichkeit eingehen zu können (Luc. 24, 26. 46). Und auf wen anders als auf den, der sich des Menschen Sohn zu nennen pflegte, konnte sich die Weissagung bei Daniel (7, 13) beziehen: „Siehe es kam Einer auf des Himmels Wolken wie eines Menschen Sohn?“ Ihre bisherige Verzagttheit dünkte ihnen Verblendung und geistiger Stumpfsinn, Mangel an rechtem Glauben an Alles, was die Propheten geschrieben hatten (Luc. 22, 25).

Es muß dahingestellt bleiben, wie schnell sich ihre erschütterte Hoffnung wieder gekräftigt hätte, wenn jene geheimnißvollen Erscheinungen des Auferstandenen nicht eingetreten wären, welche uns Paulus und die Evangelien berichten. Sicher ist dieses, daß jene Erscheinungen den Jüngern die Auferstehung ihres Herrn zur Gewißheit einer mit eigenen Augen geschauten, über allen Zweifel erhabenen Thatsache erhoben. In dieser Thatsache lag ihnen die Bürgschaft seiner demnächstigen Wiederkunft auf den Wolken des Himmels. Jenes geheimnißvolle Kommen und Gehen, Erscheinen und Wiederverschwinden des Meisters, jenes plötzliche Herabkommen und jenes Wiederemporfahren gen Himmel, von welchem die ersten Jünger als von längerer Zeit hindurch sich wiederholenden Vorgängen berichten konnten, war für sie nur das Vorspiel dessen, was sie nun als in nächster Zukunft bevorstehend erwarteten, seiner Wiederkunft zur Aufrichtung des messianischen Reichs. Die Gewißheit seiner Auferstehung besiegelte ihren Glauben an Jesu messianische Würde; sie erst gab ihnen den Muth, nun auch öffentlich mit ihrem Evangelium von dem trotz des Kreuzestodes doch zum Himmel erhöhten und demnächst in sichtbarer Herrlichkeit wiederkehrenden

Messias hervorzutreten. Je näher aber diese Wiederkunft nach ihrer Ueberzeugung bevorstand, desto weniger kam es ihnen in den Sinn, der Gegenwart eine andere Bedeutung beizulegen als die, die Genossen des künftigen Reiches zu sammeln, zusammenzuhalten und in den Widerwärtigkeiten, welche sie trafen, mit der Aussicht auf eine freudenreiche Zukunft zu trösten.

Die Erwartung der Wiederkunft Christi zur Aufrichtung seines Reichs ist also nicht bloß eine zufällige, von dem Bewußtsein der Urgemeinde leicht ablösbare Vorstellung, sondern die nothwendige und wesentliche Form, in welche für sie der neue religiöse Inhalt sich kleidete. Nur diese Erwartung gab den ersten Christen in ihren eigenen Augen das Recht, noch ferner an die Messiaswürde des Gekreuzigten zu glauben.

Ihre farbenreichste Ausprägung hat die urchristliche Hoffnung in der Offenbarung des Johannes gefunden, welche zwar ihrer Abfassungszeit nach beinahe schon an die äußerste Grenzscheide der apostolischen Zeit, in das letzte Jahr vor der Zerstörung Jerusalems fällt, aber ihrer ganzen Anschauungsweise nach, sicherer als irgend eine andere neutestamentliche Schrift, uns in die geistige Atmosphäre des urapostolischen Kreises versetzt. Von den Anschauungen des modernen Christenthums liegen freilich die Ideen, in welchen das Buch sich bewegt, so weit ab, daß man heutigen Tags nur allzugeneigt ist, in diesen Schilderungen der bevorstehenden Kämpfe des wiederkkehrenden Christus mit dem Antichrist, der ersten Auferstehung und der tausendjährigen Herrschaft der Frommen auf Erden, in der Herabkunft des himmlischen Jerusalems „mit seinen Straßen aus Gold, seinen Mauern aus Jaspis und seinem Throne aus Perlen“, dem Baume des Lebens und dem Hochzeitmahl des Messias, nur eine unwesentliche Zuthat zu sehen, welche nur bildlich gemeint oder nur aus Anbequemung dem jüdischen Volksglauben zu Liebe beibehalten sei. Wenn man damit nur meint, daß das eigenthümliche geistige Wesen des Christenthums in diesen und ähnlichen Vorstellungen nicht aufgehe, ja daß auch jenen, den Bildern und Anschauungsformen des Alten Testaments entnommenen Schilderungen eine tiefere geistige Wahrheit zu Grunde liege, so hat man freilich Recht. Aber für das Bewußtsein der christlichen Urzeit waren jene Anschauungen, so fremdartig sie uns auch erscheinen mögen, weder bloße Bilder zur dichterischen Darstellung eines rein geistigen Inhalts, noch gar eine bloße Anbequemung an Vorstellungsformen, von denen man selbst den Kern des eigenen Glaubens mit Bewußtsein unterschieden hätte. Somenig das Reich Gottes, dessen Kommen man erwartete, auf die geschichtliche Entwicklung der christlichen Kirche bezogen werden kann, sowenig dachte das Urchristenthum bei dem

Kommen Christi an ein geistiges Kommen oder an seine Offenbarung in der Geschichte oder gar an unser Kommen zu ihm nach dem Tode.

Eine Schilderung der urchristlichen Grundanschauung muß grade mit der urchristlichen Zukunftserwartung, als dem lebendigen Mittelpunkt beginnen, um welchen sich das Denken und Hoffen der ersten Gemeinde bewegte. Die Erwartung der nahebevorstehenden Wiederkunft Christi zieht sich fast durch alle neutestamentlichen Schriften hindurch, gleichviel ob sie der urapostolischen oder der paulinischen Richtung angehören. Immer wieder tönt uns der Ruf „*Maran Atha*“ „*der Herr ist nahe!*“ entgegen. (1 Kor. 16, 22. Phil. 4, 5. 1 Petr. 4, 5. Jac. 5, 8. Hebr. 10, 37 vgl. Röm. 13, 12 u. a.). Wie die Worte im „*Vater-Unser*“ „*Dein Reich komme*“ als Bitte um das baldige Kommen des Messiasreiches in Aller Munde waren, so wurde die nahe Wiederkunft des Herrn als allgemeine Voraussetzung behandelt, auf die man sich als auf das wirksamste Motiv für Lehren, Mahnungen, Warnungen berief. Paulus selbst hoffte die Wiederkunft Christi noch zu erleben: „*die Posaune wird erschallen und die Todten werden auferstehn unverweslich und wir (die Ueberlebenden) werden verwandelt werden*“ (1 Kor. 15, 52 vgl. 2 Kor. 5, 4). Noch bestimmter lauten die Worte im ersten Thessalonicherbrief (4, 16): „*Denn das sagen wir euch als ein Wort des Herrn, daß wir, die wir leben, und übrig bleiben bis zur Ankunft des Herrn, den Entschlafenen nicht zuvorkommen werden. Denn der Herr selbst wird unter Schlagschrei, mit dem Rufe des Erzengels und der Posaune Gottes herabsteigen vom Himmel und die in Christus Gestorbenen werden zuerst auferstehn; dann werden wir, die wir leben und übrigbleiben, zugleich mit ihnen entrückt werden in die Wolken, dem Herrn entgegen in die Luft und so werden wir allzeit mit dem Herrn sein.*“ Noch ganz späte Schriften, wie der zweite Petrusbrief, zu dessen Abfassungszeit die Generation, welche nach Matth. 24, 30 die Wiederkunft Christi noch erleben sollte, schon abgestorben war, suchen die schon wankende Hoffnung wieder zu befestigen (2 Petr. 3, 3 ff.) und um die Mitte des zweiten Jahrhunderts wird der alte Ruf *Maran Atha* von neuem lebendig.

Unter der Wiederkunft Christi dachte man sich nach dem danielischen Vorbild ein sichtbares Kommen auf den Wolken des Himmels, im Glanze der Glorie Jahveh's, im Geleite der himmlischen Heerschaaren, um das Reich auf Erden zu errichten und allen seinen Gläubigen Antheil an der Weltherrschaft zu geben. Jesus selbst hatte sich, wo er die Zukunft seines Reiches beschrieb, in den Bildern und Anschauungsformen des Alten Testaments bewegt. Die Urgemeinde malte diese Bilder im Anschlusse an

idische Volksvorstellungen der Zeit noch weiter ins einzelne aus. Der einzige Unterschied der urchristlichen Zukunftserwartung von der jüdischen lag in dem Glauben, daß es der gekreuzigte und auferstandene Jesus von Nazareth sei, welcher das Reich Gottes heraufführen werde. Noch um die Mitte des 2. Jahrhunderts wird von einer judenchristlichen Schrift als der einzige Streitpunkt zwischen Christen und Juden dieser bezeichnet, daß die Juden über die erste Ankunft des Messias im Irrthum seien. Was aber die Juden von der ersten und einzigen Ankunft des Messias erwarteten, erwarteten die Christen von seiner demnächstigen Wiederkunft. Die Schilderungen der messianischen Herrlichkeit selbst beruhen durchaus auf einem Anschauungskreise, welcher den Juden und Christen gemeinsam war. Obwohl das Reich vom Himmel her offenbart werden soll, von wannen der wiederkehrende Messias erwartet wird, so ist doch seine eigentliche Stätte die Erde und die Schilderungen des neuen Jerusalems in der Offenbarung Johannes zeigen, wie ernstlich diese Hoffnung gemeint war. Es sind die farbenreichen Bilder eines menschlichen Königreichs von alles überstrahlender Herrlichkeit, welche diesen Schilderungen zu Grunde liegen. Die Hoffnung, welche Jakobus und Johannes, die Söhne des Zebedäus, nach der evangelischen Erzählung aussprechen, im Gottesreiche zur Rechten und zur Linken sitzen, d. h. die obersten Plätze zunächst dem messianischen Könige selbst zu gewinnen (Marc. 10, 35 ff. Matth. 20, 20 ff.), mußte freilich einer späteren Anschauung um so anmaßlicher erscheinen, als nach ihr vielmehr Petrus und ein anderer Jakobus auf diese Ehre weit größere Ansprüche hatten. Aber daß die Jünger im Reiche Gottes auf zwölf Thronen sitzen würden, um die zwölf Stämme Israels zu richten, war eine Erwartung, die man ausdrücklich auf einen Ausspruch Jesu zurückführte (Matth. 19, 28. Luc. 22, 30) und dem entsprechend läßt die Offenbarung auf die zwölf Grundsteine der Mauer, von welcher das neue Jerusalem umgeben sein wird, die Namen der zwölf Apostel des Lammes geschrieben sein (Offenb. 21, 12). Paulus, der allerdings einen solchen Vorzug der Zwölf nicht anerkennen kann, verallgemeinert den Gedanken von einem Richteramt der Apostel im Gottesreich zu einem allen Heiligen überhaupt zukommenden Vorrecht und setzt als allgemein anerkannten Glauben in der Gemeinde voraus, daß dieselben nicht nur die Welt, sondern selbst Engel richten würden (1 Kor. 6, 2 flg.). Wie es aber im Gottesreiche Throne und Richterstühle gibt, so werden von denselben noch ganz andere Herrlichkeiten erwartet. Für die Entbehrungen und Opfer, welche der Anschluß an die messianische Gemeinde auferlegte, kräftete man sich mit der Aussicht, nicht bloß Eltern, Geschwister, Weib und

Kind, sondern auch Häuser und Aecker im Gottesreich hundertfältig wiederzugewinnen (Marc. 10, 30. Matth. 19, 20). Damit stimmt die Vorstellung von dem neuen Jerusalem als einer vom Himmel auf die Erde herabsteigenden Stadt, deren Herrlichkeit die Offenbarung in den glänzendsten Farben malt (Offenb. 21). Auch diese Erwartung war dem urapostolischen und dem paulinischen Glauben gemeinsam (Gal. 4, 26. Phil. 3, 20. Hebr. 12, 22) und begegnet uns seit der Mitte des 2. Jahrhunderts in verschiedenen Kreisen mit neuer Lebendigkeit. Wie das aber alles zu verstehen sei, lehrt nicht nur das Jesu in den Mund gelegte Wort, daß er im Gottesreiche mit seinen Jüngern aufs neue vom Gewächz des Weinstocks sich laben werde (Matth. 27, 29. Luc. 22, 30), sondern auch die stehende Vergleichung des Reiches Gottes mit einem Hochzeitsmahl (vgl. außer verschiedenen Gleichnissen Jesu auch Matth. 8, 11. Luc. 14, 15. Offenb. 19, 7. 9. 17 u. a.). Noch im zweiten Jahrhundert begegnen uns aller Orten ähnliche Hoffnungen. Der Montanismus, bei welchem sie in besonders starker Ausprägung hervortreten, ist auch in dieser Beziehung nur eine Erneuerung der bereits im Verblaffen begriffenen urchristlichen Erwartung. Wir finden dieselbe keineswegs bloß bei dem Ketzer Kerinthos und bei den zur Secte herabgedrückten Ebioniten, sondern auch bei namhaften Kirchenlehrern wie Papias, Irenäus, Hippolytus, Kyprian u. A., und erst die idealistische alexandrinische Schule begann, die glühenden Farben des urchristlichen Zukunftsgemäldes hinwegzuwischen. Ja wenn die Rabbinen von den wunderbaren Trauben im Himmelreiche erzählen, deren Beeren man abzapft wie Fässer, so will ein Mann, der den Johannes — freilich schwerlich den Apostel, sondern den jüngeren „Presbyter“ dieses Namens — noch gekannt hat, aus dessen eigenem Munde einen angeblichen Ausspruch Christi vernommen haben mit noch viel abenteuerlicheren Beschreibungen der Riesentrauben und Riesenähren, die im Himmelreiche wachsen sollten. Die hier zu Grunde liegende Auffassung der Freuden des Gottesreiches beruht auf derselben Anschauung, welche dasselbe überhaupt in sichtbarer Gestalt mit Posaunenschall und Wunderzeichen vom Himmel auf die Erde herabkommen läßt. Grob sinnliche Vorstellungen, welche von einem idealeren Gehalte so völlig losgelöst wären, wie jene angeblich von Jesu selbst herrührende Schilderung begegnen uns allerdings nirgends im Neuen Testament, auch nicht in der Offenbarung des Johannes. Aber daraus folgt durchaus nicht, daß die Schilderungen der letzteren, wie Neuere sich gern einreden möchten, bewußte Symbole seien, oder daß sich für das Bewußtsein der christlichen Urzeit selbst das Geistige von dem Sinnlichen ausdrücklich gesondert habe.

Das was dieser Zukunftserwartung für das Bewußtsein der Urgemeinde einen praktischen Werth gab, war aber eben wie Zeller (Vorträge und Abhandlungen S. 224) richtig bemerkt, die unmittelbare Nähe, in welcher die Wiederkunft Jesu bevorstehen sollte, sodaß ein Jeder hoffen konnte, sie noch selbst zu erleben. Wenn heute Jemand aus dogmatischen Gründen noch die dereinstige sichtbare Wiederkunft Jesu noch erwartet, aber nachdem über 1800 Jahr verstrichen sind, wer weiß in welcher fernen Zukunft, so ist der Glaube daran sein unmittelbar persönliches Interesse verloren. Den Christen des ersten Jahrhunderts aber war es noch ernst mit ihrem Glauben daran, er war ihnen Herzenssache, und darum hofften sie es auch noch selbst zu erleben. Hätte ihnen Jemand gesagt, daß die Wiederkunft Christi erst nach ein par tausend Jahren erfolgen werde, so hätte er den innersten Kern ihrer messianischen Hoffnungen angetastet.“ Man erzählte sich Aussprüche Jesu selbst, welche diese Hoffnung verbürgten. „Wahrlich ich sage euch, es stehen Eiliche hier, die nicht schmecken werden den Tod, bis daß sie des Menschen Sohn kommen sehen in seinem Reich“ (Matth. 23, 28. Marc. 9, 1. Luc. 9, 27). „Wahrlich ich sage euch, dies Geschlecht wird nicht vergehen, bis daß dieses Alles geschehe“ (Matth. 24, 30. Marc. 13, 30. Luc. 21, 32). Aus diesen Worten grade die Hauptsache, die Wiederkunft Jesu herauszunehmen und den Rest auf die Zerstörung Jerusalems beziehen zu wollen, ist ein ebenso großer Gewaltstreich, als wenn man an den Worten „dieses Geschlecht“ oder „diese Generation“ herumdeuteln will die Beziehung auf die damals lebenden Personen herauschaffen will. Mögen die Worte nun von Jesus selbst herrühren oder nicht, die Zeitgenossen haben an ihre Wahrheit geglaubt und mit welcher Festigkeit, das kann der unmittelbar folgende Zusatz zeigen: „Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen“. Modern könnte man sich ausdrücken, die ersten Christen hätten eher den Untergang von Himmel und Erde erwartet, als daß ihnen ein Zweifel an diesen Worten gekommen wäre; aber sie erwarteten wirklich den Untergang von diesem Himmel und dieser Erde, freilich nur um einem neuen Himmel und einer neuen Erde von ungleich größerer Herrlichkeit Platz zu machen (Offenb. 21, 1). Und diese gewaltige Umwandlung sollte nach ihrer Meinung in nächster Zukunft erfolgen, es sollte der Aufrichtung des Reichs unmittelbar vorhergehen (Matth. 24, 29).

Natürlich lag einer Zeit, welche die Wiederkunft Jesu und die Errichtung seines Reiches in nächster Nähe erwartete, der Gedanke an eine natürlich geschichtliche Entwicklung der Kirche Christi noch völlig fern. Der

ganze Bestand der Gemeinde auf Erden hatte nur die Bestimmung, die Gläubigen zu sammeln und zum Empfange des wiederkehrenden Herrn und zum Einzuge ins neue Jerusalem vorzubereiten. Dieser Empfang selbst wird unter dem Bilde eines Hochzeitsfestes dargestellt: Christus ist der Bräutigam, die Gemeinde seine Braut, die ihm festlich geschmückt, in jungfräulicher Reinheit entgegenziehen soll (Offenb. 18, 23. 21, 2. 9. 22, 17. vergl. Matth. 9, 15. 25, 1 flg. 2. Kor. 11, 2. Eph. 5, 32 und noch Joh. 3, 29).

Aber nicht bloß die Nähe der erwarteten Wiederkunft Christi, sondern auch deren ganze Vorstellung als eines äußeren schlechthin wunderbaren Vorgangs läßt für eine geschichtliche Entwicklung der Kirche auf Erden keinen Raum. Wenn der Messias kommt, ist die Weltgeschichte zu Ende. Durch übernatürliche Mächte wird die natürliche Entwicklung abgebrochen und ein ganz neues, übernatürliches Geschehen begründet. So scheidet sich denn von der gegenwärtigen Weltperiode eine künftige ab, und dieser Gegensatz eines doppelten „Aeon“ ist geradezu das Schema für die ganze Weltanschauung des Urchristenthums, welches auch in diesem Stücke noch mit dem Judenthum auf gemeinsamem Boden steht. Durch alle urchristlichen Schriftdenkmale zieht sich dieser Gegensatz der gegenwärtigen und der künftigen Weltperiode hindurch. Wenn man heutigen Tags diesen Gegensatz auf den eines diesseitigen und eines jenseitigen, eines irdischen und eines himmlischen Lebens zurückführt, so vertauscht man die altchristliche Vorstellung mit einer von Grund aus andern. Nicht räumlich, sondern nur zeitlich sind die beiden Weltperioden getrennt: von einer überirdischen Ordnung der Dinge, welche neben dieser irdischen räumlich herläuft, sodas der zeitliche Unterschied nur auf die Seite der Menschen fällt, welche jetzt in „dieser“ Welt leben, dereinst aber in „jene“ Welt verpflanzt werden sollen, weiß die älteste Vorstellung noch nichts. Hiermit hängt weiter zusammen, daß die Auferstehung der Todten erst beim Eintritte der künftigen Weltperiode d. h. eben der messianischen Ordnung erwartet wird, wogegen man für die Zwischenzeit nur ein Fortleben der Seele in der Unterwelt (im „Scheol“) annimmt, in welcher es freilich verschiedene Behälter gibt, das „Paradies“ oder „Abrahams Schooß“ für die Einen, den „Hades“ oder die „Gehenna“ für die Andern. Im Einzelnen ist natürlich bei diesen Zukunftsbildern die Vorstellung fließend. Nach der Offenbarung des Johannes beginnt die zukünftige Weltperiode mit der Vernichtung des heidnischen Weltreichs durch den wiederkehrenden Messias, der vom Himmel her auf weißem Roß, gefolgt von himmlischen Reiterschaaren in weißen Byßusgewändern

en Kampf beginnt: aus seinem Munde geht ein Schwert aus, das die Heiden schlägt, und er weidet sie mit eisernem Stabe. Die Mächte der Finsterniß werden besiegt, der Satan auf tausend Jahre gebunden. Während dieser tausend Jahre herrschen die Frommen mit dem Messias auf Erden, und so viele ihrer um des Messiasglaubens willen getödtet sind, werden bei der ersten Auferstehung erweckt, um Antheil an der Weltherrschaft zu erhalten. Nach Ablauf der tausend Jahre kommt der Satan los, sammelt die Heiden von allen Enden der Erde in zahllosen Schaaren, um Jerusalem, den Sitz des messianischen Reichs, zu belagern. Da fällt Feuer vom Himmel und verzehrt sie Alle, der Teufel aber wird in das Feuermeer geworfen. Nun erst folgt die zweite Auferstehung und das letzte Gericht über die Heiden; Bücher werden aufgeschlagen, an Allen, deren Namen nicht in Buche des Lebens stehen, wird die Strafe vollstreckt: sammt dem Tode und dem Hades werden auch sie in das Feuermeer geworfen. Erst nachdem dies Alles geschehen ist, erscheint der neue Himmel und die neue Erde, und das neue Jerusalem steigt auf die erneuerte Erde hernieder. Ob diese Unterscheidung einer ersten und einer zweiten Auferstehung und die hiermit zusammenhangende Vorstellung vom tausendjährigen Reiche allgemeiner Glaube war, läßt sich nicht mehr sicher entscheiden. Paulus theilt ebenfalls zwei Perioden des künftigen Gottesreichs anzunehmen: zuerst die Wiederkunft Christi und die Auferstehung der Gläubigen, dann den letzten Kampf, die Besiegung aller feindlichen Mächte und die Uebergabe der Weltherrschaft Christi an den Vater (1. Kor. 15, 22—28). Die tiefste Anschauung aber scheint diese gewesen zu sein, daß Wiederkunft, Auferstehung, Gericht und Begründung des Messiasreichs unmittelbar aufeinanderfolgende, die gesammte Weltentwicklung rasch abschließende Acte sind. Ein Gericht über die Gläubigen kennt das prachtvolle Gleichniß bei Matthäus (25, 31 flg.) ebenso wenig wie die Offenbarung des Johannes, sondern nur ein Gericht über die Heiden. Auch sonst finden wir in den Gleichnissen der Evangelien und anderwärts die einfache Vorstellung, welche das Eingehn der Frommen zur Seligkeit des Reichs und die Verurtheilung der Gottlosen zum Feuerpfuhle lediglich an die Wiederkunft Christi knüpft, ohne einer Zwischenperiode zu gedenken.

Ebenso mannigfaltig wie die Erwartungen vom Ende sind die Vorstellungen von dem, was der Wiederkunft des Messias und der Errichtung eines Reichs unmittelbar vorhergeht. Die Noth und die Bedrängniß der letzten Zeiten bildet in diesen Schilderungen einen durchgehenden Zug. Nur läßt sich nicht ausmachen, inwieweit in den Quellen, welche diese Tage der

Drangsal uns ausmalen, nicht schon die Leiden und Bedrängnisse, welche die Christen selbst schon erfahren hatten, sich widerspiegeln. Die Offenbarung, welche die Zeit des Schreckens mit den furchtbarsten Farben malt, ist unter dem noch frischen Eindrucke der Greuelszenen der neronischen Christenverfolgung geschrieben; dazu hatte damals bereits der jüdische Krieg mit all seinen Schrecknissen begonnen. Aber schon Paulus erwartet eine unmittelbar hereinbrechende Drangsalzeit und mahnt im Hinblick auf dieselbe ab, sich mit irdischen Sorgen zu befassen (1 Kor. 7, 26 flg.). Es ist daher immerhin möglich, daß auch die Jesu selbst in den Mund gelegten Schilderungen der letzten Noth (Matth. 10, 16 flg. und besonders Kap. 24, vgl. Marc. 13, 1 flg. Luc. 21, 5 flg.) zum größeren Theil bereits in den ersten Zeiten der Urgemeinde im Umlaufe waren. Beim Hereinbrechen des jüdischen Kriegs erwartete man dann die Wiederkunft unmittelbar nach der Zerstörung Jerusalems und der Entweihung des Tempels durch die Heiden. Die Verkündigung der völligen Zerstörung von Stadt und Tempel mag erst nachträglich Jesu in den Mund gelegt worden sein (Matth. 24, 2. 15 flg. Marc. 13, 2. 14. Luc. 21, 6. 20), da noch die Offenbarung die Verschönerung des Tempels und die Erhaltung wenigstens des größeren Theils von Jerusalem hofft (Offenb. 13, 1 flg. 13).

Dennoch bleiben auch so noch allgemeinere Schilderungen von schweren Bedrängnissen übrig, welche der Wiederkunft des Messias vorhergehen sollen: von Kriegen, Erdbeben, Seuchen und Hungersnöthen, von furchtbaren Zeichen am Himmel, Verfinsterung von Sonne und Mond und Herabfallen der Sterne.

Ähnliche Ahnungen von furchtbaren Katastrophen in der Natur gingen damals auch durch die jüdische und heidnische Welt: und dem ganzen Alterthume gemein ist der Glaube nicht bloß an glückbedeutende, sondern auch an schreckhafte Wahrzeichen, welche wichtige Wendungen in der Geschichte vorausverkündigten. Aber noch ganz ausdrücklich fand man die Schrecknisse, welche dem „Tage des Herrn“ d. h. der Wiederkunft des Messias vorhergehen sollten, im Alten Testament geweissagt. „Und es wird geschehen in den letzten Tagen“ heißt es in eben jener Weissagung des Joel, die man in der Geistesausgießung erfüllt fand „und ich will Zeichen erscheinen lassen oben am Himmel und Wunder unten auf der Erde, Blut und Feuer und dampfenden Rauch: die Sonne wird verwandelt werden in Finsterniß und der Mond in Blut, bevor der große und glänzende Tag des Herrn erscheint“ (Joel 3, 30 flg. vgl. Apostelgesch. 2, 29 flg.). „Siehe der Tag des Herrn kommt mit Grausen und mit grimmigem Zorn, den Erdfreis

üste zu machen und alle Sünder von ihm hinweg zu verderben. Denn die Sterne des Himmels und der Orion und das ganze Himmelsheer werden aufhören zu leuchten, und wenn die Sonne aufgeht, wird es finster sein und der Mond wird keinen Schein geben“ (Jes. 13, 9 flg.). Solche und ähnliche Aussprüche waren fortwährend im Munde der Gemeinde. Sehr wahrscheinlich, daß wirklich schon Jesus selbst an jene alttestamentlichen Verkündigungen erinnert hat. In der Gemeinde waren sie jedenfalls wieder lebendig geworden, und jedes neue erschreckende Phänomen in der Natur, jede Kunde von Krieg, Erdbeben, Seuchen von Fern und Nah, die Sonnen- und Mondfinsterniß, jede außergewöhnliche Constellation der Sterne mußte die erregte Phantasie der ersten Christen mit neuen Schreckensbildern erfüllen und die Erwartung des nahen Weltendes zu stetiger Spannung steigern.

Wie flüchtig diese Zukunftserwartungen auch waren, die Grundanschauung bleibt in allen dieselbe. Der Gegensatz der gegenwärtigen und der künftigen Weltperiode hat nichts zu schaffen mit dem Begriffe einer natürlichen Entwicklung der Geschichte. Wie das Reich des Messias durch Christus inaugurirt wird und selbst einen durch und durch wunderbaren Charakter trägt, so beruht überhaupt die ganze Auffassung des irdischen Geschehens auf der Voraussetzung eines wunderbaren Hereintragens übernatürlicher Mächte. Die irdische Welt ist gewissermaßen nur der vornehmste Schauplatz des Dramas, in welchem übermenschliche Gewalten die Rolle der handelnden Personen spielen. Es ist für diese Auffassungsweise höchst charakteristisch, wenn Johannes zuerst im Himmel einen Kampf zwischen Satan und dem Erzengel Michael ausfechten läßt, der sich dann, nachdem Satan besiegt und auf die Erde herabgeschleudert ist, auf dieser wiederholt offenbart (12, 7 flg.). Hiermit kann man den Spruch bei Lucas (10, 18) vergleichen: „Ich sah den Satan wie einen Blitz vom Himmel herabstürzen.“ Wie hier ein Kampf in überirdischen Regionen vorausgesetzt ist, so werden auch letzteren auch anderwärts mit bösen Geistern bevölkert, gegen welche die Gläubigen zu kämpfen haben (Eph. 6, 12).

Die ganze irdische Geschichte wird daher unter den Gesichtspunkt des Kampfes überirdischer Gewalten gestellt. Wie Christus der Herrscher der künftigen Weltperiode, so ist Satan der Beherrscher der gegenwärtigen Welt, der Fürst dieser Welt (Joh. 12, 31. 14, 30. 16, 11 vgl. Eph. 2, 2), der Gott dieses „Zeon“ (2 Kor. 4, 4) und der Uebergang von einer Welt zur andern vollzieht sich eben durch Satans Besiegung (vgl. noch Hebr. 14. Kol. 1, 13. Apg. 26, 18. Joh. 3, 8. 12, 31). Dieselbe Vorstellung

geht durch das ganze zweite Jahrhundert hindurch, nicht bloß bei jüdenchristlichen, sondern auch bei heidenchristlichen Schriftstellern, und erhält sich noch lange nachher in ihrer ursprünglichen Gestalt bei den Ebioniten.

Aber nicht bloß als Beherrscher zweier Weltperioden stehen sich Satan und Christus gegenüber, sondern auch als die Fürsten zweier einander bekämpfenden Reiche in der überirdischen Welt. Wie dem Messias die guten Engel und das ganze Heer himmlischer Geister, die den Hofstaat Gottes bilden, dienend zur Seite stehen, so ist auch Satan mit Schaaren von bösen Geistern, überirdischen Mächten und Gewalten umgeben. Der Glaube an Engel und Dämonen ist dem Urchristenthum mit dem volksthümlichen Judenthum ebenso gemeinsam, wie die bestimmteren Vorstellungen von der Wundermacht der guten und der bösen Geister auf Erden. Wie es daher göttliche Wunder gibt, so gibt es auch dämonische Wunder, welche die Menschen bethören. Aber indem sich die religiös-sittliche Idee des Volksglaubens bemächtigt und die großen geistigen Gegensätze der Zeit zu persönlichen zuspitzt, erhalten alle diese Vorstellungen im Urchristenthum eine weit eingreifendere Bedeutung. Schon die drei ersten Evangelien stellen das Reich Gottes mit seinem persönlichen Repräsentanten, dem Menschensohn, und das Reich des Bösen mit Satan und seinen Dämonen einander scharf gegenüber. Der Böse ist's, der die Saat des göttlichen Wortes aus den Herzen reißt und Unkraut unter den Weizen säet (Matth. 13, 19. 25 flg.). Christi Werk aber ist dieses, den Starken zu binden und das Haus desselben zu plündern (Matth. 12, 29). In der Versuchungsgeschichte tritt der Satan persönlich dem Messias gegenüber, wird aber abgewiesen (Matth. 4). Auch sonst erscheint Satan als Versucher der Gläubigen (Matth. 6, 13. Luc. 22, 31. Jac. 4, 7). Wie er Macht über die Ungläubigen hat, die als „Söhne dieser Welt“ seiner Gewalt untergeben sind, so sucht er auch die Frommen zu verführen, thut ihnen alles mögliche Leid an und bietet alle seine Kunst auf, um sie in seine Gewalt zu bringen und die Sache des göttlichen Reiches zu hintertreiben (1 Petr. 5, 8. Eph. 2, 2. 1 Tim. 3, 7 flg. vgl. 2 Tim. 2, 26. Offenb. 13, 17. 18. 20, 7—10). Auch Paulus theilt diese Anschauungen völlig (1 Kor. 7, 5. 2 Kor. 2, 12. 4, 4. 11, 14. vgl. 1 Theß. 2, 18) und namentlich das vierte Evangelium ist durchweg von denselben beherrscht (vgl. noch Joh. 8, 44. 49. 12, 31. 14, 30. 16, 11). Dieser übernatürlichen Macht des Teufels und seiner Dämonen steht nun aber die Wundermacht Gottes, des Messias und seiner Engel gegenüber. In dem Kampf gegen die Mächte der Finsterniß steht den Gläubigen göttliche Hülfe wunderbar zur Seite, stärkt sie in Anfechtungen, errettet sie aus augenscheinlicher Gefahr.

Die Befehrung zum Glauben aber ist zugleich eine Errettung aus der Gewalt des Teufels oder der Finsterniß (Apostelgesch. 26, 18. Kol. 1, 13. Jac. 4, 7).

Die ältesten Christen erwarteten nicht bloß von der Zukunft ein wunderbares Eingreifen Gottes und seines Gesalbten in die irdischen Geschehnisse, sie wußten sich schon im gegenwärtigen Leben auf Schritt und Tritt von übermenschlichen Gewalten umgeben. Nicht bloß dieses oder jenes einzelne Ereigniß, sondern der ganze Verlauf der Geschichte, insbesondere aber die Geschichte der erwählten Gottesgemeinde erscheint in wunderbarem Lichte. Natürlich tritt aber für die fromme Betrachtung das Wunder bei den Werken und den Schicksalen Christi, an den bedeutsamen Wendepunkten in der Geschichte der Gemeinde und ihrer namhaftesten Häupter besonders hervor und macht sich dann auch seiner äußeren Erscheinung nach in effectvollerer Weise geltend als sonst. So bildet sich gleichsam ein weiterer und ein engerer Kreis des Wunderbaren, von welchem das Leben umgeben ist. Zu den wunderbaren Kräften und Gaben, mit denen die Gläubigen ausgerüstet sind, treten in wichtigen Momenten noch außerordentliche Ereignisse so zu sagen höherer Art. Die Geisterwelt greift dann in unmittelbar anschaulicher Weise in die Geschehnisse der Menschen ein, Engel werden mit besonderen Diensten betraut, um wunderbare Hilfe zu bringen oder wunderbare Offenbarungen zu vermitteln. Besonders waren es die Anfangs- und Endpunkte des ersten Auftretens Jesu, welche offenbar nach sehr frühzeitig entstandener Ueberlieferung von zahlreichen Engelererscheinungen umgeben waren. Wie er dereinst wiederkehren soll im Geleite der himmlischen Heerscharen, so verhinderten Engel den Hirten auf dem Felde seine Geburt und den Frauen am Grabe seine Auferstehung, und auch sonst treten sie in wichtigen Momenten seines Lebens als seine Diener auf, die allezeit bereit stehn, seine Befehle zu vollziehen. So erscheint ferner auch dem Petrus im Gefängnisse ein Engel, der ihn befreit. Oder der Verkehr mit der übersinnlichen Welt vermittelt sich in Träumen und Gesichten, durch welche Gott den Frommen seinen Willen verkündigt.

Natürlich mußte bei dieser Anschauungsweise die Phantasie unvermeidlich geschäftig sein, auch die einfachsten Vorkommnisse ins Wunderbare zu malen. Jede höhere geistige und leibliche Begabung, jedes mächtigere Hervorbrechen der religiösen Begeisterung, jeder überraschende Erfolg und jedes unerwartete Ereigniß wurde sofort als Wunder aufgefaßt und demgemäß dargestellt. Und je größer die geistige Erregbarkeit der Gemüther, je stärker die Empfänglichkeit für das Wunderbare war, desto leichter ging

die Erzählung eines neuen übernatürlichen Ereignisses von Mund zu Mund und wurde von der geschäftigen Sage weitergebildet. Die Annahme geheimnißvoller Einflüsse überirdischer Mächte auf das Menschenleben war dem Zeitalter überhaupt gemein. Aber die religiöse Erregbarkeit der Gemüther, welche die erste Christengemeinde beherrschte, mußte diesen Glauben außerordentlich steigern. Es ist eine völlig ungeschichtliche, lediglich von modernen Standpunkte hergenommene Meinung, daß überall wo dergleichen Wundererzählungen sich finden, dieselben aus weit späterer Sage hervorgegangen oder wohl gar nur als bewußt symbolische Hülle geistiger Wahrheiten erdichtet worden seien. Wie sich auch das Geistigste für das Bewußtsein der Zeit unwillkürlich in sinnlich anschauliche Bilder einkleidet, die mit dem Gedanken zu untrennbarer Einheit zusammenschmelzen, so entsteht aus dem einfachsten Vorgang, sobald er von der religiösen Phantasie ergriffen und mit idealem Gehalte erfüllt ist, eine Wundererzählung, und öfters wieder ist es lediglich eine geistige Wahrheit, die als sinnenfällige Wirklichkeit aufgefaßt, zum übernatürlichen Ereignisse wird. Ueberdies mußte aber die außerordentliche religiöse Bewegung in der That außer gewöhnliche Ereignisse des geistigen und des leiblichen Lebens erzeugen. So berichtet Paulus ausdrücklich von sich selbst Wunder verrichtet zu haben (2 Kor. 12, 12) und unter den Geistesgaben in der Gemeinde zählt er neben dem Zungenreden, der Prophetie und anderem auch leibliche Wunderkräfte und die Gabe gesund zu machen, auf (1 Kor. 12, 28). Dergleichen Krankenheilungen, unter denen namentlich die Heilung von Geisteskranken oder sogenannten Besessenen auch in der Folgezeit noch öfters erwähnt wird, müssen schon in der Urgemeinde zu Jerusalem vorgekommen sein und mögen die Grundlagen von solchen Schilderungen, wie wir sie wiederholt in der Apostelgeschichte lesen (Apg. 3, 2 flg. 5, 12 flg. vgl. auch 6, 8. 9, 33 flg. 19, 11), gebildet haben. Auf die nähere Feststellung des geschichtlichen Thatbestandes müssen wir jedoch hier wie anderwärts verzichten.

Man muß sich in diesen ganzen Anschauungskreis unbefangen und ohne Modernisierungsversuche hineinversetzen, um ein lebendiges Bild von der geistigen Atmosphäre, in welcher die Urgemeinde sich bewegte, zu gewinnen. Die Weltanschauung ist die antike, in ihren wesentlichen Grundzügen auch dem Judenthume und Heidenthume gemeinsam. Das Neue ist zunächst nur die gewaltige religiöse Bewegung, welche sich der Geister bemächtigt hat und zugleich die ganze Vorstellungswelt aufs mächtigste beeinflusst. Aber dieses neue religiöse Leben bildet nicht nur die Darstellungsformen

an tausend einzelnen Punkten unvermerkt um, sondern erfüllt dieselben auch mit neuem geistigen Gehalte, dessen Tiefen denen die ihn im Herzen trugen, selbst noch verschlossen waren.

Die ganze Fülle neuer religiöser Ideen, welche das Christenthum zu einer welterneuenden und weltüberwindenden Macht erhoben haben, liegt doch schon in der urchristlichen Grundanschauung im Keime enthalten. Dieser Keim ist einfach der Glaube an den erschienenen Messias, ein Glaube, der sich an die Person Jesu von Nazareth knüpft. Ueberblicken wir noch einmal den ganzen bisher entwickelten Vorstellungskreis, so scheint das, was die ersten Nazarener von den Juden unterschied, eine lediglich theoretische Differenz von sehr untergeordnetem Belange zu sein. Die Christengemeinde stellte sich den Messias nicht einfach als einen noch künftigen vor, sondern als einen, der schon eine Zeitlang erschienen, dann aber wieder von der Erde hinweggenommen und zum Himmel erhöht sei. Was die Juden von dem überhaupt erst am Ende der Tage erscheinenden Messias erwarteten, das erwarteten die Christen von dem wiederkehrenden Christus, und malten seine Zukunft in lebendiger Hoffnung noch weiter ins Einzelne aus. Ein wesentlich neuer Inhalt des religiösen Bewusstseins selbst scheint mit dem Allen ebensowenig wie eine neue Weltanschauung gegeben zu sein, sondern nur eine im Ganzen verschwindende Modification des jüdischen Messiasglaubens, welche wohl eine neue Sectenmeinung begründete, aber nirgends über den allgemeinen Gesichtskreis des Judenthums hinausging. Und so sahen es auch die Zeitgenossen, !so sahen es die Juden, so sahen es die Glieder der neuen Messiasgemeinde selbst, wenn man die theoretische Form ihrer Ueberzeugung ins Auge faßt, an. Möchte der Glaube an einen gekreuzigten Messias auch dem pharisäisch gebildeten Theile des Volkes als bürgerliche Schwärmerei erscheinen, mochten die sadducäischen Volksoberrn darin sogar eine sträfliche Hartnäckigkeit, eine Auslehnung gegen den rechtskräftigen Spruch der höchsten geistlichen Autorität in Israel erblicken, eine Loslösung vom Judenthum lag in dem Allen noch nicht. Und auch den ersten Christen kam es nicht entfernt in den Sinn, eine neue Religion und eine neue Religionsgemeinde zu bilden. Sie betrachteten sich einfach als den messiasgläubigen Theil der jüdischen Volksgemeinde, innerhalb deren sie eine ähnliche engere Genossenschaft bildeten wie die Pharisäer oder die Essäer. Nicht einmal der Glaube an die Auferstehung Jesu war an sich selbst etwas so Unerhörtes, daß damit nun die Ablösung einer neuen Religion von der alten zugleich gegeben gewesen wäre. Der Auferstehungsglaube war den „Nazaräern“ mit den Pharisäern gemein, und

scheint auch im jüdischen Volke überhaupt um jene Zeit sehr tiefe Wurzeln geschlagen zu haben. Auch daß ein Todter wieder ins leibliche Leben zurückkehren und Andern erscheinen, ja in gewöhnlicher Menschenweise mit ihnen verkehren könne, war eine Meinung, für welche auch sonst sich Belege finden. So glaubt Herodes Antipas, als er von dem Wirken Jesu Kunde erhält, nicht anders, als daß der von ihm hingerichtete Täufer Johannes von den Todten erstanden sei (Matth. 14, 2. Marc. 6, 14). So herrschte selbst bei pharisäischen Gesetzeslehrern der Glaube, der im feurigen Wagen gen Himmel gefahrene Elias werde ins Erdenleben zurückkehren und dem Messias die Wege bereiten (Matth. 17, 10 vgl. 11, 14. Marc. 9, 11). Und ganz ähnlich sah das Volk in Jesu bald den Johannes, bald den Elias, bald den Jeremias oder einen andern von den Todten zurückgekehrten Propheten (Matth. 15, 14). So wird im Matthäusevangelium bei Gelegenheit des Erdbebens nach Jesu Tod erzählt, die Gräber hätten sich geöffnet und zahlreiche entschlafene Heilige seien in die heilige Stadt gekommen und dort Vielen erschienen (27, 52 flg.). Endlich die Offenbarung verkündigt von den beiden Zeugen, welche in der Zeit der letzten Drangsal drei und ein halbes Jahr lang in Jerusalem prophezeien, sie würden getödtet werden und nach drei und einem halben Tage wieder erstehen und vor den Augen ihrer Feinde auf den Wolken des Himmels emporfahren (Offenb. 11, 3—12). Ebenso wenig wie die Auferstehung war also die Himmelfahrt Jesu für den Glauben der Zeitgenossen etwas schlechthin Einzigartiges und Unerhörtes. Außer an die Himmelfahrt des Elias kann man hier auch noch an die Sage von dem lebendig in den Himmel aufgenommenen Henoch erinnern. Grade dasjenige also, worauf man neuerdings gern die schlechthin einzigartige Bedeutung der Person Jesu baut, die Thatfachen seiner Auferstehung und Himmelfahrt, hatten für die Zeitgenossen nicht das schlechthin entscheidende Gewicht, welches man ihnen freilich beilegen muß, sobald man sie mit einer ganzen andersartigen Weltanschauung in Verbindung bringt. Die Zeitgenossen sahen hierin Wunder in der Kraft Gottes vollbracht, daher sie auch einem ins Leben zurückgerufenen Todten die Macht beilegen, selbst Wunder zu wirken (Marc. 6, 14), aber sie sahen darin nichts, was nun so absolut einzig dagestanden hätte in der Geschichte, daß der Glaube daran geradezu als eine alles entscheidende That, als der Uebergang zu einer ganz neuen religiösen Ueberzeugung betrachtet werden mußte.

Wollte man somit stehen bleiben bei der einfachen Anerkennung der Botschaft, der von den Juden gekreuzigte Jesus ist auferstanden, gen Himmel gefahren und wird dereinst wiederkehren zur Aufrichtung des messianischen

reichs, so ist man mit dem Allen noch nicht über die Grenzlinie einer sehr wohl mit dem ganzen bisherigen Judenthume verträglichen und innerhalb desselben noch Platz findenden Lehre hinausgekommen. Das Neue und Eigenthümliche liegt nicht sowohl in dieser Lehre an sich selbst, als vielmehr in einer geistigen Thatsache deren Ausdruck sie war. Nicht daß man überhaupt einen von den Todten auferstandenen und gen Himmel gefahrenen Messias verkündigte, sondern daß jene Verkündigung dem gekreuzigten Jesus von Nazareth galt, ist das eigentlich Entscheidende. Es ist der überwältigende Eindruck seiner Person, welcher die ersten Jünger vermochte, an ihn als an den Messias zu glauben, trotzdem daß seine ganze geschichtliche Erscheinung das gerade Gegentheil von dem darstellte, was man von dem messianischen Könige erwartete.*) Statt in königlicher Herrlichkeit war er in der anspruchslosen Gestalt eines Mannes aus dem Volke gekommen, statt äußerer Pracht, Reichthum und Macht war Armuth und Niedrigkeit sein Loos gewesen von Anfang bis Ende; statt die Massen im Triumphe mit sich fortzureißen, hatte er beim Volke nur wachsende Laueheit, bei den herrschenden Classen leidenschaftlichen Widerstand gefunden; statt alle Feinde zu seinen Füßen zu werfen, war er verrathen, gefangen und gekreuzigt worden. Daß der Glaube an ihn diesem Widerspruche seiner äußern Schicksale mit der jüdischen Hoffnung nicht erlag, daß er vielmehr kräftig genug war, dieselben zu überwältigen, und gerade nach seiner Kreuzigung erst recht zu freudiger Zuversicht, zu dem begeistertsten, todesmuthigsten Bekenntnisse seiner Messianität sich erhob — das ist die eigentlich entscheidende, grundlegende Thatsache gewesen, die gerade um so schwerer wiegt, je weniger seine Anhänger im Uebrigen mit den jüdischen Volksvorstellungen gebrochen hatten und je angelegentlicher sie jene mit diesen unüberträglich auszugleichen suchten. Es ist dies eine innere Thatsache religiös-geistlicher Erfahrung, ohne welche auch die den Jüngern zu Theil gewordenen Erscheinungen des Auferstandenen doch wieder hätten der Vergessenheit anheimfallen müssen, wie irgend ein anderes Wunderzeichen, das eine Zeitlang die Geister in Staunen setzt und dann wieder vergessen wird.

Dieser Glaube selbst mit seinem die jüdischen Volkshoffnungen so unendlich übertreffenden sittlich religiösen Gehalte, der Glaube gerade an diese Persönlichkeit ist das eigentlich Neue gewesen. Es war die geistig-geistliche Macht, die von dieser Persönlichkeit auf das innere Leben der ersten Befenner ausging, und dieses Leben von dem verborgensten

*) Vgl. Zeller, Vorträge und Abhandlungen S. 219.

Mittelpunkte des Gemüthes aus schöpferisch erneuerte. In dem persönlichen Selbstbewußtsein Jesu und dessen thatsächlichem Gehalt, in der sittlichen Größe und religiösen Vollendung, die in ihm sich ausdrückt, liegt der einzige aber auch der schlechthin zureichende Schlüssel zum Verständnisse der neuen religiösen Bewegung, die an seinem Namen sich knüpfte. Statt nach Außen hatte er die Blicke seiner Jünger in das eigene Innere richten gelehrt, um in den Tiefen des Gemüthes jenen Frieden mit Gott und jene innere Einheit mit sich wiederzugewinnen, welche der in sich zerrissene und in diesem innern Zwiespalt unglückliche Geist der Zeit vergeblich suchte. Die Versöhnung mit Gott und die Kindschaft beim Vater, und was daraus weiter folgt, die sittliche Kraft der Gottergebenheit und der überwindenden Liebe, dies ist das Neue gewesen, was sie als lebendige Thatsache anschauten in Jesu Person und was ihnen nun auch weiter als geistige, von dieser Person ausgehende Macht, als Thatsache ihres eigenen innern Lebens gewiß wurde.

Die Formen des Bewußtseins, in welche dieser neue religiöse Gehalt sich für die erste Christengemeinde gekleidet hat, waren zunächst noch völlig die alten, dem herrschenden Vorstellungskreise des Judenthums entnommenen. Wie ihnen die Bedeutung ihres Meisters selbst in ihrer ganzen ethischen Tiefe noch nicht zum Bewußtsein kam, so verknüpfte sich ihnen auch das neue sittlich religiöse Leben, was durch die Macht seiner Persönlichkeit in ihnen entzündet war, noch unmittelbar „mit denselben äußerlichen Vorgängen, von denen sie als Juden das Heil erwartet hatten.“ Wie ihnen der Menschensohn in dem idealen Sinne, den Jesus selbst in das Wort hineingelegt hatte, sich noch ganz unter der Hülle des glorreich wiederkehrenden Messias verbarg, so verhüllte sich ihnen auch das Reich der Liebe und der Gottesgemeinschaft, welches Jesus verkündigt hatte, noch völlig unter den sinnlichen Bildern des jüdischen Messiasreichs mit seiner äußeren Herrlichkeit, und die geistige Gegenwart Gottes im Gemüthe unter allerlei äußern Wundern. Auch Jesus selbst hat sich in dem volksthümlichen Bilderkreise des Alten Testaments bewegt; aber wie derselbe sich ihm ganz von selbst als entsprechendster Ausdruck darbot für einen in seinem Selbstbewußtsein thatsächlich vorhandenem geistig-sittlichem Erfahrungsgehalt, so durchbrach er ihn überall mit erhabener Freiheit, so oft er darin eine Fessel für diesen Gehalt empfand. Die Urgemeinde ging von jenem Vorstellungskreise aus, um ihn nach und nach von einem im innersten Innern gewonnenen, nach Außen hin fast verschwindenden Punkte aus mit neuem Leben zu erfüllen. Und auch wo das Neue sich kräftig in ihrem Gemüthe

regen begann, war es für ihr Bewußtsein doch lediglich ein von Außen empfangenes, das man, soweit man sich darüber Rechenschaft gab, in jene Vorstellungen von äußern Wunderwirkungen einkleiden mußte und welches doch weit häufiger sich als ein Unausgesprochenes und Unausprechliches in den verborgensten Falten des frommen Gefühles versteckte. Das Beste, was die ersten Christen besaßen, kam ihnen als solches kaum je zum völlig klaren Bewußtsein. Nur die persönliche hingebende Liebe zu ihrem Meister, dem und durch den sie die höchsten geistigen Güter gewonnen hatten, lebte in ihnen als ein heldenstarkes, Noth und Tod überwindendes Gefühl. Aber selbst diese Liebe, die sie so berechtigte machte, die sie mit nie geahnter Kraft und mit seliger Freude erfüllte, kam ihnen nicht als ihr eigener, sondern als unerschöpfliche Fülle geistigen Lebens in sich schließender inneren Besitz, sondern nur in ihren Wirkungen zum Bewußtsein, und diese erschienen ihnen wieder als ebenso viele ihnen von Außen her verliehene oder auf sie „herabgekommene“ übernatürliche Geistesgaben. Nimmt man dieses Innerlichste und Tiefste des ersten christlichen Gemeindelebens hinweg, und stellt sich nur an den theoretischen Vorstellungskreis, in welchem sich dieses Leben bewegte, so hat man es selbst nur an seiner Oberfläche erfaßt und kann dann freilich auch das wesentlich und specifisch Neue des ursprünglichen Christenthums nirgends erfassen.

Gerade das Theoretische, „Dogmatische“, an dem urchristlichen Bewußtsein ist nur die geschichtlich gegebene Hülle für einen ganz neuen religiösen Gehalt, eine Hülle, die auch dadurch nicht vollkommener wird, daß sie da oder dort vom Centrum des neuen christlichen Bewußtseins aus etwas ausgeweitet oder umgeformt wird. Die Gegenwart des göttlichen Reichs tritt für die Vorstellung völlig hinter seine Zukunft, die fortschreitende Verwirklichung des neuen in Christus gekommenen Lebens völlig hinter ein äußeres, alle Geschichte abbrechendes Geschehen zurück, dessen baldiger Eintritt erwartet wird. Der Gedanke, daß das, was für die christliche Hoffnung noch in der Zukunft liegt, nur die Fortsetzung und Vollendung eines Gegenwärtigen sei, regt sich in seinen ersten Keimen nicht früher als bei Paulus und ist bestimmter erst in dem vierten Evangelium ausgesprochen. So erscheint denn die geistig-sittliche Größe Jesu, seine göttinnige Persönlichkeit, der lebenspendende Gehalt seines Selbstbewußtseins nicht als ausreichend, um das Reich Gottes zu begründen, sondern nur als vorläufiger Anfang dessen, was sich doch erst noch in jener äußeren, augenfalligen Weise, an welcher die jüdische Volksvorstellung festhielt, vollenden mußte. So erscheint die Kindschaft bei Gott deren die Gläubigen im

Bewußtsein ihrer Versöhnung persönlich gewiß sind, doch nur als ein Vor-
schmack der Freuden des messianischen Reichs, die Aussonderung aus der
gottlosen Welt nur als vorbereitende Sammlung der Reichsgenossen, deren
herrliche Prærogative sich erst in einer ganz andern Ordnung der Dinge
entwickeln werden. So sind zwar die sittlichen Anforderungen an den
Einzelnen von dem Mittelpunkte des frommen Selbstbewußtseins aus ver-
geistigt und vertieft, aber wie die äußerlich ceremoniellen Pflichten unange-
tastet daneben fortbestehen, so erscheint auch das neue religiös-sittliche Leben
nicht als Zweck in sich selbst, sondern nur als Mittel und Bedingung
der künftigen Seligkeit. „Nicht das Innere des Menschen und nicht die
geschichtliche Entwicklung der Menschheit, sondern die Wunderwelt des künf-
tigen Messiasreiches galt als der eigentliche Schauplatz der göttlichen Offen-
barung, und jener künftigen Welt ist das Auge in so feuriger Sehnsucht
zugewendet, daß ihm darüber die gegenwärtige zu etwas Werthlosem und
Nichtigem zusammenschrumpft, daß man überall in ihr nur das Walten
der gottfeindlichen, dämonischen Mächte zu sehen weiß, daß man den Augen-
blick nicht erwarten kann, in dem alle Reiche der Welt mit Schrecken zu-
sammenstürzen, und das Reich der Auserwählten an ihre Stelle tritt“ (Zeller).

Je deutlicher wir aber heute erkennen, wie wenig das neue mit Chri-
stus in die Welt gekommene Lebensprincip in dem ursprünglichen Bewußt-
seinsformen der Urgemeinde aufging, desto unbefangener können wir diese
Formen selbst geschichtlich betrachten. Das eigentliche Interesse der Ge-
schichtschreibung an dem urchristlichen Vorstellungskreise ist gerade dieses,
zu erkennen, wie der neue Wein fortwährend die alten Schläuche zerreißt.
Dieser Umbildungsprozeß des jüdischen Bewußtseins durch das christliche
Princip beginnt bereits in der Urgemeinde, obwohl erst in Paulus die
Einsicht in das wesentlich Neue und Eigenthümliche des Christenthums hin-
länglich gereift ist, um den Bruch mit der jüdischen Religion nun auch
ausdrücklich zu vollziehen.

Es ist vor Allem schon die Verkündigung eines gekreuzigten
Messias, in welcher die Loslösung des Christenthums vom Judenthum sich
zu vollziehen beginnt. Die Predigt von der Auferstehung, Himmelfahrt
und demnächstigen Wiederkunft des Gekreuzigten deckt die Kluft, welche sich
hier zwischen dem neuen Messiasglauben und der jüdischen Volksvorstellung
eröffnete, vorläufig für das Bewußtsein der Urgemeinde selbst noch zu.
Der Kreuzestod schien gewissermaßen einer Entschuldigung zu bedürfen.
Die Betrachtung eilt daher über denselben hinweg, um desto länger bei
der Auferstehung des Gekreuzigten zu verweilen, durch welche der Anstoß,

Welchen jener dem jüdischen Bewußtsein gab, gemildert wurde. Es ist daher vollkommen sachgemäß, wenn die Apostelgeschichte die Predigt von der Auferstehung als den Hauptpunkt der urapostolischen Verkündigung darstellt, daran schloß sich ganz von selbst die Lehre von der Wiederkunft des Aufstehenden in den Wolken des Himmels. Erst Paulus hat „das Wort vom Kreuz“ in den Mittelpunkt des christlichen Bewußtseins gerückt und den Kreuzestode Christi als solchem den Schlüssel zum Verständnisse des göttlichen Heilsrathschlusses gefunden. Wenn die Apostelgeschichte diesen Unterschied der urapostolischen und der paulinischen Predigt vermischt hat, sind wir doch mit Hilfe der paulinischen Briefe noch im Stande, denselben wiederzuerkennen. Natürlich redeten die Urapostel nicht bloß von der Auferstehung, sondern auch vom Kreuzestode, ebenso wie Paulus nicht bloß vom Kreuzestode, sondern auch von der Auferstehung gepredigt hat; aber die Bedeutung, welche der einen und der andern Thatsache da und dort eingeräumt wurde, steht gerade im umgekehrten Verhältnisse. Zunächst ist es, in den ungeheuren Gedanken eines gekreuzigten Messias überhaupt schwer hineinzufinden, und hier bietet eben die Auferstehung die Brücke dar, um vom jüdischen Bewußtsein hinüber zum christlichen. Später, als die göttliche Nothwendigkeit des Kreuzestodes als solche für den christlichen Glauben als Voraussetzung feststand, konnte diese Thatsache selbst zum Ausgangspunkte werden, um durch Reflexion über sie zugleich dem göttlichen Heilsrathschlusse überhaupt tiefer nachzudenken.

Die erste Auseinandersetzung des neuen Messiasglaubens mit dem jüdischen Bewußtsein scheint in Form von Streitunterredungen mit pharisäischen und sadducäischen Schriftgelehrten in den Synagogen und im Tempel sich vollzogen zu haben. Dieselben trugen die Form von theologischen Erörterungen über das richtige Verständniß der alttestamentlichen Christ als beiderseits übereinstimmend festgehaltener göttlicher Lehrautorität. Und auch die Schriftbehandlung ist beiderseits dieselbe: die typische oder allegorische Auslegungsmethode, welche damals allgemein in den Schulen Palästina's und Alexandrien's gehandhabt wurde. Solche Streitunterredungen berichten schon die Evangelien von Jesu selbst (Matth. 21, 33 bis 22, 46.) und wir dürfen voraussetzen, daß die dort verhandelten Fragen auch nachmals immer aufs Neue zur Erörterung kamen. Ganz dieselbe erwähnt weiter die Apostelgeschichte von Stephanus, welcher in der Synagoge der Libertiner mit jüdischen Hellenisten disputirte (Apostelgesch. 6, 9 flg.) und noch die Tempelreden des Jakobus, eine judenchristliche Christ aus dem zweiten Jahrhundert, scheinen den größten Theil ihrer

Erzählung mit dergleichen Streitverhandlungen der Apostel im Tempel ausgefüllt zu haben. Wir werden annehmen dürfen, daß eben bei Gelegenheit solcher Disputationen zunächst der scharfe Gegensatz der neuen „Secte der Nazarener“ zu den Sadducäern ans Licht trat, von welchen letzteren auch die ersten Maßregeln gegen die Messiasgläubigen ausgingen, wenn man sich auch anfangs darauf beschränkte, dieselben vom Synagogenverbande auszuschließen. Mit den Pharisäern scheint sich ziemlich bald wenn auch kein freundliches, doch ein erträgliches Verhältniß hergestellt zu haben, natürlich unbeschadet des theologischen Parteigegensatzes, der, nur in anderer Weise, die Nazarener auch von den Pharisäern schied. Die Gegenstände dieser ersten Streitverhandlungen lassen sich noch mit ziemlicher Sicherheit ausmitteln. Fragen, wie sie nachmals Stephanus anregte, nach dem Fortbestande des Tempelcultus und des ganzen mosaischen Ceremoniells überhaupt, lagen der ersten Zeit der Gemeinde noch völlig fern; und auch nach dem Sturm, den das Auftreten des Stephanus erregt hatte, kann die Urgemeinde in diesem Stücke keinen Anstoß gegeben haben; im Gegenfalle ließe sich die tiefe Ruhe nicht erklären, welche dieselbe auch nach der Zeit des Stephanus wieder genoß (Apostelgesch. 9, 31).

Die Hauptaufgabe war natürlich einfach der Schriftbeweis, daß Jesus von Nazareth wirklich der Messias sei. Aber dieser Beweis mußte sich theils nach den Gegnern, theils nach den einzelnen Momenten, die bei der Messianität Jesu in Betracht kamen, verschieden gestalten. In den Disputationen mit den Sadducäern wird man vor Allem die Auferstehungslehre überhaupt vertheidigt haben. Ohne die Todtenauferstehung war die Messianität Jesu schon durch seinen Kreuzestod widerlegt: er blieb dann im günstigsten Fall ein Märtyrer für eine heilige Sache; hatte er sich aber selbst für den Messias erklärt, so schien den Sadducäern, welche die Todtenauferstehung nicht gelten ließen, einfach schon der Erfolg zu beweisen, daß sein Unternehmen wahnwitzige Schwärmerei oder frevelhafte, ja gotteslästerliche Selbstüberhebung sei. Die Christen werden also auf ähnliche Weise, wie es das Matthäusevangelium von Jesus berichtet (22, 23 flg.) vor Allem die Todtenauferstehung im Allgemeinen erwiesen haben.

Aber hiermit war die Auferstehung Jesu als wirkliche Thatsache noch nicht sicher gestellt. Auch die Pharisäer bestritten dieselbe, wenngleich sie in der Auferstehungslehre überhaupt mit den Nazarenern zusammenstimmten. Nur die allgemeine Möglichkeit, nicht die Wirklichkeit der Auferstehung im gegebenen Falle war nach den Grundsätzen der Pharisäer erwiesen. Mit ihnen mußten daher die Christen sich vorzugsweise auseinandersetzen.

Dies geschah zunächst durch die einfache Berufung auf das Selbsterlebte. Was man pharisäischerseits der Realität der Auferstehung Jesu gegenüber-
setzte, wissen wir nicht näher; daß aber hierüber gestritten wurde, und gar
mancherlei Reden im Umlaufe waren, zeigt die Geschichte von den Grabes-
wächtern (Matth. 27, 62 flg., 28, 11 flg.) und das von den Phari-
säern ausgesprengte Gerücht, die Jünger hätten den Leichnam Jesu
gestohlen.

Dagegen sah die Urgemeinde in der Auferstehung Jesu die Weis-
sagungen des alten Testaments erfüllt. Den Pharisäern gegenüber berief
man sich auf Stellen wie der sechzehnte Psalm, von dessen Auslegung in
den ältesten christlichen Kreisen uns die Apostelgeschichte ein anschauliches
Beispiel giebt (2, 25—32). „David sagt auf ihn (den Messias) hinweisend:
Ich sah den Herrn vor meinem Angesichte allezeit, denn zu meiner Rechten
steht er, damit ich nicht wankte. Darum freute sich mein Herz und froh-
lockte meine Zunge; aber auch noch mein Fleisch wird wohnen bei Hoff-
nung. Denn nicht wirst Du überlassen meine Seele dem Hades, noch auch
wirst du verhängen, daß dein Heiliger die Verwesung sieht. Du hast mir
undgethan Wege des Lebens, du wirst mich mit Wonne erfüllen bei dei-
nem Angesicht.“ Der Beweis für das Recht, diese Worte typisch auf den
Messias zu beziehen, ist nun dieser. David, welcher den Psalm geschrieben
hat, redet darin nicht von sich selbst: denn er ist gestorben und begraben
worden und sein Grabmal ist noch unter uns bis auf diesen Tag. Also
redet David prophetisch von der Frucht seiner Toden, welche Gott auf
den Thron zu setzen verheißt hat, oder von dem Messias. Die Worte
sind also auf die Auferstehung des Messias zu beziehen: von ihm gilt der
prophetische Spruch: Seine Seele ist dem Hades nicht überlassen worden
und sein Fleisch hat die Verwesung nicht gesehen. Nun hat Gott aber die-
sen Jesus von den Todten erweckt, daß sind wir Zeuge: also bezieht sich
die Weissagung von der Auferstehung des Messias auf ihn.

War der Schriftbeweis für die Auferstehung Christi einmal geliefert,
konnte man dieselbe auch noch in vielen andern Stellen des Alten Testa-
mentes angezeigt finden. So ward z. B. das Wort des zweiten Psalms
„Du bist mein Sohn, heute habe ich dich gezeugt“ auf die Auferstehung
bezogen: in jenem „heute“ fand man eben den bestimmten Zeitpunkt aus-
gedrückt, an welchem das Wunder der Auferweckung erfolgte (Apostelgesch.
13, 33 flg. vgl. Hebr. 1, 5. 5, 5). Auch die Himmelfahrt und die Er-
höhung zur Rechten Gottes fand man Ps. 110 verkündigt: „Der Herr
sagte zu meinem Herrn: Setze dich zu meiner Rechten bis ich deine Feinde

als Schemel unter deine Füße lege.“ Auch in diesem Psalm, so wird (Apostelgesch. 2, 33 flg.) ausgeführt, kann David nur von dem Messias geredet haben. David selbst ist ja nicht gen Himmel gefahren, gemeint ist also der, den David selbst seinen Herrn nennt, also Christus, an welchen dieser von David angeführte Gottespruch gerichtet ist. „Also muß jeder Israelit mit untrüglicher Gewißheit erkennen, daß Gott diesen Jesus zum Herrn und Messias gemacht hat.“ Gerade dieser Psalm scheint in der Urgemeinde mit besonderer Vorliebe behandelt zu sein: in mehr als einem Zusammenhange führte man ihn als Beweisstelle an (vgl. auch Matth. 22, 44 flg. Hebr. 1, 13).

Der Hauptanstoß an der Messianität Jesu blieb aber der Kreuzestod, überhaupt die Schmach und Erniedrigung, welche Jesus erfahren hatte. Den Nazarenern selbst mußte es ganz besonders am Herzen liegen, diesen Widerspruch zwischen den Schicksalen Jesu und dem jüdischen Messiasbilde, einen Widerspruch, der ihnen selbst so viel zu schaffen machte, zu beseitigen. Es reichte nicht aus zu wissen, daß Gott das „Aergerniß des Kreuzes“ durch die Aufweckung des Messias nachträglich wieder gut gemacht hatte. Wohl gab dieselbe den Jüngern Jesu das Recht, an seine Messiaswürde trotz des Kreuzestodes zu glauben; aber wenn dieser Tod sich nicht aus der alttestamentlichen Schrift als göttlicher Rathschluß über den Messias erweisen ließ, so blieb hier immer ein Anstoß zurück, welcher dem Erfolge der messianischen Predigt im Wege stand. Von einem Leidenen und sterbenden Messias wußte das bisherige Judenthum nichts. Es galt also genauer nachzuforschen in der Schrift, ob sie nicht auch das Leiden und Sterben Christi als göttliche Nothwendigkeit voraus verkündigte. Die Nazarener schlugen das 53. Capitel des Jesaja auf. „Sieh da, mein Knecht, an dem ich festhalte, mein Auserwählter, den meine Seele liebt; ich lege meine Hand auf ihn, das Recht wird er den Leuten offenbaren.“ Wer sollte dieser Auserwählte anders sein, als der Messias? Nun aber sagt der Prophet weiter von demselben Auserwählten, dem Knechte Jahvehs: „Nicht Gestalt hatte er noch Schönheit, daß wir auf ihn schauten, und kein Ansehn, daß wir sein begehrten. Verachtet und verlassen war er von den Menschen, ein Mann der Schmerzen, und wohl kennend Krankheit und wie Einer, vor dem man das Antlitz verhüllt: verachtet war er, und nicht achteten wir seiner. Allein unsre Krankheit, er trug sie, und unsre Schmerzen lud er sich auf; und wir achteten ihn geschlagen, getroffen von Gott und gequält. Und er war verwundet ob unsrer Sünde, zermalmt ob unsrer Missethat. Die Strafe lag auf ihn, auf daß wir

rieden hätten und durch seine Wunden sind wir geheilt. Wir Alle, wie Hase irrten wir, jeder seines Weges zogen wir, Jahveh aber warf auf die Schuld von uns Allen. Mißhandelt ward er und ob schon gequält, hat er doch nicht seinen Mund auf. Durch Drangsal und Strafgericht ward er hinweggerafft, und sein Geschick, wer bedachte es? Daß er ward gerissen aus dem Lande der Lebendigen, ob der Sünde meines Volks ein Schlag ihn traf; und man machte bei Frevlern sein Grab und bei Missethättern in seinem Tode; ob er gleich kein Unrecht gethan und kein Betrug in seinem Tode.“ Da stand es ja mit klaren Worten zu lesen, daß Christus gestorben war um unserer Sünden willen nach der Schrift (Kor. 15, 3). Immer wieder kommt man auf das 53. Kapitel des Jesajas zurück, um bald diesen, bald jenen Zug aus demselben hervorzuheben (vgl. Matth. 8, 17. Marc. 15, 28. Apostelgesch. 8, 32 flg. 1. Petr. 22, 24). „Wenn das Alles Jesaja, der größte der Propheten, vom Messias verkündigte, wer wollte zweifeln, daß die Schrift einen leidenden und sterbenden Messias gelehrt, und auf wen paßten diese Verheißungen eher als auf Jesus? War er nicht der Mann, der das Recht den Leuten einbarte, der nicht schrie und prahlte auf den Straßen? Der Mann der Niedrigkeit, der das geknickte Rohr nicht brach und den glimmenden Docht nicht verlöschte? (vgl. Matth. 12, 17—21 mit Jes. 11, 2. 61, 1. Ezech. 1, 16). Plötzlich schien das jüdische Messiasbild die Züge Jesu anzunehmen und seine Gestalt tauchte aus den Verheißungen des alten Bundes hervor. Die Rabbiner suchten sie wegzuwischen, aber Stück für Stück setzte die Nazarener Leben und Ende Jesu aus Stellen der Schrift zusammen. Hundert Stellen des heiligen Buches riefen ihnen zu: Mußte nicht Jesus solches alles leiden und zu seiner Herrlichkeit eingehn?“ (Hausrath, Apostel Paulus S. 18).

Manche Stellen, welche dann wieder die Pharisäer gegen die Messiaswürde Jesu anführten, mochten die Nazarener wohl zeitweilig in Verlegenheit setzen. So jenes Wort: „Verflucht ist jeder, welcher am Holze hängt“ (5. Mos. 21, 23), was man anfangs nur so abzuwenden wußte, daß man die Kreuzigung Jesu um so eifriger als einen Frevel hinstellte, je nach Gottes Verhängniß die „Ungerechten“ an dem Auserwählten Gottes begangen haben (Apostelgesch. 2, 23. 3, 13 flg. 4, 10 flg. 28 flg. 5, 30. 52). Erst Paulus, der als Pharisäer oft jene Stelle gegen die Nazarener im Munde geführt haben mag, wußte auch sie aus einem Beweise, der den Gefreuzigten zu einem der wichtigsten Belege für die göttliche Nothwendigkeit seines Kreuzestodes zu machen (Gal. 3, 3). Doch mag

man fröhe schon in der Erhöhung der heilenden Schlange durch Moses einen Typus auf den Kreuzestod des Messias gefunden haben (Joh. 3, 14). Der Verbrechertod ward ja auch durch Jesaja (53, 12), der Verleumdung durch Sacharja (11, 13) als göttliche Fügung erwiesen. Und auch der Widerspruch, den Jesus bei dem Volke erfuhr, erschien als göttliche Nothwendigkeit. Nannten ihn die Pharisäer einen Ausgestoßenen, statt eines Erwählten, so antworteten die Nazarener mit Ps. 118: „den von den Bauleuten verworfenen Stein hat Gott zum Eckstein erwählt.“ Auch sonst redet ja das Alte Testament von einem Eckstein des Anstoßes, einem Felsen, der zum Falle gereicht (Jes. 8, 14 vgl. Apostelgesch. 4, 11. Matth. 21, 42. 1. Petr. 2, 7. Eph. 2, 20), aber auch von einem kostbaren, ausgewählten Eckstein, den Gott als Grundstein von Sion gelegt; wer auf diesen vertraue, werde nicht zu Schanden werden (Jes. 28, 16 vgl. 1. Petr. 2, 6. Röm. 9, 33). In solchen und ähnlichen Worten fand man auch den entgegengesetzten Erfolg der Predigt von Jesu schon im Voraus verkündigt. „Siehe,“ hieß es jetzt in nazarenischen Kreisen „dieser ist gesegnet zum Fall und zum Aufstehen für Viele in Israel und zu einem Zeichen, dem widersprochen wird“ (Luc. 2, 34). Und ganz ebenso fand man bald alle einzelnen Züge der Lebens- und Leidensgeschichte Jesu in „den Schriften“ geweissagt. Die Bedeutung des Täufers als des Vorläufers Jesu, der bestimmt war, ihm den Weg zu bereiten, wurde durch Maleachi (3, 1) und Jesajah (40, 3 vgl. Matth. 3, 3. Marc. 1, 1) die Abstammung Jesu aus Nazareth durch Jesaja (11, 1 vgl. Matth. 3, 23) erwiesen. Auch die dem königlichen Glanze so widersprechende Demuth seiner Erscheinung, seiner Sanftmuth und Milde fand man im Alten Testamente wieder. „Er wird nicht zanken noch schreien, noch wird man auf den Gassen seine Stimme hören; das zerstoßene Rohr wird er nicht zerbrechen und den glimmenden Docht wird er nicht verlöschen“ (Jes. 42, 2 vgl. Matth. 12, 19). Daß er den Armen predigte, fand man bei Jesaja (61, 1 vgl. Luc. 4, 18), daß er in Gleichnissen zum Volke zu reden pflegte im Psalmbuche (Ps. 78, 2 vgl. Matth. 13, 35) vorausgesagt. Auch der Einzug in Jerusalem auf einem Eselsfüllen erfolgte nach der Weissagung des Sacharja (9, 9 vgl. Matth. 21, 5). Kurz, alles was an ihm geschah, ist geschehen „damit erfüllet werde die Schrift“, wie der stehende Ausdruck lautet. Denn er war ja nicht gekommen aufzulösen, sondern zu erfüllen: die ganze Schrift sollte in ihm in Erfüllung gehen. Die Aufforderung zur Predigt von ihm fand man Ps. 22, 23: „Ich will deinen Namen unter meinen Brüdern verkündigen, in Mitten der Gemeinde“ (Hebr. 3, 12); aber auch

über den ungünstigen Erfolg derselben bei der Menge des Volks und seinen verblendeten Führern tröstete man sich durch das jesajanische Wort: „Ohren habt ihr zu hören und begreift nicht, mit sehenden Augen seht ihr, und nehmt's doch nicht wahr. Denn verhärtet ist das Herz dieses Volks und mit ihren Ohren hören sie schwer und ihre Augen haben sie verschlossen“ (Jes. 6, 9 flg. vgl. Matth. 13, 14 flg. Apostelgesch. 28, 26. Joh. 12, 40).

Dennoch zog man aus diesen und ähnlichen Stellen keineswegs die Folgerung, daß das Volk Israel als solches um seines Unglaubens willen verworfen und nun der Uebergang zu den Heiden geboten sei. Wenn Petrus nach der Apostelgeschichte schon in der Pfingstrede (Apostelgesch. 2, 39) und auch nachmals öfter die Mission unter den Heiden in Aussicht nimmt, so kommt dieser Anachronismus lediglich auf Rechnung des Verfassers. Die ganze folgende Geschichte der Urkirche würde, wenn diese Darstellung richtig wäre, zu einem Anäuel von Widersprüchen. Vielmehr herrschte damals und noch lange nachher in der Urgemeinde die Ueberzeugung, daß das messianische Heil für das Volk Israel, für „die Kinder der Propheten und des Bundes“ (Apostelgesch. 3, 25) bestimmt, die messianische Gemeinschaft also keineswegs ein neuer Bund, sondern nur die von Jeremia (Kap. 33) geweissagte Erneuerung des alten sei. Noch in der Folgezeit, als der Streit über die Heidenmission schon begonnen hatte, erinnerte man sich in Jerusalem eines Wortes Jesu, welches jene überhaupt zu verziehen schien: „Geht nicht auf der Heiden Weg und geht nicht ein in eine Samariterstadt, geht aber vielmehr zu den verlorenen Schafen des Hauses Israel“ (Matth. 10, 5). Eine ganze Reihe ähnlicher Aussprüche des Meisters wurde in der Urgemeinde weitergetragen, als beste Autorität für die Ablehnung weitergehender Zumuthungen.

Wenn die Apostelgeschichte unmittelbar an die Stürme, welche das Auftreten des Stephanus erregt hatte, eine Missionsreise des Philippus nach Samarien, eine Inspektionsreise des Petrus und Johannes ebendahin (Kap. 8) und darnach noch weitere Befehrungszüge des Philippus und Petrus anführt (9, 32 flg. 10), so beruhen diese Angaben zum Theil, wie die Wirksamkeit des Philippus und die Befehrung des Cornelius, gewiß auf geschichtlicher Erinnerung, sind aber theils zeitlich voraus datirt, theils auch sachlich in ein unrichtiges Licht gestellt. Welchen Widerstand die Heidenmission anfangs in der Gemeinde zu Jerusalem fand, beweist die Apostelgeschichte selbst mit ihrer Erzählung von der Befehrung des Cornelius und von dem Widerstreben, welches Petrus selbst dieser Befehrung entgegensetzte.

Die anfängliche thatsächliche Beschränkung der urapostolischen Wirksamkeit auf das jüdische Volk bricht in der Erzählung der Apostelgeschichte selbst als der feste historische Hintergrund trotz der entgegengesetzten Auffassung des Verfassers immer wieder durch. So blieben auch nach der Verfolgung des Stephanus die älteren Apostel und der ursprüngliche Stamm der Gemeinde in Jerusalem zurück, während es jüdische Hellenisten, die Geistesgenossen des Stephanus sind, welche das Evangelium zuerst zu den Samaritanern und zu griechischen Proselyten tragen. Die Apostelgeschichte stellt freilich dieses ursprüngliche Fernbleiben der Urapostel von der Heidenmission so dar, als ob sie das Evangelium nur zuerst den Juden und darnach auch den Heiden hätten predigen wollen (Apostelgesch. 3, 25), ein Verfahren, welches nach dieser Darstellung auch Paulus überall auf's Strengste eingehalten haben soll. Dies ist aber wieder nur eine jener künstlichen Ausgleichungen, von denen die beglaubigte Geschichte nichts weiß. Die Wirksamkeit des Paulus wird durch diese Auffassung geradezu in ein völlig unrichtiges Licht gestellt. Umgekehrt dachten die Urapostel in der ersten Zeit gar nicht an die Heidenmission, können also die Predigt unter den Juden nicht als ihre erste, sondern nur als ihre einzige Aufgabe betrachtet haben. Eine Aufnahme der Heiden ins Messiasreich erwarteten sie schwerlich früher als wenn „Alles erfüllt“ sein würde, und sicherlich nicht in anderer Weise als so, daß die Heiden dereinst zu dem Gotte Israels und zu seinem Gesetze sich bekehren würden. Aber die größere Wahrscheinlichkeit spricht dafür, daß man in jenen Anfangszeiten auf die ganze Frage überhaupt noch kein weiteres Nachdenken richtete. Der ganze Gesichtskreis der christlichen Urzeit ging über Israel nicht hinaus, zumal man die Wiederkunft des Herrn in solcher Nähe erwartete, daß es nicht einmal möglich sein werde, bis dahin in allen Städten Israels das Evangelium von Jesu dem Christ zu verkündigen (Matth. 10, 23). Ja man hatte anfangs gar keine Veranlassung auch nur über Jerusalem hinauszugehen. Abgesehen davon, daß hier der Sitz der nationalen Theokratie war, eine erfolgreiche Wirksamkeit hier also mittelbar auch im ganzen jüdischen Lande dem Messias Bekenner gewinnen mußte, so fand man nicht einmal die Bedingungen erfüllt, unter denen Jesus ihnen geboten hatte, weiterzuziehen. „Wenn sie euch in dieser Stadt verfolgen, flieht in die andere“, heißt es Matth. 10, 23. So lange ihnen also der Aufenthalt in Jerusalem nicht unmöglich gemacht war, mußte es ihnen sogar pflichtmäßig erscheinen, dort auszuharren. Noch lange nachher finden wir wenigstens die angesehensten Häupter der Gemeinde, Petrus,

Johannes und Jakobus den Gerechten in Jerusalem (Gal. 1, 18 flg. 9).

Mit dieser Beschränkung der Missionsthätigkeit auf das jüdische Volk hängt aufs Engste die ganze Vorstellung der Urgemeinde von dem Verhältnisse des neuen Messiasglaubens zur alttestamentlichen Religion und zum mosaischen Gesetze zusammen. Bis zum jüdischen Kriege finden wir sie fortwährend in der engsten Verbindung mit dem Tempel und der jüdischen Volksgemeinde, und es kam ihr nicht von Fern in den Sinn, diesen Zusammenhang aufzuheben. Wie man in Jesu den Messias von Israel sah, so hielt man sich nach wie vor auch an die Bundesgesetzgebung Israels gebunden. Selbst der Gedanke, daß die Stellung der neuen Gemeinde zum Gesetze überhaupt ein Gegenstand der Erörterung werden könnte, liegt den ersten Nazarenern noch fern. Erst als in einer späteren Zeit diese Frage von anderer Seite her ausdrücklich gestellt wird, zieht man sie in näheren Betracht und beantwortet sie dann, der bisherigen Praxis und der ganzen Anschauungsweise in welcher man lebte gemäß, mit dem entschiedensten Eintreten für die unveränderte religiöse Verbindlichkeit des Gesetzes. Der heftigste Widerspruch, der nachmals gerade von Jakobus und der Urgemeinde gegen die Loslösung der Juden vom Gesetze erhoben wurde, beweist, wie tief die Anhänglichkeit an die mosaische Religion in den Herzen der ersten Christen gewurzelt war. Es ist dies keineswegs bloß Pietät gegen eine nationale Sitte, die man ohne zwingenden Grund nicht verletzen will, sondern die feste Ueberzeugung von der religiösen Nothwendigkeit des mosaischen Gesetzes als der Grundlage des Bundes Gottes mit Israel, eines Bundes, der durch die Wiederkunft des Messias wohl erneuert und vollendet, aber nicht aufgehoben werden soll. Man berief sich dafür auf einen ausdrücklichen Ausspruch Jesu, den man den Gegnern des Gesetzes entgegenhielt. „Bis daß Alles geschehen sein wird, (d. h. bis zur Wiederkunft Christi) soll auch kein Jota und kein Strichlein vom Gesetze verloren gehen“ (Matth. 5, 18). Und unbedenklich bezog man dieses Wort auch auf die ceremoniellen Bestandtheile des Gesetzes. Möchten dieselben als „klein“ und geringfügig gegenüber seinen sittlichen Anforderungen erscheinen, man berief sich auch für sie auf das Beispiel und Wort des Messias: „Wer eins dieser kleinsten Gebote auflösen und also die Leute lehren wird, soll der Kleinste im Himmelreiche genannt werden; wer sie aber halten und lehren wird, der wird groß heißen im Himmelreiche“ (Matth. 5, 19).

Um so weniger dürfen wir bezweifeln, daß die Urgemeinde in jenen

Anfangszeiten grundsätzlich derselben Meinung gewesen. Allerdings führen manche Spuren darauf, daß sie anfangs in reflexionsloser Freiheit thatsächlich sich über manche ceremoniellen Bestimmungen des Gesetzes, um von deren pharisäischen Zuspikung ganz zu schweigen, hinweggesetzt hat. Jesus selbst legte ja auf diese äußern Satzungen nur Werth, sofern ihre Beobachtung ein ungezwungener Ausdruck der innern Gesinnung war und trat der pharisäischen Praxis durch Wort und Beispiel gegenüber. Auch sonst finden wir in jener Zeit insbesondere bei hellenistischen (griechisch gebildeten) Juden eine freiere Lebenssitte, zumal im Verkehr mit Griechen. Aber ein principieller, bewußter und absichtlicher Bruch mit dem jüdischen Ritualgesetze lag den ältesten Nazarenern ebenso fern, wie Jesu selbst und ihren hellenistischen Landsleuten. Später, als die paulinische Predigt von der Aufhebung des Gesetzes im Christenthum die Verbindlichkeit zur Gesetzesbeobachtung auf ihre principielle Bedeutung zurückführte, trat jene Reaction gegen die bisher von Vielen — gelegentlich auch von Petrus — unbedenklich geübte freiere Praxis ein, welche deutlich zeigt, wie wenig jene frühere Sorglosigkeit gegenüber dem strengen jüdischen Ritual auf klar erkannten und mit Bewußtsein geltend gemachten Grundsätzen beruhte. Als Petrus und seine judenchristliche Umgebung zu Antiochia sich vor die Alternative gestellt sahen, entweder mit Paulus die Abschaffung des mosaischen Gesetzes durch die neue in Christi Kreuz eröffnete Heilsordnung, oder mit Jakobus die uneingeschränkte Aufrechthaltung desselben für die Glieder des Bundesvolkes anzuerkennen, tragen sie keinen Augenblick Bedenken, die volle Gesetzespflicht abermals auf sich zu nehmen.

Unter diesen Umständen begreift es sich, daß auch in der Zeit, welche diesen Kämpfen voranging, die Gesetzestreue der ersten Nazarener keinem gegründeten Verdachte unterlag. Selbst ihre pharisäischen und sadducäischen Gegner sahen in ihnen nur eine innerjüdische Secte, die sich nicht einmal soweit wie die Essäer von der nationalen Sitte entfernte. Nach wie vor nahmen die Nazarener Antheil an dem jüdischen Cultus im Tempel und in den Synagogen. Sie beobachteten die vorgeschriebenen Gebetsstunden, hielten fest an der Beschneidung und den jüdischen Speisegesetzen, übernahmen Gelübde, fasteten und feierten die Sabbathe, Neumonde und Festzeiten, wie andere gesetzestreue Juden (vgl. die Halle Salomonis Apostgesch. 3, 11; Tempelbesuch sonst 2, 46. 5, 20 flg. 42; Gebetsstunden 3, 1. 2, 15. 10, 9; Fasten 10, 30. 13, 2 flg.; Gelübde 19, 2. 21, 23 flg.; Beschneidung 16, 3; Festfeier 18, 22: 20, 16). Wenn die Apostelgeschichte dieselbe Anhänglichkeit an die ceremoniellen Bestimmungen des Gesetzes auch

den Heidenapostel ausdehnt, so beruht dies freilich auf den ungeschichtlichen Pragmatismus des Buches; nur um so brauchbarer sind dagegen die Stellen, um die in der Urgemeinde selbst beobachtete Praxis zu erläutern. Wie fest man an der Beschneidung, der Festfeier, den Speise- und Fastenvorschriften hielt, beweisen die harten Kämpfe, welche nachmals Paulus über alle diese Dinge zu bestehen hat. Als Paulus zum letzten Male nach Jerusalem kommt, sucht ihn Jakobus nach der Apostelgeschichte zu bewegen, sich von dem Verdachte zu reinigen, als lehre er Abfall von dem Gesetz; und hierbei beruft sich Jakobus auf die große Menge gläubiger Juden, welche alle „Eiferer“ seien „um das Gesetz“ (Apostelgesch. 21, 20), d. h. welche nicht bloß Juden überhaupt, sondern Juden der strengsten Uebung sein und bleiben wollen. Noch die spätere Legende hat nicht Jakobus den Bruder des Herrn, sondern auch die Apostel Matthäus und Petrus mit Zügen geschildert, welche freilich soweit sie essäische Züge tragen, der Sage angehören mögen, aber jedenfalls beweisen, daß diese Männer streng an die mosaischen Gesetzespflichten sich gebunden hielten. Schon der Beiname „der Gerechte“, den jener Jakobus in der Uebersetzung führt, weist auf seine strenge Gesetzesgerechtigkeit hin.

Um so größeres Gewicht hat man neuerdings auf den doppelten Ritus gelegt, der schon in der Urgemeinde sich finde. Wie die Apostelgeschichte (2, 46. 5, 42) berichtet, kamen die Gläubigen nicht bloß im Tempel, sondern auch in Privathäusern zusammen, wo sie „das Brod brechen“ und gemeinsame Mahlzeiten hielten. Auch sonst wird das Brodbrechen noch öfters als eigenthümlich christlicher Ritus erwähnt, der bis in die ersten Zeiten der jerusalemischen Gemeinde hinaufreicht. Die Thatsache selbst ist unzweifelhaft. Es handelt sich nicht sowohl um eine Abendmahlsfeier im gegenwärtigen Sinne des Worts, als vielmehr um die sogenannten „Agapen“ oder Liebesmahle, die auch Paulus schon als stehende Sitte erwähnt (1. Cor. 11, 20 flg.). Es waren gemeinsame Mahlzeiten, bei denen das Gedächtniß des letzten Mahles Jesu mit seinen Jüngern gefeiert und die Hoffnung auf seine baldige Wiederkunft neubelebt wurde. Aber auch damit war nicht sowohl ein neuer Ritus eingeführt, als eine längst bestehende jüdische Sitte, nur in dem eigenthümlichen Sinne, den die Verhältnisse der Urgemeinde von selbst mit sich brachten, aufgefaßt und weitergebildet. Dergleichen religiöse Privatzusammenkünfte und gemeinsame Mahlzeiten waren nicht bloß bei den Essäern, sondern auch bei den Pharisäern in Gebrauch. Daß diese gemeinsamen Versammlungen und Mahlzeiten ihre besondere Beziehung auf den eigenthümlichen Mittelpunkt des

urchristlichen Glaubens, auf den Tod, die Auferstehung und Wiederkunft Christi erhielten, verstand sich einfach von selbst. Das Neue und Eigenthümliche war auch hier nicht der Ritus an sich, sondern der religiöse Gehalt, welcher die Versammelten beseelte, die Beziehung vor Allem auf Jesus Christus als den Christ.

Als zweiten, schon der Urgemeinde eigenen specifisch christlichen Ritus pflegt man die Taufe zu betrachten. Daß dieselbe bereits in den Anfangszeiten der Gemeinde geübt wurde, beweist der Umstand, daß schon Paulus sie vorfand und als bekannten Brauch in den Gemeinden voraussetzt (1. Cor. 1, 14 flg. Röm. 6, 3. Gal. 3, 27). Nach den Nachrichten des Paulus erfolgte die Taufe einfach „auf den Namen des Christen“ d. h. auf das Bekenntniß hin, daß Jesus der Messias sei. Dasselbe geht auch aus mehreren Stellen der Apostelgeschichte hervor, in welchen die Taufe erwähnt wird (2, 38. 10, 48. 19, 5). Die am Schlusse des Matthäusevangeliums (28, 19) erwähnte Formel der Taufe „auf den Vater, den Sohn und den heiligen Geist“ war in der Urkirche offenbar nicht gebräuchlich und beruht erst auf einer späteren Sitte, die man nachträglich durch einen ausdrücklichen Befehl des Auferstandenen zu begründen versuchte. Aber auch die christliche Taufe in ihrer ältesten Form hat ihr Vorbild bereits an der Taufe, welche Johannes als symbolische Handlung der Reue und Sinnesänderung im Hinblick auf das bevorstehende Messiasreich vollzog (Matth. 3). Auch sonst waren Abwaschungen und Taufbäder nicht bloß bei den Essäern, sondern auch bei den Pharisäern im Gebrauche und sehr wahrscheinlich ist auch die jüdische Proselytentaufe ältern Ursprungs als die verwandte christliche Sitte; wenigstens führen die Belege für sie bis auf die Streitverhandlungen der pharisäischen Schulen des Hillel und des Schammai hinauf. Also ist auch die Taufe kein eigenthümlich christlicher Ritus gewesen. Andererseits weist schon die Johannestaufe als einmaliges Untertauchen mit Beziehung auf das Bußbekenntniß und auf die messianische Erwartung über den ursprünglichen Gesichtskreis hinaus, und legt damit den Grund zu einer Vertiefung und Umbildung der älteren Sitte. Der Gebrauch bei den ersten Christen bringt auch hier wieder als etwas wesentlich Neues das Bekenntniß zur Messiaswürde Jesu hinzu.

Als eine der Urgemeinde zu Jerusalem eigenthümliche Einrichtung wird endlich noch die Gütergemeinschaft betrachtet, welche die Apostelgeschichte berichtet (2, 42 flg. 4, 33 flg.). Unzweifelhaft spricht der Bericht von einer vollkommenen Gemeinsamkeit des Besitzes. „Alle Gläubigen hatten Alles gemein und verkauften ihre Habe und ihren Besitz und

theilten sie an Alle, je nachdem Jemand etwas bedurfte.“ „Auch nicht wer hielt seine Habe für sein Eigenthum, sondern es war ihnen Alles gemein. Es gab auch keine Dürftigen unter ihnen. Denn so viele Aecker und Häuser besaßen, verkauften dieselben und brachten den Erlös des Verkaufs dar.“ Es ist unzulässig von dieser Schilderung etwas abzuziehen und in nur eine allgemeine Beschreibung der brüderlichen Liebe zu finden, welche die Ungleichheit des Besitzes durch unbeschränkte Mildthätigkeit ausgleicht. Wenigstens besagen die Worte im Sinne des Berichterstatters versichtlich noch mehr. Ja es wird ausdrücklich auch eine gemeinsame Verwaltung des gemeinsamen Vermögens vorausgesetzt: „und sie brachten den Erlös zu den Füßen der Apostel, es wurde einem Jedem aber ausgetheilt nach seinem Bedürfniß.“ Dennoch enthält dieselbe Apostelgeschichte so viele Züge genug, welche beweisen, daß wir es hier nur mit einer idealisirenden Schilderung zu thun haben. Einzelne Fälle von besonderer Opferwilligkeit lebten in der dankbaren Erinnerung fort (vgl. Apostelgesch. 11, 36 flg.) und wurden zu einem allgemeinen Bilde der in der Urgemeinde herrschenden Zustände erweitert. Während aber die Einen Häuser und Aecker verkaufen, behalten Andere was sie besaßen und wieder Andere brachten einen Theil des Erlöses dar, ohne daß das Ganze von ihnen geachtet wurde (Apostelgesch. 12, 12, 5, 3 flg.). Es bestand eine gemeinliche Kasse, aus welcher die Hülfsbedürftigen Unterstützung empfangen. Als der Streit über die Vertheilung der Gaben entstand, wurden besondere Armenpfleger erwählt (Apostelgesch. 6, 1 flg.) Die Wohlhabenderen trugen zur Armenpflege nach ihrem Vermögen mit größter Opferwilligkeit bei. Da die Gemeinde zum größten Theil aus geringen und dürftigen Leuten, die von ihrer Hände Arbeit sich nährten, zusammengesetzt war, so wurde die Mildthätigkeit der Vermögenderen natürlich in hohem Maße in Anspruch genommen. Auch später finden wir die Gemeinde zu Jerusalem trotz so dürftigen Verhältnissen, daß Paulus sich ausdrücklich zu Sammlungen „die Armen“ verpflichten muß und auch wirklich in seinen heidenchristlichen Gemeinden eine Collecte für „die armen Heiligen“ in Jerusalem zusammenbringt. Besonders waren es hier wie anderwärts die gemeinsamen Mahlzeiten, bei denen die Opferwilligkeit der Wohlhabenderen Gelegenheit fand, sich zu bewähren. Sie brachten dazu Speise und Trank mit, und ließen die Armeren Theil nehmen, eine Sitte, die von Jerusalem auch zu den heidenchristlichen Gemeinden verpflanzt wurde, hier aber frühzeitig zu argen Mißbräuchen Veranlassung gab (1. Cor. 11, 20 flg.).

Wenn wir das ganze Bild der ältesten Christengemeinden noch einmal

übersehauen, so finden wir überall die Keime eines Neuen sich regen, deren Entwicklung früher oder später zu einer Loslösung vom Judenthum führen mußte. So wenig auch die ersten Nazarener daran gedacht haben, so war doch die Nothwendigkeit eines Bruchs mit den alten Religionsformen in der innern Consequenz des christlichen Princips begründet. Das Christenthum ist weder als eine neue „Lehre“, noch als eine neue Ordnung der äußern Lebenssitte in die Welt getreten; aber es war ein neuer Geist mit demselben erwacht, der allmählig auch neue Lehren und Bräuche erzeugen mußte. Schon in dem persönlichen Bewußtsein Jesu hatte das neue religiöse Verhältniß des Menschen zu Gott, die Innerlichkeit und Universalität einer auf rein sittliche Bedingungen gegründeten Gottesgemeinschaft die jüdischen Formen zwar nirgends zerstört, aber überall zur durchsichtigen Hülle für einen neuen Inhalt herabgesetzt. Wenn diese Hülle in der Urgemeinde sich wieder zu verdichten schien, so waren doch auch in ihrem religiösen Bewußtsein Anknüpfungspunkte genug für eine freiere Stellung zu den mosaischen Satzungen gegeben. Indessen pflegt es nicht der Lauf der Geschichte zu sein, daß die erste Berührung eines neuen Princips mit altehrwürdigen Vorstellungsformen auch schon den ersten Trägern dieses Princips die Augen für seine Consequenzen eröffnet. Die Aufgabe dieser Consequenzen zu ziehen, fällt gemeinhin Andern zu, die weniger gebunden durch die Anschauungen, die in den ersten Vorkämpfern der Sache noch nachwirken, die neuen Ideen mit ursprünglicher Frische in sich aufnehmen und dadurch einen weiteren und freieren Blick sich bewahren können, als jene. Dann pflegt es freilich ohne harte Kämpfe unter denen nicht abzugehen, die doch im Grunde für dieselbe Sache eintreten. Auf der einen Seite steht die Gewohnheit, die Pietät für das Hergebrachte, das Recht der Geschichte, die Autorität der ersten verdienstvollen Vorkämpfer des neuen Princips, bei denen man auch das beste Verständniß seiner Tragweite meint voraussetzen zu dürfen, auf der andern nur die innere Macht der Wahrheit selbst, welche, wie oft auch scheinbar zurückgedrängt, dennoch Siegerin bleibt. Auf beiden Seiten werden dann wohl auch Anklagen gegen die andere Richtung nicht gespart: und wenn bei den Männern des weitem Fortschritts der Eifer für die Sache oft allzustürmisch sich Ausdruck verschafft, so pflegt die Zähigkeit im Festhalten der bisherigen geistigen Entwicklungsstufe gewöhnlich noch weit heftigere Formen anzunehmen: die Leidenschaft siegt über das nüchterne Denken und heftige Anklagen der Gegner treten an die Stelle triftiger Beweise. Aehnliches hat auch in der ältesten christlichen Kirche sich zugetragen. Die ideale Vorstellung ungetriebtester

Harmonie, die man sich gewöhnlich von der Apostelzeit macht, muß zurücktreten vor dem tieferen geschichtlichen Einblick in die mächtigen geistigen Kämpfe und Gegensätze, von denen sie erfüllt war. Auch die Idealität und Universalität des christlichen Princips, die Innerlichkeit des religiösen Verhältnisses zu Gott und der alle äußeren Vorzüge und Leistungen ausschließende, rein sittliche Charakter seiner Anforderungen an die Menschen, wurde erst nach harten innern Kämpfen zu Anerkennung gebracht, und grade diese Kämpfe sind, welche den Mittelpunkt der nachfolgenden Geschichte bilden. Und auch hier sind es nicht die ersten Führer der neuen messianischen Bewegung, nicht die Urapostel und die leiblichen Brüder Jesu, nicht die gläubigen Hebräer, aus denen die erste Messiasgemeinde sich sammelte, von denen der weitere Fortschritt ausgegangen ist. Neue Männer treten auf den Plan und ihre Wirksamkeit setzt grade an dem Punkte ein, welcher nach der ursprünglichen Meinung der Zielpunkt der Reform sein sollte. Und je schroffer diese weitergehenden Forderungen den durch Geburt, Erziehung und Umgebung befestigten Anschauungen entgegentraten, desto enger schlossen diese in ihrer überwiegenden Mehrzahl an das mosaische Gesetz und an die nationalen Voraussetzungen von dem Vorzuge Israels vor den Heiden sich an und hielten nunmehr mit klarem Bewußtsein fest, was sie bis dahin aus instinctivem Drange bewahrt hatten.

Zur Erinnerung an Ernst Moriz Arndt.

Von Dr. Daniel Schenkel.

Wie es uns im Sommer aus den Sandebenen immer wieder auf frische Gebirgshöhen zieht: so zieht es uns auch, bei der Mittagsschwüle der Gegenwart mit ihren wachsenden Aufgaben und erschütternden Kämpfen, von dem gewöhnlichen Durchschnitt der gefinnungslos dahinlebenden Mittelmäßigkeit empor zu frischen Kraft- und Charaktermenschen, die ihr Leben hingeben an die Idee. Weil Ernst Moriz Arndt ein solcher war, darum lebt sein Bild in unvergänglichem Glanze unter dem deutschen Volke fort; weniger was er geleistet, als was er war, verleiht ihm seine Bedeutung und seinen Werth. Noch nicht sind zwei Jahre verflossen, seit wir (am 26. Dezember 1869) sein hundertjähriges Geburtsfest feierten. Ein neues Zeitalter ist seitdem angebrochen, nach dem er als der Prophet seines Volkes sehnüchtig ausgesehen. Den Sieg der nationalen Idee haben wir errungen. Auf den Sieg der Geistesfreiheit harren wir noch. Gerade wir, die Träger eines frischen und freieren Geistes in Religion und Kirche, haben die heilige Verpflichtung auf uns, das Andenken an den herrlichen Mann in unsern Kreisen lebendig zu erhalten. Er war fromm von ganzem Herzen, aber je mehr er dies war, desto mehr haßte er auch den Gewissenszwang und Geistesdruck in Staat und Kirche, desto inniger erfreute er sich an der Freiheit, welche das deutsche Volk reformatorischer Kraft und protestantischem Geiste verdankt. Besonders dem Verdienste Arndt's als eines Vorkämpfers für christliche Gewissens- und Geistesfreiheit in Deutschland seien diese Blätter gewidmet!

E. M. Arndt's Jugendbildung war zum Theil noch in die Aufklärungsperiode gefallen; er hatte das Studium der Theologie und den theologischen Candidatenstand gewählt, ohne im geistlichen Berufe Befriedigung zu finden. Die fetten Pfründen auf der Insel Rügen, die Gerichtsherrschaft der Pfarrherrn auf ihren Kirchdörfern, ihre behaglichen Fahrten durch's Land mit vier schwarzen Kappen — alle diese Herrlichkeiten lockten ihn nicht. Von der Kant'schen und Fichte'schen Philosophie griff er die herbe Sittenstrenge, die unbegrenzte Forderung an den eigenen Willen auf; dann zog er im Alter von 28 Jahren den schwarzen Rock aus und nahm den Wanderstab zur Hand; zu Fuß, zu

Wagen, zu Schiff, von Ungarn über Wien, über die Alpen, durch Italien, in die von den Nachwirkungen der Revolution noch immer tief aufgeregte französische Welthauptstadt, durch Belgien nach Köln und Berlin, — so bereifte er einen großen Theil von Europa, ein „Bruder Sorgenlos“, allem Stuben- und Bücherleben von jetzt an ein abgesagter Feind. Daß er gleichwohl nach seiner Rückkehr im 30. Lebensjahre den akademischen Lebensberuf, und zwar auf der damals ganz heruntergekommenen Universität Greifswalde, wählte, darf wohl als ein Mißgriff bezeichnet werden. Die Sammlung, Ruhe, das stille Behagen eines Studienzimmers blieben ihm sein Leben hindurch fremd; auf die hohe See, in die Stürme des Lebens trieb es ihn unaufhaltsam, mächtig hinaus.

Früh hatte er erkannt, daß das Christenthum eine „Kraft Gottes“ und nicht eine Sagung der Menschen ist. Jesus Christus war ja vor Allem der Freund der Armen, Bedrückten, Verirrten, Gemißhandelten. Der landläufige Dogmatismus, der das Christenthum sich nach der Schablone „reine Lehre und reines Sakrament“ zurechtschneidet, hat freilich niemals Auge und Sinn für die socialen Aufgaben der Kirche gehabt, wie es denn unstreitig bequemer ist, zu überlieferten Formeln sich zu bekennen, als die Leiden und Schmerzen des Menschenlebens in der Gesellschaft opferwillig überwinden zu helfen. Arndt überließ die Formeln den Buchstabenmenschen und offenbarte seine christliche Thatkraft und Menschenliebe zum erstenmale im Jahr 1803, indem er in dem „Versuche einer Geschichte der Leibeigenschaft in Pommern und Rügen“ den urkundlichen Beweis liefert, daß noch während des 16. Jahrhunderts die Bauern von den Gutsherren weit weniger unterdrückt waren als im 18. Jahrhundert, und daß erst in Folge des dreißigjährigen Krieges aller freie Besitz durch List und Gewalt verschwunden und die Bauern von den Edelleuten geknechtet worden waren. Die Junkerschaft, welcher das kirchliche Christenthum als „reine Lehre und reines Sakrament“ bisher so gute Dienste geleistet, fand das Arndt'sche Christenthum der opferwilligen Nächstenliebe und der Achtung vor der Menschenwürde äußerst unbequem. Man hatte schon damals für dieses Christenthum das Stichwort „demokratisch“ erfunden; Arndt wurde wegen seiner kühnen „demokratischen“ Mahnschrift bei Gustav IV. eingeklagt, aber der Gerechtigkeitsinn des Königs siegte über die hämische Denunciation und Arndt hatte die Freude, im Jahre 1806 die Aufhebung der bäuerlichen Leibeigenschaft in Schwedisch-Pommern als den Erfolg seiner Bemühungen begrüßen zu können. Gerade dieses Jahr brachte für ihn eine entscheidende Schicksalsänderung. Seine Lehrthätigkeit in Greifswalde,

die ihn in keiner Weise befriedigte, war nicht von langer Dauer. Die Ereignisse nahmen, seit Napoleon am 18. Mai 1804 den französischen Kaiserthron bestiegen, seine vollste Aufmerksamkeit in Anspruch; in dem für Deutschland so verhängnißvollen Jahre 1806 war er in Stralsund mit Arbeiten im Dienste der schwedischen Regierung beschäftigt. Das Napoleonische Regiment erschien ihm gleich in seinen ersten Anfängen als vollendeter Despotismus. Er glaubte einen Nothschrei im Namen der deutschen Freiheit dagegen erheben zu müssen. Arndt war kein abstrakter Freiheitschwärmer. Seine Freiheitsliebe hatte lebendige geschichtliche Wurzeln und zog ihre wesentliche Kraft insonderheit aus dem Protestantismus. Als einen ächten Sohn des reformatorischen Geistes bewies er sich nun auch gleich in seinem ersten Theile des „Geistes der Zeit“, in welchem er seinen Zeitgenossen einen allerdings keineswegs schmeichelhaften Spiegel vorhielt. Als ein Mann des Volkes hatte Arndt mit scharfem Blicke erkannt, daß eine politische Wiedergeburt nicht möglich ist ohne die religiöse, und daß die nationale Befreiung durch die kirchliche bedingt ist. Das Haupthinderniß der religiös-kirchlichen Erneuerung erblickte er aber in der Priesterschaft, überhaupt in dem geistlichen Stande und seiner privilegierten Stellung. „Der Priesterschaft sei von Anfang ihres Bestehens an vor dem Geiste bange geworden, die Erde habe ihr besser gefallen als der Himmel.“ Die Reformation erschien ihm dagegen als die entscheidende That der Befreiung der Völker von der geistlichen Herrschaft. Aber ihm entging nicht, daß sie ihre Aufgabe im 16. Jahrhundert keineswegs zu erfüllen vermocht hatte. „Jetzt, jetzt endlich sollte das Reformationswerk sich vollenden,“ die letzten Reste des Vergangenen und Veraltetten sollten abgestreift werden, jetzt, jetzt endlich sollte es gelingen, „von den Banden alten Wahns und alten Glaubens sich loszureißen.“

Gerade weil die Frömmigkeit Arndt's eine ungeheuchelte war, war er frühe schon zur Ueberzeugung gelangt, daß die Religionsformen des 16. Jahrhunderts in neuester Zeit nicht mehr restaurirt werden könnten. Er forderte für die Formen und Formeln des Reformationszeitalters (also für die Dogmen der Bekenntnißschriften) den „Feuertod, um das lebendige Leben für sich und andere zu gewinnen.“ Am schärfsten — schärfer als über die katholischen Priester — urtheilte er über die reaktionär gesinnte protestantische Geistlichkeit. Er redete sehr unhöflich von „Baalspfaffen“ innerhalb derselben und von „Schelmen, die nicht mehr glaubten, aber den Glauben lehrten;“ er erklärte es für unmöglich, die moderne Welt noch einmal für den „alten Glauben zu begeistern“, und

er schrieb das noch heute nicht genug zu beherzigende Wort: „Unsere Priester werden keine Tempel wieder füllen und keinen beklommenen Busen küssen, so lange sie die Lüge und die Wahrheit noch zusammen-schmelzen wollen; bedenkt doch, es giebt kein Mittel, (nichts in der Mitte); Alles ist alt oder neu.“

Das napoleonische Regiment der Gewalt, welches Deutschland damals aufs ernstlichste bedrohte, sah er als ein vorzugsweise gegen die Grundlagen des protestantischen Geistes gerichtetes an. Die „Religion“ war freilich durch Napoleon „wieder hergestellt“, aber in der „freiheitswidrigen Form des Saffenthums — nicht als ein Mittel sittlicher Befreiung und Erhebung, sondern als ein Werkzeug geistiger und politischer Knechtung“. Es gehört zu den Eigenthümlichkeiten der Arndt'schen Weltanschauung, daß er den Despotismus für unchristlich, die Freiheit dagegen für die edelste Frucht des Christenthums hielt. „Gerechtigkeit, Freiheit, Wahrheit, Menschlichkeit“ bezeichnet er als die Säulen der modernen Staatsbildung und Rechtsordnung.

Ein in solchem Geiste geschriebenes Buch zog damals ohne Weiteres die Achtung des Verfassers nach sich. Wollte er nicht „sich einfangen und wie einen tollen Hund von den Wälschen todschießen lassen“, so blieb ihm nichts Anderes übrig, als den deutschen Boden zu verlassen. Er floh nach Schweden, von wo er erst im September 1809 in die elterliche Wohnung nach Trantow zurückzuschleichen wagte, aber um der Entdeckung zu entgehen in Berlin einen Versteck suchen mußte.

Damals erschien der zweite Theil des „Geistes der Zeit“. Die Leiden der Verbannung hatten den tapfern Muth des Patrioten und Christen nicht gebrochen. Was ihn am tiefsten schmerzte, — war dieselbe Erfahrung, die wir heute auch unter veränderten Verhältnissen in unsern kirchlichen Kämpfen machen. Statt „Männer und Helden“ fand er beinahe durchweg „Leisetreter“. Gegen diese richtete er nun auch die schärfsten Hiebe seines eistigen Schwertes. Er nannte sie Dummköpfe, Tröpfe, feige und gemeine Knechte ohne Sinn für das Große und ohne Gefühl für das Volk und seine Ehre, Sklaven-seelen, leichte, aufgeklärte Gesellen ohne Vaterland, Religion und Zorn.

Noch niemals war ihm die unselige konfessionelle Spaltung des deutschen Volkes so schwer auf die Seele gefallen. Nicht mit Unrecht machte er die Hauptschuld des elenden confessionellen Haders bei den Priestern und Theologen. „Laßt alle die kleinen Religionen“, ruft er den Deutschen zu, „und thut die große Pflicht der einzig höchsten, und hoch über dem Papst und Luther vereinigt euch in ihr zu Einem Glauben.“

Was ist seitdem unter uns für die religiöse Einigung geschehen? Wie ist die Wunde des confessionellen Zwiespalts durch schwere fortgesetzte Verschuldung zur faulenden Eiterbeule geworden! Die Eisenacher Kirchenconferenz hatte auf ihren letzten Traktanden einen evangelischen „Kalender,“ aber nicht die evangelische Union. Werden sich die besser Gesinnten in unserm Volke von beiden Seiten nach der Ueberwindung des polnischen Zwiespaltes endlich aufraffen zur Heilung des confessionellen Geschwürs?

Arndt giebt uns im zweiten Theile des „Geistes der Zeit“ einen bemerkenswerthen Ueberblick über die Stellung der Kirche zum Gange der Weltgeschichte seit Christi Geburt. Er unterscheidet drei Perioden in dieser Beziehung: 1) die vorreformatorische, 2) die reformatorische, 3) die moderne seit der französischen Revolution. Die erste war die Periode der Priesterherrschaft, die zweite der anbrechenden Cultur mit fortdauerndem „Kinderglauben der Menschen“, die dritte ist die der siegreich voranschreitenden Geistesfreiheit, des erhöhten und vergeistigten Christenthums. Arndt glaubte an den Sieg dieses Christenthums innerhalb der modernen Menschheit, das er im Gegensatz gegen die oberflächliche Verstandesaufklärung als „freies Vernunftchristenthum“ bezeichnete. Sein Glaube hat sich freilich während seines Lebensganges nicht mehr in Schauen für ihn verwandelt.

Nach dem Friedensschlusse vom 6. Januar 1810 zwischen Frankreich und Schweden hatte Arndt sein Lehramt in Greifswalde wieder angetreten, allein es war dort seines Bleibens nicht mehr. Der bevorstehende Ausbruch des französischen Krieges mit Rußland gab das Signal zu seiner Dienstentlassung „wegen schwächlicher Gesundheit“ und zu seiner Abreise zunächst nach Berlin (im Anfang des Januars 1812), dann (im März) nach Schlesien, und im Weiteren über Prag nach St. Petersburg. Hierhin hatte, nach seiner Ueberzeugung, der letzte Rest der deutschen Freiheit sich geflüchtet; von dieser Zufluchtsstätte aus sollte sie die Welt wieder erobern. Er arbeitete mit russischem Gehalte im deutschen Comité, unter der Anleitung des Freiherrn vom Stein, in der Hauptsache jedoch selbstständig. Seine Hauptaufgabe war die Bearbeitung der öffentlichen Meinung durch die Presse. In flammenden Flugschriften entzündete er insbesondere die Herzen der Jugend. Ueber das Verhältniß Rußlands zur Freiheit täuschte er sich übrigens nicht; er fand in Petersburg was in Paris: den Despotismus, die Polizeiwillkür, auch noch die entwürdigende und grausame Knutenstrafe, das plötzliche Verschwinden angesehener Männer in Kerkerverließen oder in den sibirischen Steppen: — das Alles war gar „nicht

Lockend und appetitlich“ und es mußte wohl oft genug das Vorgefühl seine Seele beschleichen, daß das Material, mit dem er zu arbeiten hatte, ganz und gar ungeeignet sei, um den Tempel der deutschen Freiheit daraus zu erbauen.

Aber gleichwohl schienen sich plötzlich die goldenen Träume seiner Jugend zu verwirklichen! Welch ein Augenblick für ihn, als er, auf die Kunde von Napoleons fluchtähnlichem Rückzuge, am 6. Januar 1813 in später Abendstunde mit dem Freiherrn vom Stein Petersburg verließ. Welche Empfindungen wogten durch sein menschlich fühlendes Herz, als der Schlitten, der die beiden nach Deutschland bringen sollte, über ein großes Leichenfeld von gefallenem Menschen und Pferden, über Trümmer von Kanonenlafetten, verlassenen Wagen und Karren dahinrollte, umkränzt von Raben, umheult von Wölfen! Erst in Königsberg, wo er am 21. Januar anlangte, erholte er sich von den erschütternden Eindrücken wieder; hier fand er bereits ein Volk in Waffen, eine begeisterte Jugend in patriotischer Aufregung, die opferwilligste Stimmung nach Jahren der schwersten Leiden und Einbußen. Hier fühlte er sich auch als kernfester Volksmann ganz in seinem Elemente. Es war der Glanzpunkt seines Lebens, so glaubensreich und hoffnungsfroh wie später keiner mehr. Zwei seiner volkstümlichsten Schriften, der „Katechismus für den deutschen Kriegs- und Wehrmann“ und „Was bedeutet Landsturm und Landwehr“ fanden von Königsberg aus den Weg zu vielen Tausenden von den Schlössern der Großen bis in die Hütte des Landmanns. Wie kam es ihm doch in diesen Schriften zu Statten, daß er die Bibel in freiem und frommem Sinn von Jugend auf oft und viel gelesen, und sich in ihre Sprache hineingefühlt und hineingelebt hatte! Der Soldatenkatechismus ist geradezu in der Bibelsprache geschrieben. Stolz und trotzig ist der Ton. Er erinnert die Deutschen an die hohe sittliche Würde des Menschen, dessen zu den Sternen gerichtetes Antlitz, die ihm eingepflanzte Sehnsucht nach himmlischen Dingen. „Stolze Gedanken“ wünscht er den Söhnen des Vaterlandes und „einen edeln Zorn, der dem Herrn lieb sei“. Der Kampf gegen den Despotismus erscheint ihm als ein Gottesdienst. „Wer Tyrannen bekämpft, ist ein heiliger Mann, und wer Uebermuth steuert, thut Gottesdienst“.

Niemals hatte er größere Besorgnisse gehegt, daß der Feind die confessionelle Spaltung der Deutschen benutzen werde, um die Saat des kirchlichen Haders auszustreuen. Auch zu uns sind die Worte gesprochen: „Sie möchten euch gern verwirren und den alten Streit über die Religion

erneuern und auch die Hände in Bruderblut baden lassen, damit sie die Herren bleiben.“ Aber die kirchliche Reaction war hierzu noch nicht weit genug fortgeschritten. Als einen heiligen Krieg betrachtete er den deutschen Krieg gegen wälsche Zwingherrschaft; Gottesdienst und Gebet sollten den Ausmarsch der Krieger weihen; das gemeinsame Abendmahl sollte sie stärken. Die Religion als eine Gotteskraft sollte — das war unstreitig Arndt's Gedanke — das deutsche Volk in der neu anbrechenden dritten Culturperiode der christlichen Aera wieder einigen, nachdem die Confession es in der zweiten „vergangenen“ gespalten hatte. Hierin hatte er sich einstweilen freilich getäuscht, aber doch lange nicht so stark wie Goethe, der im Körner'schen Hause zu Dresden, mit Arndt sich beegnend, ausrief: „O, ihr Guten, schüttelt nur an euren Ketten, ihr werdet sie nicht zerbrechen“. Arndt bewährte sich als der Mann des christlichen Glaubens, des Glaubens an die persönliche Würde und an den national-christlichen Beruf des deutschen Volkes, den er auch in brausenden Liedern aussprach. Er glaubte: „Der Gott, der Eisen wachsen ließ, der wollte keine Knechte.“ Er glaubte damals noch in kindlicher Unbefangenheit: „Das ganze Deutschland soll es sein.“ Aber nur zu bald folgte für ihn die Zeit der Enttäuschungen. Seine trozigen Volkschriften hatten bereits in maßgebenden Kreisen unangenehme Empfindungen geweckt. Der Waffenstillstand vom 4. Juni 1813 öffnete ihm die Augen in die Unentschlossenheit und Mattherzigkeit der Diplomatie, und, als zu seiner großen Freude der Krieg wieder aufgenommen und der glorreiche Sieg bei Leipzig errungen war, konnte er sich nicht verbergen, daß „der Teufel doch wieder sein Spiel haben werde“. Am Friedenscongreß in Wien nahm er nicht mehr Theil; im September 1814 ergriff er auf's neue den Wanderstab, wohl um seinen geheimen Unmuth im Sturm und Regen abzukühlen. Den Winter von 1814 auf 1815 verbrachte er in Berlin, um abzuwarten, was da werden wolle.

Die religiöse Romantik, die sich im Reich der Poesie so ziemlich ausgelebt hatte, warf sich damals mit neuem Glück und Erfolg auf die Politik. Die kirchliche Restauration war bereits in vollem Zuge, von den höchsten Personen, namentlich auch von dem Kaiser Alexander und den russischen Hoffreien begünstigt. Von dem Troze und Stolge der freien Menschenwürde wollte man in diesen Umgebungen nichts wissen. Man lehrte und pries umgekehrt die menschliche Unterwürfigkeit und das fromme Nichtsthun. „Gott habe so viel für uns gethan; er werde schon auch das übrige thun“. Arndt war empört über diese sittliche Schlassheit, die sich unter dem Mantel christlicher Phrasenrebnerei barg und meinte: „Gott wolle lediglich durch

den Menschen etwas thun“. Als Mann und Christ forderte er für Deutschland eine freie ständische Verfassung und Mitwirkung bei der Landesgesetzgebung und Regierung durch die Organe der Nation. „Der Gott,“ sagte er, „der uns den Geist gab, der uns zu Christen einweihete, gab uns auch das Recht, als edle und freie Männer regiert zu werden, d. h. uns selbst regieren zu helfen.“

Arndt's Verfassungsvorschläge sind längst überholt und namentlich sein Vorschlag, Deutschland zwischen einem österreichischen Protektorat im Süden, einem preussischen im Norden zu theilen, war von vorn herein auszuführen. Aber wie viel Treffliches, auch jetzt noch Beherzigungswerthes, findet sich im Uebrigen in seiner Schrift „über künftige ständische Verfassungen in Deutschland“. Seine auf Herstellung einer ständischen Repräsentation gerichteten Pläne waren weit entfernt, mittelalterliche, oder feudale Träume in der modernen Welt verwirklichen zu wollen. Dem geistlichen Stande traute er so wenig vaterländischen Sinn zu, daß er ihm Reichstage gar keine Vertretung zu gewähren forderte. Vielmehr drückt seine entschiedene Ueberzeugung dahin aus, „daß die Kirche an Haupt und Gliedern einer Erneuerung bedürfe“, daß die alte Zeit der Kirche auf ewig vergangen sei und „kein Gott sie wieder in's Leben zurückrufen werde“, daß eine neue christliche Kirche sich bilden, „das unvergängliche Christenthum sich in eine ätherischere Gestalt kleiden und so die künftigen Geschlechter leiten und beglücken werde“. Dagegen regten sich in den maßgebenden Kreisen Berlins bereits episcopale Neigungen, die ja, seit den Bemühungen des Berliner Hofpredigers D. C. Jablonski am Anfang des 18. Jahrhunderts, niemals ganz verschwunden waren und sich aus dem Streben nach einer hierarchischen Glanz- und Machtstellung von Seiten der Hofgeistlichen sehr leicht erklären lassen. Arndt goß die Zornschale seines tiefen Unwillens über diese Art von Restaurationsversuchen in der evangelischen Kirche Preußens in seiner Flugschrift aus. Er hatte eine gründliche und durchgreifende Reform der Kirche ernstlich in's Auge gefaßt und die Nothwendigkeit einer auf das Gemeindeprinzip begründeten Lösung der kirchlichen Verfassungsfrage in einer Weise erkannt, die uns mit der besten Achtung für seinen kirchenpolitischen Scharfblick erfüllen muß. Das „bischöfliche Polizeiregiment“ der Staatskirche sollte ein für allemal ein Ende nehmen; die Kirche sollte sich zu einer „freien Gemeinschaft freier denkender und sich selbst bestimmender Menschen“ gestalten. Er forderte also Trennung der Kirche und des Staates, aber wollte die Scheidung derselben vermieden wissen. Die Kirche sollte im neuen

Weltalter mit ihren sittlichen Kräften, mit dem heiligen Feuer des Himmels, die groben irdischen Stoffe des Staats- und Völkerlebens durchdringen und verklären und dadurch an intensiver Kraft wieder gewinnen was sie am äußeren Einflusse verlor. Schon im Winter von 1814 auf 1815 hatte Arndt sich überzeugt, daß das Metternich'sche Regiment in Oesterreich jeder ernstlichen Reform abgeneigt, und auf die Wiederherstellung der alten Zustände bedacht sei. Mit erschütterndem Ernste sagte er auch damals Oesterreich sein Schicksal voraus: „wenn es sich von der Gemeinschaft deutscher Bildung, deutschen Lichtes und Geistes zurückziehe, so werde es nach einiger Zeit zum faulen und seelenlosen Klumpen werden und unbefragt aus der Reihe der gebietenden und entscheidenden Staaten ausscheiden müssen.“ Je trostloser ihm die Zustände in Oesterreich erschienen, um so zuversichtlichere Hoffnungsblicke glaubte er dagegen auf Preußen richten zu dürfen. Preußen erschien ihm als ein wesentlich moderner Staat, der die Geistesfreiheit auch in den Zeiten tiefster Noth und Schmach sich bewahrt, dessen Könige schon früh die Geister mit großherzigem Stolze frei erklärt, das seit bald einem Jahrhundert als ein Träger des Lichtes, ein Bollwerk der Freiheit in Deutschland sich bewährt habe. Den weltgeschichtlichen Beruf Preußens, „den Reigen des deutschen Geisterreiches anzuführen“, leitete er aus seinem wesentlich protestantischen Charakter her. Darum sei es seine Hauptbestimmung, die religiöse Freiheit und die confessionelle Toleranz zu schirmen. Es war ein kühner, aber kein unberechtigter Gedanke, wenn er sogar die religiöse Einigung der deutschen Nation als eine künftige Aufgabe des preussischen Staates betrachtete und von einem durch Preußen errichteten Tempel zu reden wagte, der weder katholisch, noch lutherisch, noch reformirt heißen und über dessen Thoren die Worte eingegraben sein werden: „Hier ist der Friede des dreieinigen Gottes, hier ist Freude und Seligkeit für Alle“.

Nach den hundert Tagen im Jahre 1815 erkannte er bald, daß er in Ungnade gefallen, daß seine Feder in maßgebenden Kreisen nur noch gefürchtet und gehaßt sei. Er ward weder in Paris noch in Wien auf den Congressen verwendet; man ignorirte überhaupt seine Existenz; „der Mohr hatte seine Dienste gethan und konnte gehen“. Ganz andere Leute, solche, die in den Tagen der Gefahr stillgeschwiegen, sich ruhig gehalten, fügsam gezeigt, auf den Ausgang gelauert, drängten sich jetzt mit einem Male in den Vordergrund. Der neue Entwurf einer „hannoverschen Landesverfassung“, in welchem das alte aristokratische Kastenwesen förmlich restaurirt war, öffnete unserm Arndt vollends die Augen. Man rühmte

um die Sorge der hannoverschen Regierung für die leibliche Volkswohlfahrt. Er erwiderte: auch Aale und Hechte in einem stehenden Sumpfe könnten üppig fett gemacht werden! Eine begreifliche Verbitterung bemächtigte sich eines Gemüthes. Seine letzte Hoffnung ruhte auf den deutschen Universitäten.

Eine glühende Begeisterung hatte während der Kriegsjahre die akademische Jugend in unserm Vaterlande ergriffen. Aus den Hörsälen trängten sich die Studenten in Schaaren zu den Fahnen; die Hoffnung auf ein großes mächtiges einiges deutsches Vaterland schwellte ihre Brust. Mit den hochstrebendsten Erwartungen waren sie aus dem Feldzuge zu ihren Studien zurückgekehrt. Da kam am 18. Juni 1815 die deutsche Bundesakte als das Mäuschen zum Vorschein, das der Berg der Diplomaten in Wien gebär. An vorgängigen Zeichen der Zeit hatte es nicht gefehlt. Noch vor der Eröffnung des Wiener Congresses, am 7. August des Jahres 1814, hatte der Papst den Jesuitenorden wieder hergestellt, und es war den Machthabern nicht eingefallen, gegen diese Art von Inauguration der neuen Ära der „heiligen Allianz“ im Namen der Religion und der Humanität Verwahrung einzulegen. Im Gegentheil — katholische und protestantische Jesuiten wurden bald als die zuverlässigsten Stützen und Säulen der wieder hergestellten „Throne und Altäre“ ausposaunt. Auf den erhebenden Aufschwung von 1813 folgte der demüthigendste Rückschlag, der noch in fernen Jahren die Enkel schamroth machen wird. Es begann die Periode der Demagogenriechelei, der unerhörtesten politischen Verächtigung und Verfolgung, vor welchen kein Ehrenmann sicher war, wenn er sich vor den tonangebenden Persönlichkeiten nicht beugte und den reaktionären Tendenzen nicht fügte. Arndt hatte sich im Winter von 1815 auf 1816 unwillig und verstimmt nach Köln zurückgezogen; als er aber bei dem Fastnachtsumzuge des Jahres 1816 in der Vermummung eines Demagogen öffentlich aufgeführt worden war, fühlte er sich in der rheinischen Stadt nicht mehr heimisch. Uebermals ergriff er den Wanderstab, um seinen Unmuth in Wind und Wetter niederzukämpfen; vom Rhein dehnte er seine Streifzüge bis nach Dänemark aus und erst im Frühjahr 1817 fand er einen festen Wohnsitz in Bonn, wo er an der dort neu zu errichtenden Universität eine Lehrstelle übernehmen sollte und durch die gleichzeitige Verbindung mit der Schwester Schleiermachers, Anna Maria, diesem „tapferen und treuen Weibe“, sein Familienglück begründete: — der letzte Anker, der in den Tagen nun bald hereinbrechender Noth und Bedrängung sein Lebensschifflein vor dem Verscheitern in der Brandung bewahrte.

Die politische Restauration ging, in engster Verschwisterung mit der kirchlichen, unaufhaltsam auf ihr Ziel los: auf Unterdrückung des während der Freiheitskriege erwachten national-liberalen Geistes. Sie hatte sich als Gegenstand ihres Hasses und ihrer Verfolgung vorzugsweise die Universitäten und ihre freisinnigen Lehrer ausgesucht. Gewiß regten sich in studentischen Kreisen auch unklare Erwartungen und unberechtigte Wünsche; aber im Ganzen war die Gründung der Burschenschaft aus dem lobenswerthen Streben hervorgegangen, dem akademischen Leben durch nationale Gesinnung eine würdigere Grundlage und durch sittliche Reinheit eine höhere Weihe zu geben. Das Wartburgfest, zur Erinnerung an den Leipziger Sieg am 18. Oktober 1819, brachte den dumpfen verhaltenen Groll der Jugend über die steigende reaktionäre Fluth zum Ausbruch; daß akademische Lehrer, wie Fries und Oken in Jena, mitbetheiligt erschienen, war ein Umstand, der den Verdacht demagogischer Tendenzen auf einen größeren Theil hervorragender akademischer Lehrer wälzte. Bereits waren die Universitäten in der Denkschrift „über den gegenwärtigen Zustand Deutschlands“ durch die Feder des russischen Staatsrathes A. Stourdza, eines jungen Mannes ohne genauere Kenntniß des deutschen Lebens, aber von um so eifrigerem Bemühen, sich seiner Regierung mit leichtester Mühe gefällig zu erzeigen, als Brutstätten des revolutionären Geistes auf's schamloseste verdächtigt worden, und als am 23. März 1819 der russische Staatsrath von Kozebue von dem unseligen Dolche des Studenten Sand getroffen wurde, war Alles längst vorbereitet, um den vernichtenden Schlag gegen die akademische Freiheit zu führen.

Arndt war viel zu sehr ein Mann des wirklichen Lebens, um die Reform des Staates und der Kirche von studentischen Aufwallungen zu erwarten. Er hatte sich weder bei der Stiftung der Burschenschaft, noch beim Wartburgfeste betheiligt; er freute sich nur im Allgemeinen der Begeisterung und des Aufschwunges in den Herzen der akademischen Jugend. Dagegen hatte er es für seine Pflicht gehalten, seine offene Mißbilligung der maßlos fortschreitenden Reaktion nicht länger zurückzuhalten. Gegen Ende des Jahres 1818 erschien sein vierter Theil des „Geistes der Zeit“ mit dem sophokleischen Motto:

„Wem Furcht vor Jemand seine Zunge schließt,
Däucht mir der Jämmerlichste nun und immer.“

Schon ein Jahr vorher hatte er in dem Gedichte „die Zeit“ gesungen:

„Fuchszeit ist jetzt,
Wedelnder Schwanz

Wirbt sich zuletzt
Streichelnd den Kranz;
Schmeicheln und heucheln
Bübeln und meucheln
Mußt du verstehen,
Wenn du willst stehen
Vorderst im Tanz“.

Der vierte Theil des „Geistes der Zeit“ schnitt tief ein in's faule Fleisch der Restaurationspolitik, die hochgestellten und mächtigen Instrumente derselben waren nicht gespart; sie heißen „Hasen, Schlangen, Füchse, Schöpfe, Rückschreiter, Rück Schleicher, Rückmauser“. Arndt's Entrüstung über die kirchliche Reaktion war um so größer, als er in ihr die Hauptquelle der drohenden Geistesverfinsterung und Charakterlähmung erblickte. Ganz unverholen wurde das Christenthum von den Neukirchlichen zu einem Werkzeuge der Politik herabgewürdigt; ungescheut wurde die Lehre von der „christlichen Demuth und dem christlichen Gehorsam“ in die Lehre von der absoluten Unterwürfigkeit unter die herrschende Gewalt übersezt. Das nannte Arndt eine „frömmelnde und heuchlerische Anwendung des Christenthums und seiner h. Bücher“. Die freie Forschung fing an verdächtigt, die unbefangene theologische Wissenschaft verfeßert zu werden. Ob denn das Christenthum, diese Lehre des Lichtes, das Licht nicht ertragen könne, fragte Arndt. Oder ob man gar „die göttliche Lehre Christi in einen Steckbrief der Freiheit umzudeuteln“ wagen wolle?! Mit dem ganzen Ernst heiliger Entrüstung wandte er sich gegen diejenigen, welche ein Reich der Verdummung und Verfinsterung auf deutschem Boden erbauen wollten. Einen heiligen Zorn schwur er allen, welche „die geistige Freiheit des Wortes und der Gedanken, wodurch wir ein göttliches Geschlecht sind, angriffen und tränkten“. Er verabscheut die „hündische Kriecherei der Seelen, die man jetzt Gehorsam nenne“, sie führe zum Tode der Verwesung, zu einem faulen Nichts. „Geistige Regsamkeit, frisches Streben, redliche Wahrheit, kühne Rede, freie That, fröhliches und muthiges Wandeln auf Erden — daß ist die göttliche Liebe, das ist Gottes Ebenbild, das heißt Christenthum“. Er wußte schon damals von „himmelaugelnden Priestern“ zu erzählen, „welche das himmlische Evangelium mißbrauchen, damit sie unser irdisches Evangelium weggeifern und wegheucheln“.

In Berlin hatte der Pietismus — und zwar nicht der ursprünglichen, gemüthvolle, sondern der reaktionäre, in den Dienst der Gewalt gestellte, klug berechnende — sein Hauptquartier aufgeschlagen und der neu

aufgehenden, wenn auch nebelumqualmten, Sonne wendete sich bald eine Anzahl lüfterner Augen zu. Arndt hatte die Erfahrung gemacht, daß „diese pietistische Ansicht von allgemeiner Sinnlichkeit und Verderblichkeit der Sinne und der Sinnenlust auf Theologie und Philosophie trübselig und trübsinnig zu wirken beginne.“ Er bezeichnete die Führer dieser Partei als „schwarze und trübe Mißdeuter des Evangeliums;“ denn das Christenthum hatte ihm die Bestimmung, in den dunkeln und fürchterlichen Schatten des Lebens und der Natur durch den Geist der ewigen Liebe den lichten und muthigen Geist Christi aufzufinden. Von Licht und Demuth war aber in der jung-pietistischen Schule keine Spur mehr zu finden.

Der vierte Theil des „Geistes der Zeit“ kam den Feinden Arndt's äußerst gelegen. Der unruhige Kopf, der demagogische Maulwurf hatte sich, nach ihrer Ansicht, darin selbst denuncirt. Der „Jugendverführer“ mußte bemaßregelt, gezüchtigt werden! Am 30. Juni 1819, einige Monate vor der Ermordung Kogebue's, erhielt er, in Folge einer Kabinettsordre, durch den Curator der Universität Bonn einen Verweis wegen der im 4. Theile des „Geistes der Zeit“ enthaltenen „ganz unschädlichen und unnützen Dinge, die besonders einem Lehrer der Jugend übel anständen und nachtheilig auf die Jugend wirken könnten“. Dem Verweise war die Drohung angefügt, daß „bei der ersten ähnlichen Veranlassung“ er seiner Professur werde entlassen werden.

Von diesem Augenblicke an beginnt für den trefflichen Mann eine mehr als zwanzigjährige Periode der Prüfung und Verfolgung, in welcher er die Kraft seines Christenthums zu erproben volle Veranlassung hatte. Er hätte sich jetzt noch beugen und schmiegen können; das Gewitter wäre in diesem Falle ohne Schaden über seinem Haupte weggegangen. Allein mit dem „wedelnden Schwanz“ sich den Kranz zu erwerben, dazu war Arndt der Mann nicht. Wie immer betroffen über den unerwarteten Schlag, erklärte er gleichwohl rund und fest, „daß er von den Grundjagen, die sein Buch enthalte, auch nicht einen einzigen ableugnen werde“. Er war also zum Kampfe mit der Reaktion entschlossen. Der erste Schlag gegen ihn ward im Juni, unmittelbar nach der Feier des Waterloo sieges, schonungslos geführt. Seine Wohnung wurde polizeilich durchsucht, seine Papiere wurden versiegelt, weggenommen, er selbst wie ein Verbrecher verhaftet, nach einigen Stunden wieder freigegeben aber in strenge Untersuchung genommen. Auch jetzt hätte Unterwürfigkeit vielleicht noch eine äußerlich günstige Wendung seines Schicksals herbeigeführt. Aber, im tiefen Bewußtsein

einer Schulblosigkeit und Reinheit, sowie seines guten Rechtes, loberte in ihm nur das Gefühl der Entrüstung über das ihm zugefügte Unrecht auf, dem er nun auch einen rücksichtslosen Ausdruck verlieh. Er, der schwer Verklagte, ward in seinem Verwahrungsschreiben an den Staatskanzler von Hardenberg zum furchtbaren Ankläger seiner Gegner und Verfolger. Er bezeichnete sich darin als das Opfer der „bekannten hinterlistigen Partei, welche die Zeit mit ohnmächtiger Wuth zurücktreiben, ihr Bestes als Schande stempeln, und seinen Namen schwarz machen möchte“.

Bald zeigte sich, daß die Anklage keine lediglich gegen seine Person gerichtete war, sondern eine breite Unterlage hatte. Umfaßte sie doch eine angeblich die gesammte europäische Staatenordnung bedrohende Demagogen-Verschwörung, geleitet durch eine „Bande von Jugendverführern, giftigen Revolutionären und Hochverräthern“, die Stourdzja aufgespürt zu haben glaubte, gegen welche die Karlsbader Beschlüsse vom 20. Dezember 1819 erichtet wurden, deren unsichtbare Fäden man vorzugsweise in den Händen von akademischen Lehrern auf deutschen Universitäten befestigt wähnte. Eine in der Bundesfestung Mainz niedergesetzte Bundes-Central-Untersuchungs-Commission sollte dem „Ungeheuer“ auf die Spur kommen; als dasselbe trotz aller aufgewandten Mühe nicht sichtbar werden wollte, meinte man es zuletzt in der ziemlich harmlosen Gestalt von französischen Bonnen, stillosen Hauslehrern und dolchbewaffneten Tertianern aufgespürt zu haben. In dieser Weise stand der Schwarmgeisterei eines Theils der Jugend die Gespensterfurcht eines Theils der Alten gegenüber, und man darf fest behaupten, daß gerade Arndt mit kerngesunder politischer und religiöser Grundgesinnung die Thorheiten auf beiden Seiten durchschaute.

Immerhin — der redliche, seinem Könige und Vaterlande so treuegebene Mann stand nun einmal im Verdacht eines „geheimen Verschwörers und lebensgefährlichen Demagogen“, der auf jähen Umsturz von Thron und Altar sinne. Je weniger gravirende Thatfachen gegen ihn aufgefunden werden konnten, desto eifriger forschte man nach solchen und die harmlosesten brieflichen Aeußerungen — so erfinderisch ist der Verdacht — wurden als geheime Andeutungen der verwegesten Anschläge und hirnpüthendsten Pläne aufgefaßt. Es wurde in der That nach einiger Zeit eine Criminaluntersuchung gegen ihn eingeleitet; am 10. November 1820 wurde er in seinem Amte stillgestellt, im Februar 1821 endlich wurde das Proceßverfahren gegen ihn eröffnet. Langsam schleppten sich die ermüdenden Verhandlungen hin, die Arndt selbst in einer Beschwerdeschrift

an den Staatskanzler vom 10. August 1821 als eine „Rechtssperre“ bezeichnete; denn die Untersuchung war und blieb eine „außerordentliche“, lediglich von Mainz aus geleitete, trotz aller seiner Berufungen auf die zuständigen ordentlichen preussischen Gerichte. Erfolglos flehte er vor dem Throne „bei der Gerechtigkeit Gottes, und der Gewissens- und Meinungs-Freiheit des evangelischen Bekenntnisses, um ein unparteiisches gesetzliches Gericht.“ Er hatte die richtige Witterung, daß die Reaktion eigentlich von Oesterreich ausgehe, daß es vor Allem der Jesuitismus war, der den freien Gedanken und das freie Wort in Deutschland durch Gewaltmaßregeln zu ersticken hoffte. Damals wurde die Drachensaat ausgesäet, die jetzt in den Verfluchungen des Syllabus und im Unfehlbarkeitschwindel zu einer üppig reifen Erndte aufgegangen ist.

Wir wollen uns bei der Schilderung der Bildungs- und Culturböhe des Untersuchungsrichters Pape und seines Gehülfen Dambach, die beide in einem Verhöre sich lange über die Bedeutung des Wortes „Sphäre“ den Kopf zerbrochen und mit Hülfe eines griechischen Wörterbuches endlich herausbrachten, daß es „Ball“ bedeute — wir wollen uns auch bei den hundert Arten von Nergelien und Quälereien eines drei Jahr hindurch dauernden Criminal-Processes, der einem der besten deutschen Männer das Leben verbitterte, nicht weiter aufhalten. Das Proceßverfahren blieb vollständig ergebnislos und lief nach mehrjährigem Hinsiechen zuletzt in eine gegenstandslose Polizeiuntersuchung aus, die ebenfalls kein Resultat lieferte. Arndt flehte schließlich wenigstens um ein Urtheil, um ein „Schuldig“ oder „Unschuldig“, und konnte keines erlangen. Er blieb, allerdings mit Belassung seines vollen Gehaltes, in seinem Amte stille gestellt, unter dem drückenden Verdachte, ein landesgefährlicher Demagoge zu sein, dessen heimlichen Schlichen man nur nicht auf die Spur zu kommen vermöge; seine mit Beschlagnahme belegten Papiere und Briefe wurden ihm, der dringendsten Bitten ungeachtet, nicht zurückgegeben. Er blieb gewissermaßen geächtet. Er hatte im Jahr 1819 noch so frische und frohe Lieder gedichtet; noch im Jahr 1820 hatte er während der angebrochenen Leidenstage gesungen:

„Hinein mit Gott! Dein klares Schicksal rollt
Aus seiner Hand mit Millionen Loosen.
Das glaube — fest geschieht was er gewollt,
Und glaubst du recht, so werden Nesseln Rosen.“

Jetzt, nachdem sein Lebensglück in Trümmer zer schlagen war, konnte er einige Jahre nicht mehr dichten. Die Schwungfedern seines Geistes waren geknickt. Und doch schützte seine ächte christliche Frömmigkeit ihn

vor dem Zusammenstürzen. Wie viele an sich gute und tüchtige Menschen hat schweres erlittenes Unrecht früh geknickt. Er richtete sich nach einiger Zeit wieder auf und trug seine Last, aber doch fühlte er seine Kräfte in Folge des anspannenden aufregenden dreijährigen Processes wie zerrieben; er selbst verglich sich dem Thurm, dem man, so lange er steht, nicht ansieht, „wie Sturm, Schnee und Regen seine Fugen und Bänder allmählich gelockert und gelöst haben.“ Er hatte jetzt wohl äußere Ruhe; aber da er nicht freigesprochen war, so konnte die Verfolgung jeden Augenblick wieder aufgenommen werden und noch im Jahre 1827 schien ihm das harte Loos der Verbannung zu drohen.

Am wohlthuerndsten wirkte die Arbeit auf sein Gemüth. Da ihm der Lehrstuhl verschlossen war, so griff er zur Feder. Neben seinen Forschungen über die nordischen und germanischen Völker waren zumal die kirchlichen Angelegenheiten ein Hauptgegenstand seiner Beschäftigungen in seiner unfreiwilligen Muße. Besonders Friedrich von Schlegel's Litteraturgeschichte regte ihn in seinem Innersten auf und er glaubte als treuer Protestant zu diesem Buche nicht schweigen zu dürfen, das ja im Grunde nichts anderes war, als eine schlau berechnete jesuitische Apologie der hierarchisch-feudalen Restaurationspolitik. Darum wurde der Protestantismus darin klein gemacht, Adel und Priesterthum verherrlicht. Arndt's Abhandlung gegen Schlegel wurde jedoch nicht sofort (im Jahr 1828, in dem sie verfaßt ist), sondern erst im dritten Bande seiner Schriften „für und an seine lieben Deutschen“ durch den Druck veröffentlicht. Ihr Thema ist gerade jetzt wieder recht zeitgemäß. Schlagend weist er darin nach, daß das Mittelalter in weit geringerem Grad von sittlichen Grundsätzen geleitet war als unsere moderne Welt, und daß erst der Protestantismus den Völkern gleiches Recht und wahre Humanität gebracht hat. Auch die deutsche Philosophie nimmt er gegen die Schlegel'schen Verdächtigungen in Schutz. Dem Gedeihen der Freiheit sei der Geist der Forschung und Untersuchung unentbehrlich, wer diesen verdammt, der verdammt nicht nur die Grundlage alles Wissens, sondern auch alles höheren Glaubens! Er nennt die evangelische Lehre die „Lehre des Lichtes und der Liebe“ und drückt seine herzliche Freude darüber aus, daß Luther den Hohenpriestern die glänzenden Umhänge ihrer Bundeslade, hinter welchen sie Rauch- und Nebelwolken machen, zerrissen habe. Sein Glaube an den Sieg der modernen Ideen in Kirche und Staat war unerschütterlich. „Der Geist, der durch die Zeit wandelt“ — sagt er einmal — „ist ein Riese Es brennt ein Feuer durch die Welt, das man dem Del

der Medea vergleichen kann“. Und unter dem schwersten Drucke verzweifelte er insbesondere nicht an Preußens großer Bestimmung für Deutschlands Zukunft.

Die kirchliche Reaktion hatte unterdessen an der theologischen Fakultät von Berlin sich mächtige Stützen geschaffen. Hengstenberg und Tholuck hatten hohe Gönnerschaft und einflussreiche Kreise für die Verbreitung ihrer Lehren gewonnen. Selbst der mit seinem Schwager Arndt auch durch Bande der Geistesgemeinschaft eng verbundene Schleiermacher hatte den Druck der Macht aufs schmerzlichste empfunden und nur ein kleines Häuflein seiner Schüler zeigte sich nach seinem Tode entschlossen, unter Opfern und Verkenennung die Saat seines Geistes fortzupflanzen. Man hatte bereits bequeme Stichworte, wie „Rationalist, Neolog, Atheist, Jakobiner, Demagog u. s. w.“ erfunden, um die Frischen und Freien ohne Mühe todt zu schlagen, so daß Arndt gegen den Schluß der dreißiger Jahre von der „Macht unedler und dummer Menschen“ reden konnte, „welche mit jenen Stichworten jedes Verdienst auf seiner Bahn zu hemmen oder zu unterdrücken“ suchten und zum Theil unterdrückten.

Das war ja sein eigenes Schicksal gewesen. Aber er sollte wenigstens für seine Person den Tag der Sühne erleben. Bereits hatte er das 70. Lebensjahr zurückgelegt, nachdem er „zwanzig Jahre wie altes Eisen still gelegen und eingeroftet“ war, da rief ihn Friedrich Wilhelm IV. bei seinem Regierungsantritt in seine amtliche Wirksamkeit zurück, und jetzt wurden ihm endlich auch seine mit Beschlagnahme belegten Papiere wieder eingehändigt. Er meinte freilich, daß seine „Trompete lange zerblasen“, sein Name wohl „mit Schall aber ohne Ton“ sei. Aber der Jubel, der bei der Kunde von seiner Wiedereinsetzung in Amt und Ehren durch ganz Deutschland hallte, mußte ihn überzeugen, daß sein Volk ihn nicht für eine „zerblasene Trompete“ hielt, sondern in ihm einen seiner treuesten und edelsten Märtyrer für Freiheit, Recht und Vaterland ehrte.

Auch in dieser letzten Periode seines Lebens, in welcher es ihm während eines langen und ehrenreichen Lebensabends vergönnt war, von den Mühen und Sorgen des gewitterschwülen Mittags auszuruhen, war er durch Wort und Schrift noch vielfach thätig. In seinem „nothwendigen Bericht aus seinem Leben“ brachte er der staunenden Mitwelt die Akten, welche dem gegen ihn geführten Criminalprozeß zu Grunde gelegen, zur Kenntniß. Im Weiteren veröffentlichte er Studien über vergleichende „Völkergeschichte“ und gab eine Anzahl bisher ungedruckter werthvoller gemischter Abhandlungen in 4 Bänden „für und an seine lieben

Deutschen“ heraus. Die ununterbrochen steigende kirchliche Reaktion veranlaßte ihn, namentlich auch auf diesem Gebiete seine Augen offen zu halten und von Zeit zu Zeit seine Wächterstimme zu erheben. Das Erscheinen „des Lebens Jesu“ von D. F. Strauß und des „Wesens der Religion“ von L. Feuerbach hatte einen gewaltigen Gährungsstoff in die Geister geworfen, und die reaktionär kirchliche Partei wußte die dadurch verursachte Bewegung im Volke mit großer Geschicklichkeit zur Unterdrückung der Geistes- und Lehrfreiheit zu benutzen. Das Feldgeschrei: „die Religion ist in Gefahr“ tönte von Kanzeln und Lehrstühlen, aus Kirchen- und Literaturzeitungen. Da erhob auch der alte „gläubige“ Arndt seine gewichtige Stimme zum Schutze der gefährdeten protestantischen Freiheit; denn nur diese, und mit ihr die wahre und lebendige Religion, die von der freien Forschung niemals etwas zu befürchten hat, war wirklich und aufs Aeußerste bedroht. „Laßt gewähren, laßt strömen und stürmen“, rief er mahnend und warnend den Staats- und Kirchenmännern zur Zeit der Straußischen Zermürbungen zu, „Wetter und Wind will seinen Lauf haben: wie kann man so Dünnes und Unbegreifliches hemmen, so Unsichtbares fassen“! Er forderte, daß die „Freiheit der Majestät des freien Geistes und des freien Lebens auch den Narren und Thoren zu Gute kommen“ möge. Darin gab sich ihm gerade ein hoher Vorzug des deutschen Geistes kund, daß derselbe die ganze Freiheit zu ertragen vermöge. Diese habe wohl ihre Gefahren; aber ob man, um denselben auszuweichen, es vorziehen wolle, „in Dummheit, Unwissenheit, Sklaverei, Thierheit“ zu leben? Und am Ende seien es doch nur manche leichte und dünnbefiederte Flieger, denen es bei diesem geistigen Windbrausen um ihre paar Federn bang sei, weil sie befürchteten, diese möchten ganz aufgestört und sie selbst übergeworfen werden“.

Bei dieser Veranlassung führte er auch den weltgeschichtlichen religiösen Beruf Deutschlands näher aus. „Wir“ — bemerkt er — sind das Volk, das nach Gott und den göttlichen Dingen fragt, das die höchsten idealen Aufgaben der Welt und Geschichte zu lösen berufen ist, wir sind ein gottsuchendes, geistiges, frommes Volk. . . . Lasset mir den deutschen Geist frei, zittert nicht vor seinen Gefahren, entschuldigt nicht seine Kometenverirrungen, tragt seine Gebrechen und seine Uebel, damit ihr würdig seid und immer würdiger werdet, seiner Güter zu genießen“! Für den Fall, daß Deutschland diesen seinen Beruf erkenne und das Banner der Geistesfreiheit hoch halte, glaubte er die Zeit nicht mehr fern, wo die

abgerissenen und entfremdeten Länder, die Schweiz, die Niederlande, das Elsaß, die verlorenen Burgen und Thore des alten Reichs dem neuen wiedererstandenen deutschen Stammlande mit Freuden sich zugesellen werden. Beim Anblicke freilich der finsternen Mächte, welche den Aufschwung der Geistesfreiheit in Deutschland methodisch hemmten, trübte sich ihm das sonst so hoffnungsvolle Auge in schmerzlicher Bewegung. „Die Jesuiten sind wieder da“, schrieb er in seiner Abhandlung „Ein paar deutsche Notabene“ vom Jahr 1844, und als ein Kenner der Geschichte und der hierarchischen Anmaßungen und Frevel wußte er, was das heißen wollte. Er erblickte in der Ansiedelung des Jesuitenordens auf deutschem Boden eine brennende Gefahr, die wahre und eigentliche Religionsgefahr. „Je mehr hohe und niedere Priester in einem Lande“, bemerkt er, „desto abergläubischer, lieberlicher und unglücklicher das Volk. Der Jesuitenorden ist aber die Hauptstütze der Priesterherrschaft. Um dem von ihm drohenden Unheil vorzubeugen, ist es eine dringende Pflicht des modernen Staates, für den großen Grundsatz einzutreten: keine herrschende ausschließende Kirche mehr, freie Religionsübung, Beschirmung der Gemeinden aller Bekenntnisse.“ Gelänge es den Jesuiten, sich in Deutschland einzunisten, so würde bald kein grünes Gras „deutschen Lebens und deutscher Begeisterung mehr wachsen.“ Er bezeichnet den Orden als eine Bande geistiger Affasinen ohne Recht, Gesetz und Vaterland; er bittet, warnt, beschwört die deutschen Regierungen und das deutsche Volk „sich doch nicht in thörichten Schlummer einwiegen zu lassen, sondern all seinen Verstand und ganzen Muth zusammenzunehmen, um das Vaterland gegen den finstern schleichen den tödtlichen Feind zu schützen und zu vertheidigen.“ Er ruft aus: „Weg mit den Jesuiten und allen ihren schleichen den Listen und Zettelungen, wodurch der Abgrund wieder geöffnet werden könnte, worin deutsches Glück und deutsche Macht einst für Jahrhunderte hinabgestürzt würde.“ Als Losungsworte will er auf die Fahne des gegenwärtigen Zeitalters die Worte schreiben: „Licht, Recht, Freiheit, Tapferkeit.“

Aber er wußte auch, daß der protestantische Jesuitismus, dieser widerwärtige Affe des römischen Originals, nicht minder verderblich ist als der katholische. In Bruchstücken aus Gesprächen mit jüngern Freunden, die aus dem Jahre 1844 stammen, sind uns seine Ansichten über die Versuche, die alte Dogmatik mit den Jesuitischen Mitteln der Protektion und Gunst bei dem heranwachsenden Theologengeschlecht zu restauriren, erhalten geblieben. Er beleuchtet darin hauptsächlich auch das Dogma von

der „Gotttheit Christi“, zu welchem auch die sog. vermittelnde Theologie, obwohl sie es in der That aufgegeben hat, in Scheinformeln immer noch sich zu bekennen Miene macht. Dieses Dogma beruht auf der kirchlichen Lehre von der Dreieinigkeit, oder von der Wesensgleichheit dreier selbstständiger göttlicher Personen innerhalb der Gottheit. Wird diese Lehre in ihrer überlieferten Form aufgegeben, so ist damit das Dogma von der Gotttheit Christi in der allein rechtläubigen und wahren Bedeutung des Wortes gleichfalls aufgegeben. Arndt erklärt sich unumwunden gegen die kirchliche Fassung des Dogmas. Er verwirft auch den Wunderbeweis für die Wahrheit des Christenthums und erklärt „alle Wunder Christi, deren Wahrheit, wie die jeglicher Menschenerscheinung und Menschenerzählung, doch nimmer strenge bewiesen werden könne, sondern wieder verschiedensten Zweifeln und Auslegungen unterworfen sei, für das Eine Wunder des Wortes und der Lehre, die langsam aber sicher das Menschengeschlecht zu größerer Sittlichkeit, Freiheit, Bildung und Wissenschaft geführt, gern hinzugeben“. Lediglich auf „die Klarheit und Wahrheit des freien Wortes, welche alle zweifelnden und lügenerischen Geister des Trugs und der Nacht zuletzt besiegen und verschrecken wird“, will er das Christenthum stützen. Damit aber ein solches Christenthum, gegründet auf das freie Wort, wieder zu Ehren und Ansehen komme, dazu fordert er muthigen Kampf, sonst „wird dem deutschen Adler die Schlummerkappe wieder über das Auge gezogen und werden die Flügel ihm gestugt“. Diese Gesinnung des christlichen Muthes und geistiger Freiheit hat er denn auch in seinen „religiösen Liedern“ den erhabensten Ausdruck geliehen. Sie sind, wie unlängst mit Recht von anderer Seite bemerkt worden ist,*) „kern gesund“, fast ganz frei von dogmatischer Färbung, vom ethischen Geiste des Christenthums durchdrungen und verklärt. Sein Wahlspruch als religiöser Dichter ist:

„Auf mit stolzem Angesichte
Zu dem Lichte!
Zu dem Lichte alles Lichts,
Wo die tausend Sonnen brennen,
Lern erkennen
Gott ist Alles Du bist Nichts!

*) S. den Aufsatz von A. Walte, Norddeutsches Protestantenblatt, Nr. 23 v. J. Aber „E. M. Arndt, als Dichter religiöser Lieder“.

Halte aus und zage nicht,
Licht muß doch zum Lichte kommen,
Glaube dem, was in dir spricht,
Gott ist Wahrheit, Gott ist Licht“!

Das deutsche Volk gab seinem nahezu achtzigjährigen Vorkämpfer seine dankbare Anerkennung und Liebe im Jahre 1848 durch seine Erwählung in das deutsche Parlament durch vier Wahlbezirke zu erkennen. In der Reichsversammlung erschien er nach seinem eigenen Ausdruck „als ein gutes altes deutsches Gewissen“! Aber seine Zeit war vorüber; die langen thatenlosen Reden konnten dem Manne von kräftiger und entscheidender Thatkraft kein Interesse mehr abgewinnen, und als gar ein Berliner Licentiat der Theologie ihm auseinandersetzte, daß „die Jesuiten jetzt todt und mit dem Papst es aus“ sei, da vermochte er die scharfen Dornen und Schwerdter seiner Rede nicht länger zurückzuhalten. „Weisheit und Sittlichkeit“ sprach er mahnend, „das ist das menschliche Ziel.“ Und den Kirchenstürmern jener Zeit rief er zu: gewiß sei die Kirche nicht die Religion, sondern bisweilen sogar ein Kerker, in dem man die Religion eingebaut habe; aber der Tag des Christenthums, das jetzt viele für ein erlöschendes Lichtlein halten, werde doch wieder anbrechen und mit seinem Sonnenglanze alle Schatten vor sich herjagen. Auch zur Zeit der Enttäuschungen, unter den Rückschlägen und Verfinsterungen der Reaction, verzagte er nicht. Er rief sich selbst mahnend zu:

„Frischauf, mein alter deutscher Muth,
Du starker Muth in Noth und Tod.
Frisch auf und mach es wieder gut!“

Auch meinte er bei seinem Austritte aus dem Parlamente:

„Wir sind geschlagen, nicht besiegt,
In solcher Schlacht erliegt man nicht“.

Es waltet Einer droben, der wird, nach seiner Ueberzeugung, das letzte Urtheil sprechen.

Im Jahr 1854, seinem 85. Lebensjahre, legte er sein akademisches Lehramt nieder. In demselben Jahre erschien sein Schwanengesang, die Schrift: „pro populo germanico“. Sie war in gewissem Sinne eine Fortsetzung des „Geistes der Zeit“. „Es geht doch vorwärts“, ruft er darin aus, „trotz der hoch stauenden Gewässer der Reaction.“ Dieser Glaube an den nicht mehr zu hemmenden Fortschritt unserer Zeit in Staat und Kirche hat ihn bis an die Schwelle des Grabes begleitet; aber daß der Fortschritt mit schweren Opfern, Gefahren und Leiden erkämpft

werden müsse, das verhehlte der greise Volksmann sich und seinem Volke ebenfalls nicht. Auf der einen Seite hebt sich die Schaale der Naturwissenschaften in die Höhe, auf der andern sinkt die der Geisteswissenschaften, der Philosophie und insbesondere die Theologie um so tiefer. Die Jesuiten sind jetzt nicht nur da, sondern gewissermaßen überall; sie predigen in allen Tempeln und auf allen Gassen, und die Stimmen und das Getümmel ihrer Bewillkommungen jauchzen und schallen durch die Tagesblätter. Auch die „frömmelnden Heuchler“ innerhalb des Protestantismus sind bald überall, die in Feigheit und Kurzsichtigkeit unsere Zeit als eine unchristliche und verruchte Zeit verschreien und verdammen.“ Es kommt ihm vor, „als wenn sich auch der Protestantismus seinen Kapt suchte“!

So legte er Zeugniß für die Wahrheit nach allen Richtungen ab bis zu sein Ende, und mit vollem Rechte konnte er auf das Einladungs schreiben der Greifswalder Universität zur Mitfeier des dreihundertjährigen Jubiläums im Jahre 1856 erwidern, wenn es erklärte: „Kein Gast werde freudiger begrüßt als er“; — er habe wenigstens — „in aller Deutlichkeit gesagt — nach dem Ruhme eines ehrlichen Mannes bestrebt“.

In so hoch vorgerücktem Alter ergriff ihn nun auch mehr und mehr die Sehnsucht nach der ewigen Heimath; der sonst immer so rüstige Mann fühlte die Last der Altersgebrechen schmerzlich; er sprach sich selbst aus der Quelle alles Trostes den rechten Trost zu:

„Aus dem trüben Nebelstaube
Nimm den Flug und zittre nicht,
Glaube was der Christenglaube
Bald zweitausend Jahre spricht“.

Noch erfreute er im Jahre 1858 das deutsche Volk mit seinen meist schon in früherer Zeit niedergeschriebenen Erinnerungen aus seinem Leben (Wanderungen und Wandelungen mit dem Reichsfreiherrn G. A. Fr. vom Stein). Daß ihm dieses Buch wegen einiger freimüthigen Aeußerungen über den Marschall von Brede in Bayern eine strafrechtliche Verfolgung zuzog, ist für die süddeutschen Zustände jener Zeit gewiß charakteristisch. Am 26. Dezember 1859 feierte das ganze deutsche Volk, gleichsam zur allgemeinen Sühne für das dem edlen Manne zugefügte Unrecht, das fünfzigjährige Geburtsfest des Vaters Arndt mit. Er überlebte die Feier nur um wenige Wochen. Am 29. Januar 1860 entschlummerte er sanft unter der liebevollen Pflege seiner erst vor Kurzem hingegangenen ihm so gesinnungs-

verwandten Gattin. Kurz vorher hatte er auch die Stelle eines Repräsentanten der Kirchengemeinde in Bonn niedergelegt und früher schon auf den Dienst eines Kirchenältesten, den er Jahre hindurch mit gewissenhafter Treue in der evangelischen Gemeinde daselbst mitversehen, in Folge zunehmenden Alters verzichtet.

E. M. Arndt war kein großer Gelehrter, kein hervorragender akademischer Lehrer, kein glänzender Schriftsteller, kein hinreißender Redner, — aber er war mehr als das Alles: ein ganzer deutscher Mann, ein unerschütterlich fester und treuer Charakter, ein wahrer stets opferwilliger Freund des Volkes, dem er eben so wenig schmeichelte als den Mächtigen und vor dessen Leidenschaften er sich ebenso wenig beugte als vor den Launen der Großen. Er wollte für das deutsche Volk, das er über Alles liebte, nichts als was ihm von Rechtswegen gebührt: diejenige Freiheit im Innern und diejenige Machtstellung nach außen, die ihm zur Erfüllung seiner weltgeschichtlichen Bestimmung unentbehrlich sind. Den kirchlichen Confessionalismus und Dogmatismus sah er als ein Haupthinderniß in der Erfüllung dieses großen deutschen Berufes an, und darum lag es ihm so sehr am Herzen, die kirchlichen Spaltungen zu beseitigen und das deutsche Volk im christlichen Glauben und in der christlichen Liebe zu sammeln und zu einigen. Weil er sich niemals urtheils- und willenlos einer Partei auslieferte, darum galt er den Parteimenschen später als ein „Halber“ aber selbst ein Mann wie Börne, dem Arndt's Frömmigkeit mißfiel, erkannte seine Ganzheit in dem Urtheil an: „Ein gediegener Mensch, nicht zu hämmern.“ Was man vielleicht an ihm tadeln könnte, das ist die Schärfe und Leidenschaftlichkeit seiner Polemik, der brausende Zorn, der durch seine Schriften geht. Aber auch dieser Zorn ist im Grunde ein Ausfluß der Liebe, der Liebe zur Wahrheit, zum Rechte, zur Freiheit, zum Vaterlande, zu den höchsten menschlichen Gütern, die er bedroht sah und mit seinem Herzblute zu vertheidigen entschlossen war. Daß er auch milde und weiche Klänge seinem Gemüthe zu entlocken wußte, das hat er uns in seinen religiösen Liedern bewiesen, von denen sich einige bereits das Bürgerrecht in den besten neuesten Gesangbüchern (wenn auch nicht in dem der Eisenacher Kirchenconferenz) erworben haben. Wie alle edeln Menschen, ehrte er auch die Frauen, obwohl er der Frauenemancipation auf dem politischen Gebiete keineswegs hold und in dieser Beziehung der Meinung war, die Frauen sollten keinen Rang in der Gesellschaft haben, als den Rang des Gemüths und der Bildung.

Mit Recht hat die Nation unsern Arndt in Denkmälern zu ehren gesucht und an seinem hundertjährigen Geburtsfeste auf sein Grab die Kränze der Erinnerung niedergelegt. Aber das unvergänglichsie Denkmal hat er sich selbst im Herzen seines Volkes gestiftet. Ein unverwüllicher Erinnerungskranz blüht fort und fort in seinem unverwüßlichen Glauben an die nationale und religiöse Erneuerung seines Volkes. Seine nationalen Hoffnungen sind jetzt in der Hauptsache erfüllt, auf die Erfüllung einer Hoffnung in Betreff der Erneuerung der Kirche harren wir noch.

Mit Recht ehrt ihn auch der Protestantenverein, zu dessen Grundstein er schon vor Jahren sich bekannt hat, und den er mit verdoppelter Freude in einem Zeitpunkte begrüßt haben würde, in welchem mit unerörterter Frechheit, trotz des seit Jahrhunderten mit dem Schweiße und Blute des deutschen Volkes besiegelten Religionsfriedens, das anathema sit gegen den deutschen Protestantismus geschleudert wird. Ueberhören wir den Ernst seiner Mahnungen nicht! Mit geduldigem Stillsitzen und lugem Schweigen ist nichts gethan. Wer für die höchsten Güter nicht den Kampf bis auf's Blut wagt, der verdient nicht, sie zu besitzen.

Protestantisches Zeugniß wider das Neulutherthum.

Ein Vortrag

gehalten am 24. Februar 1870 in dem Protestantenverein

zu Stettin

von

M. Baumgarten,

Doctor und Professor der Theologie zu Rostock.

Vorbemerkung: Seit der folgende Vortrag gehalten worden ist, hat sich die äußere Gestalt unseres Vaterlandes in Folge außerordentlicher und glorreicher Ereignisse wesentlich verändert und gehoben. Da aber die kirchlichen Schäden und Krankheiten, gegen welche mein protestantisches Zeugniß gerichtet ist, sich nicht gebessert, sondern nur noch verschlimmert haben, so ist kein Grund vorhanden, an dem Vortrage Etwas zu ändern.

Rostock, 20. Mai 1871.

M. Baumgarten.

Hochgeehrte Versammlung!

Für den von Ihnen gewünschten Vortrag habe ich Ihnen „ein protestantisches Zeugniß über das Neulutherthum“ angekündigt. Lassen Sie mich zuvörderst sagen, wie ich auf dieses Thema geführt worden bin und in welcher Weise ich dasselbe zu behandeln gedenke. Vor 12 Jahren habe ich eine Schrift veröffentlicht, in welcher ich nachwies, daß die Mecklenburgische Landeskirche in das Stadium einer lebensgefährlichen Krisis eingetreten sei. Ich stellte die dieses Urtheil begründenden Thatfachen ans Licht in der Hoffnung, daß die in jener Landeskirche vorhandenen lebensfähigen Kräfte sich aufraffen möchten, um die drohende Todesgefahr abzuwenden oder wenn dieses nicht zu erreichen sein sollte, daß die übrige deutsche Christenheit ihre heilende Kraft auf jenes kranke Glied richten möchte. Diese meine Hoffnung hat sich so wenig erfüllt, daß inzwischen in Folge verschiedener Ursachen und Anlässe eine Krisis sich über das ganze Gebiet der Kirche verbreitet hat. Das Wort des Vater Hyacinthe: „die Kirche durchschreitet gegenwärtig eine der heftigsten und dunkelsten Krisen ihres irdischen Daseins“ gilt nicht bloß von der katholischen, sondern auch von der Gesamt-Kirche. Was der kirchlichen Gegenwart ihren Stempel aufdrückt, ist nicht sowohl der radicale Character der vorhandenen Gegensätze,

auch nicht die immerwachsene Verbreitung der religiösen Debatte, sondern vornämlich der Umstand, daß die das wahre Leben der Religion auflösenden Gedanken, kommen dieselben nun von der negativen oder von der positiven Seite, aus dem Gebiet der Abstraktheit in das Reich der concreten Wirklichkeit übergehen, daß sie thatsächliche Gestalt annehmen. Diese das wahre Leben des Glaubens zerstörenden Thatsachen sind die Fragezeichen der Zeit, ob in den Tiefen der religiösen Gemeinschaften die Kraft vorhanden ist, jenen Thatsachen andere gegenüber zu stellen, welche durch ihre Geistes- und Lebensfülle nicht bloß die tödtliche Wirkung derselben überwinden, sondern auch eine epochemachende Steigerung der Frömmigkeit erzeugen. In solchen Zeiten reichen Erörterungen, Beweise und Aufklärungen nicht mehr aus. Das Wort ist einst Fleisch geworden, und auf Grund jener wunderbaren Thatsache muß es sich wiederholen, daß die ewige Wahrheit die Persönlichkeiten nicht bloß belehrt und begeistert, sondern zu neuem Menschen schafft, die dann aus göttlichem Geiste handelnd eine unsiegbare Macht in die Welt hineinsetzen, um die Werke des Unglaubens und Scheinglaubens zu zerstören.

Auch dem deutschen Protestantenverein hat die Zeit diese Signatur ihrer Kirchenkrisis aufgedrückt. Dieser Verein steht nicht nur unter dem Verdacht, nicht nur unter der Anklage, sondern bereits unter dem Richterspruch, daß wir, die Mitglieder desselben, das Christenthum, auf welches wir getauft und confirmirt sind, für uns selber aufgegeben und uns verbündet haben, dasselbe auch in Anderen auszurotten. Nach diesem Richterspruch sind wir vor einigen Monaten von Seiten der höchsten evangelischen Behörde in deutschen Landen behandelt worden. Es leuchtet wohl ein, daß einer solchen Thatsache gegenüber Worte ungenügend sind, daß wir gegen dieses thatsächliche Anathema unser protestantisches Christenthum nicht mit Reden und Schriften, sondern mit Thaten zu beweisen verpflichtet sind. Es ist ein strenger Ernst, der unsere gegenwärtige Lage kennzeichnet und es ist nicht Jedermanns Ding, diesem Ernst gerecht zu werden. Gemüther, welche Aufregung scheuen und ruhesüchtig sind, halten sich fern von einem Kampfplatze, wo Mann gegen Mann stehet und Guthaten mit Missethaten ringen. Aber nicht bloß die bequeme Schüchternheit ist ungeschickt für unseren Kampf, es gibt auch einen Muth, den wir abweisen müssen, wenn er sich uns anbietet. In dem heißen Kampfe sprühen die Funken, es gibt aber nicht bloß ein heiliges Feuer, sondern auch ein wildes Feuer. Je eingreifender der religiöse Kampf wird, desto mehr kommen bei ihm die Interessen der Ehre, der Macht und des Besitzes

ins Spiel und darum ist auch auf allen Seiten immerdar die Gefahr vorhanden, daß die Leidenschaften von unten her ein Feuer entzündten, welches verderblich ist, und wer die religiöse Geschichte der Menschheit kennt, weiß es, daß ihr Gang durch die Jahrhunderte bezeichnet ist durch unzählige Brandstätten dieses unheimlichen Feuers. Freilich ohne Feuer kann dieser Kampf nicht geführt werden, aber es muß das heilige Feuer sein, welches alle sündhafte Eigenheit immer auf's Neue verzehrt, nämlich das Feuer der gewissenhaften, unerschrockenen Wahrhaftigkeit, welches eins ist mit der Flamme der unerschöpflichen Alles hoffenden Liebe und aus diesen beiden Eigenschaften erwächst der protestantische Muth, der den öffentlichen Missethaten und ihren Urhebern ins Angesicht schaut und sie mit ihrem wahren Namen bezeichnet, dem es in kritischen Zeiten in den umschlossenen Räumen zu enge wird, und er strebt hinaus auf den freien Plan, wo die Geister sich messen vor den Augen der Völkern.

Dies ist meine Anschauung von der gegenwärtigen kirchlichen Situation im Ganzen wie im Einzelnen. Als nun von dem hiesigen Vereine an mich die Aufforderung zu einem Vortrage erging, entstand für mich die Frage, welcher Gegenstand bei dieser meiner Auffassung der jetzigen Sachlage für diesen Fall zeit- und ortsgemäß sein möchte. Nicht lange habe ich geschwankt. Die kirchliche Krisis hat für meine Beobachtung sehr viele verschiedenen Phasen, sie hat unter Anderem in der jüngsten Zeit auch ein sehr bestimmtes Pommerisches Angesicht bekommen. Seit Jahren wußte ich aus öffentlichen Berichten, daß die Wirksamkeit und Stellung eines freisinnigen akademischen Theologen dieser Provinz auf die mannigfachste Weise verdächtigt und gestört worden ist, ja daß der Versuch gemacht wurde, diesen Mann amtlös zu machen; ich wußte ferner aus öffentlichen Blättern, daß man in verschiedenen Kreissynoden dieser Provinz die amtliche Stellung eines hiesigen freisinnigen Predigers anzutasten wagt und ich habe nicht gefunden, daß diese Uebergriffe von der kirchlichen Oberbehörde zurückgewiesen worden sind. Die beiden bezeichneten Männer sind die Gründer der beiden Protestantenvereine dieser Provinz und als solche habe ich das Glück gehabt, sie näher kennen zu lernen und zwar nach ihrer religiösen Persönlichkeit. Ich habe den Einen jener Beiden predigen gehört, freilich an einem ungeweihten Ort, aber so hat derselbe gepredigt, daß sein aus dem tiefen Born eines heiligen Ernstes hervorquillendes Zeugniß von Christo dem wahren und treuen Hirten die Hunderte seiner Zuhörer in ihrem Innersten erfaßte und mit heiliger Macht von der Erde zum Himmel emporhob. Den Anderen habe ich die Freude gehabt, Tage lang in seinem

Hause zu beobachten und zu genießen, ich habe einen klaren Einblick bekommen in sein Leben und Wirken, ich habe mich überzeugt, daß dieser Mann mit allen Wurzeln seines Denkens, Fühlens und Wollens wie nur selten Einer gegründet ist in dem göttlichen Leben, welches Christus der Herr innerhalb der Menschheit geschaffen hat. Ich habe mich gefragt: unter welchem Titel darf man wagen, solche Männer in Bezug auf ihr kirchliches Amt und Wirken zu verdächtigen und zu verfeuern? Man hält mir entgegen den Titel des Lutherthums. Ich antwortete: dieser Titel muß falsch sein, denn das Lutherthum kenne ich auch, ich bin darin aufgewachsen und erzogen, ich bin vertraut mit den edelsten Zeugen dieses Kirchenthums aus ältester und neuester Zeit, mit dem besten Mark dieser Zeugnisse habe ich meine Seele genährt, und nie hat der Gifthauch des herrschenden Zweifels und des Unglaubens meine Seele berührt. Freilich kenne ich auch ein falsch berühmtes Lutherthum aus sehr genauer und intimer Erfahrung und ich muß wohl annehmen, daß die Verfeuerung jener beiden Männer ein Stück von diesem unächten Lutherthum ist.

Das Jahr 1834 war für die Entwicklung der deutschen Kirche verhängnißvoll. Am Neujahrstage hielt derjenige Theologe, in welchem der Unionsgedanke die reinste und persönlichste Gestaltung gewirkt hatte, eine Predigt, in welcher er mit großem Ernste vor jeglichem Gebrauch äußerlicher Mittel in geistlichen Angelegenheiten warnte. Schleiermacher, der einzige Theologe der Neuzeit mit wahrhaft ökumenischem Charakter, schloß am 12. Februar 1834 mit einer feierlichen Beseiegelung des Testaments Jesu Christi seinen Mund für die diesseitige Welt. Die heiligen Weihnachtstage dieses Jahres sahen sodann in dem schlesischen Dorfe Hönigern die Preußischen Dragonaden, welche mit blanker Waffe unter Begleitung eines hochgestellten Geistlichen gegen eine evangelische Gemeinde Gewalt brauchten. Unter dem unmittelbaren Eindruck dieser Gewaltthat schrieb Hengstenberg sein Vorwort für das Jahr 1835, in welchem er zwar viele Klagen gegen die Lutheraner in Schlesien vortrug, aber nicht den Muth hatte, einen der dunkelsten Flecken der Preußischen Kirchengeschichte mit dem strafenden Worte göttlicher Wahrheit zu beleuchten. Dieses Lutherthum in Schlesien war nun ein getrübbtes Verständniß der deutschen Reformation und ist auch von schweren Verirrungen und Verfündigungen nicht frei geblieben, aber sein nachhaltiges Martyrium war eine drastische Mahnung an die deutsche Theologenschaft und Geistlichkeit, sich auf die größte Epoche der Kirchengeschichte seit der Apostel Tagen ernstlich zu besinnen. Diese Mahnung hat auch ihre Wirkungen gehabt. Wollte Gott, daß sie nur gründlicher gewirkt hätte! Das

große Siechthum der deutschen Neuzeit, ein einseitiger Intellectualismus und Doctrinärismus hat auch auf diesem Gebiet Unheil angerichtet. Anstatt sich zu vertiefen in die göttlichen Ursprünge und in die gewaltigen Anfänge des deutschen Reformationswerks und in diesem hellen Spiegel eine lebendige Anschauung davon zu gewinnen, daß das Christenthum nicht Lehre sondern Leben, nicht Buchstabe sondern Geist, nicht eine neue Schule sondern die weltgeschichtliche Grundmacht ist, hat man meistens vor diesen Acten, in denen der Geist Christi sich in seiner souveränen Gestalt und Macht vor der erstaunten Menschheit offenbart, eine geheime Scheu und hestet dagegen mit krankhafter Vorliebe seinen Blick auf diejenige Zeiten und Erscheinungen, in denen der reformatorische Geist bereits mannigfach gedämpft sich in Compromisse theils mit ungeprüften Sätzen, theils mit Elementen der Welt eingelassen hatte. Die Formen und Gestalten dieses bereits abgeschwächten und zum Theil entarteten Lutherthums hält man thörichterweise für das Normale und ringt nun innerhalb der Landeskirchen mit peinlicher und kleinlicher Gewissenhaftigkeit, wie die römische Kirche nach Concordaten strebt, so nach staatsrechtlichen Bürgschaften für diese neukirchlichen Formen und Formeln. Dieser Ableger des schismatisch separirten Altlutherthums ist das Neulutherthum in den Landeskirchen. Es ist nicht mein Wille, in Abrede zu nehmen, im Gegentheil gerne und mit Dank gegen Gott spreche ich aus, daß innerhalb dieses Neulutherthums noch immer viel frommer und rechtschaffener Sinn, noch immer viel Opferwilligkeit und treue Arbeit für des Herrn Weinberg theoretische und praktische vorhanden ist. Das Schlimme ist nur die Beimischung des seelengefährlichen Wahnes, daß dieses beengte und beschränkte Kirchenthum das wahre Lutherthum sei und ferner daß das Lutherthum diejenige Kirche sei, in welche Alles, was sonst christlich und kirchlich ist, sich aufzulösen bestimmt sei. Auf diesem Baume wachsen viele bittere Früchte und eine dieser bitteren Früchte habe ich neulich gekostet und davon wurden mir die Augen naß. Ich meine nämlich die Verfeinerung jener beiden vorhin bezeichneten protestantischen Männer in dieser Provinz.

So bin ich auf mein Thema geführt worden und nun will ich Ihnen sagen, wie ich dasselbe zu behandeln gedenke. Unsere deutsche Nation und Geschichte hat keinen größern Namen als den unseres Reformators. Man mag nun auf die Persönlichkeit sehen oder auf die Wirkung, so ist Beides gleich wunderbar und es ist ein erfreuliches Zeichen unserer Zeit, daß sowohl die geschichtliche Wissenschaft, als auch die bildende Kunst immer klarer und begeisterter die eminent weltgeschichtliche Bedeutung dieses

Mannes erkennt. Wohl hat man Ursache, diejenigen zu preisen, welche die Erbschaft dieses Namens und Geistes mit Recht für sich in Anspruch nehmen dürfen. Aber um so ernster ist die Gefahr einer großen und verderblichen Selbsttäuschung bei dem Gebrauch dieses Namens. Männer, welche für die Unterscheidung der Geister ein scharfes Auge haben, wie Thucydides, Sallust, Tacitus und Seneca haben mit großem Nachdruck auf die Erscheinung hingewiesen, daß rühmlichen Namen und Worten im Laufe der Zeit allmählig ein von dem Ursprung ganz verschiedener Inhalt untergeschoben und dadurch Vielen eine verstrickende Irrung bereitet werde. Das ist der Fall, der hier vorliegt. Während man mit peinlicher Sorgfalt über die Conformität mit den äußeren Formen des lutherischen Protestantismus wacht, geht der Sinn für den hohen und großen Geist, der in diesem Reformationswerk waltet, verloren, und so wird der Name des Lutherthums eine in weitem Umfang gewissenverwirrende Fälschung, gegen welche der wahre Protestantismus energischen Protest erheben muß.

Es wäre nun thöricht, in den Grenzen eines Vortrages auch nur andeuten zu wollen, was Alles in Betracht kommt, um diese Anklage zu beweisen. Ich werde einen Richtweg einschlagen, der uns gleichfalls zum Ziele führt. So lange man mit Worten um Worte streitet, ist der Kampf zwischen wahren Protestantismus und dem Neulutherthum ein unabsehbarer, da aber das Reich Gottes nicht in Worten besteht, so muß jeder kirchliche Kampf zuletzt auf das Gebiet der Thatfachen übergehen und in diesem Stadium sind wir jetzt angelangt. Mein protestantisches Zeugniß wird Ihnen aus dem Bereich des Neulutherthums vier öffentliche Thatfachen vorführen, welche einen Abfall von dem ursprünglichen Geiste der deutschen Reformation documentiren. Eine Gesamttaction des Neulutherthums gibt es zwar nicht, aber da jene öffentlichen Thaten diejenigen zu Urhebern und Trägern haben, welche für „Säulen“ gehalten werden, so ist die Gesamtheit so lange für diese Thaten mitverantwortlich, als sie sich nicht nach der apostolischen Vorschrift: „Wer den Namen Christi nennt, der trete ab von der Ungerechtigkeit“ (2 Tim. 2, 19) von jenen öffentlichen Versündigungen öffentlich losgesagt hat.

Das Erste, was ich zu constatiren habe, ist eine öffentliche Thatfache, bei welcher ein hochgefeierter Repräsentant des Neulutherthums vor 14 Jahren einen Angriff gegen die evangelische Freiheit der Gemeinden versucht hat, der bis heute ungesühnt geblieben ist. Luther ist es gewesen, der durch eine mächtige Schrift „an den christlichen Adel deutscher Nation“ die hohe Mauer zwischen dem geistlichen und weltlichen Stand niedergerissen und

den Laienstand wiederum in sein geraubtes Christenrecht eingesetzt hat. Und falsch ist die Lehre, als ob Luther diese seine Anschauung von dem urchristlichen Gemeindeprincip jemals wieder aufgegeben hätte. In den schmalcaldischen Artikeln, welche symbolisches Ansehen erlangt haben, hat der Reformator mit großem Nachdruck auf Grund des Wortes Christi (Matth. 17, 15—17) die Gemeinde als die höchste kirchliche Instanz hingestellt und jeden Versuch, der Gemeinde dieses Recht des letzten Urtheils zu entziehen, hat Luther in dieser Kirchenschrift als geistliche Tyrannei gebrandmarkt. Und noch zwei Jahre später definirt Luther die Kirche als das „christliche Volk“. Und wie war er erfüllt von tiefem Respekt vor der Freiheit der christlichen Gemeinde, als er die Hand legte an die Einrichtung der Gottesdienstordnung! Wie ernstlich warnt er, daß man aus seinem Versuch nicht ein Gesetz machen möchte; wie nachdrücklich mahnt er, daß, wenn man eine kirchliche Ordnung angenommen habe, und später fände, daß sie nicht mehr dem Bedürfniß entspräche, sie sofort als bereits „tobt“ abthun solle! Wie feierlich lautet sein Protest gegen allen Zwang in kirchlichen Dingen: „ich sage,“ schreibt er, „Gott will keinen erzwungenen Dienst, ich sage zum zweiten Mal, Gott will keinen erzwungenen Dienst, ich sage zum dritten und zum hunderttausendsten Mal, Gott will keinen erzwungenen Dienst. Als nun aber das Lutherthum in das Stadium der kirchlichen Gesetzgebung trat, war diese ursprünglich reformatorische Achtung für die evangelische Freiheit der Gemeinde fast schon verloren gegangen. Die Kirchenordnungen sind namentlich in den Theilen, die sich auf Kirchenzucht beziehen, offenbar schon ohne lebendige Anschauung der wirklichen Verhältnisse geschrieben; jedenfalls ist dieser Theil der kirchlichen Codification allen evangelischen Verständnisses baar. Ich zweifle sehr, ob jemals irgend eine dieser Kirchenordnungen lebensfähig gewesen ist; jedenfalls bezeugt Polykarpus Leyser noch vor Ablauf des 16. Jahrhunderts, daß die kursächsische Kirchenordnung nicht gehalten werde, „auch nicht gehalten werden könne“. Daß die Gesetze der Kirchenzucht nicht zur Ausführung kommen, wird daher auch bald eine allgemeine Klage, welche zuletzt aus Verzweiflung verstummt. Darnach wurden die Kirchenordnungen in dem Staub der Bibliotheken begraben. Es ist nun ein rechtes Symptom der doctrinären Krankheit des Neulutherthums, zu wähnen, einmal, daß diese geschriebenen Ordnungen das wirkliche Leben des ursprünglichen Lutherthums darstellen, sodann daß diese dem gegenwärtigen Bewußtsein gänzlich entrückten Vorschriften dennoch wenigstens nach ihrem wesentlichen Bestandtheil auf dem Wege des Gesetzes zu einem neuen Leben könnten erweckt werden. Derjenige Theo-

ge, welcher Jahre lang in diesem Sinne gearbeitet hat, ist der Mecklenburgische Oberkirchenrath Kliefoth. Derselbe legte der lutherischen Kirchenconferenz in Dresden seine Studien und Pläne vor und der angesehenste Mann des Neulutherthums, der Consistorialpräsident von Harleß begeistert von dieser neuen kirchlichen „Operationsbasis“ Kliefoths schritt zur That. Im Juli 1856 ergingen von dem Oberconsistorium zu München vier verschiedene Erlasse an die protestantische Geistlichkeit im diesseitigen Baiern, welchen den Pastoren mit Berufung auf die alten Kirchenordnungen besonders mit namentlicher Bezugnahme auf die Arbeit Kliefoths die zu erstrebenden Ziele“ für die Wiederherstellung der Kirchenzucht vorgehalten wurden. Diese Erlasse überliefern sich schon durch ihre Heimlichkeit der Selbstverurtheilung. Es ist hier abgesehen auf eine gänzliche Umgestaltung des Gemeindelebens und dazu wird der erste Grundstein gelegt hinter dem Rücken der Gemeinden!*) Himmelweit entfernt sich dieses im Dunkeln Gleichende Werk zur Grundlegung einer Gemeindereform von Luthers nachherziger Gesinnung, von Luthers überall unverdeckter, ungekünstelter Handlungsweise! Als nun nach vier Monaten der Inhalt jener vier Erlasse in die Deffentlichkeit gelangte, erhob sich bei den Gemeinden ein nachhaltiger Widerspruch. Namentlich richtete der größte Theil der selbstständigen Gemeindeglieder in Nürnberg eine Beschwerdevorstellung an den katholischen König. Dieselben, indem sie versichern, sowohl „an den Grundlehren der evangelisch-lutherischen Kirche festzuhalten“, als auch „das Recht und die Pflicht der Geistlichkeit, durch Lehre und Ueberzeugungsgründe für ihre Kirche zu wirken“, zu respectiren, erklären sich zuvörderst durch die Heimlichkeit jener Erlasse „in ihrem Rechtsgefühl als evangelisch-lutherische Kirchengenossen schwer verletzt“. Ferner wird gesagt: „daß die evangelisch-lutherischen Kirchengemeinden durch den Inhalt jener Erlasse schwer beeinträchtigt seien“. Auch darin muß man dieser Beschwerde vollkommen beistimmen. Jeder ernstgesinnte Christ hat ein sehnliches Verlangen nach Aufrichtung einer wirklich christlichen Gemeindeordnung. Aber die erste unerlässliche Bedingung, ohne welche an dieses Werk gar nicht gedacht werden kann, ist die Wiedereinsetzung der Gemeinde in ihr urchristliches Recht. Wollte also das bairische Consistorium eine Gemeindeordnung annehmen, so mußte der erste Anfang damit gemacht werden, die Scheinver-

*) Der spätere Erlaß des Oberconsistoriums vom 17. Januar 1857, zu welchem derselbe durch zwei königliche Decrete genöthigt wurde, hat den Verdacht vollkommen bestätigt, daß die vier Erlasse vom Juli 1856 als eine geheime Instruction für die Pastoren anzusehen sind.

tretung der Gemeinde nach der Synodalordnung vom Jahre 1853 in eine ehrliche Wahrheit umzuschaffen. Dieser reformatorischen Forderung pflegt man zwar Folgendes entgegenzusetzen: „schafft nur erst apostolische Gemeinden, dann wollen wir mit euch das apostolische Gemeindeprincip proclamiren“. Ich antworte: freilich haben wir keine apostolischen Gemeinden, aber sind denn etwa die rechthabenden Pastoren unserer Tage den Aposteln gleichzuachten? Diese reden zwar viel in apostolischen Sprüchen, aber wo ist der apostolische Geist? Wo ist die selbstverleugnende Demuth des Paulus, Petrus und Johannes den christlichen Brüdern gegenüber? Wo ist denn der heroische Muth der apostolischen Zeugen vor den Mächtigen und Gewaltigen geistlichen und weltlichen Standes? Nach meiner jahrelangen Beobachtung der Zustände, nach einer anhaltenden Prüfung der Geister in verschiedenen Landeskirchen bin ich zu der Ueberzeugung gekommen, daß in dem Durchschnitt der Gemeinden mindestens ebenso viel wahrhaft christlicher Gehalt zu finden ist, als in dem Durchschnitt des geistlichen Standes. Sodann ist aber nicht zu übersehen, daß auf dem Laienstande nicht eine solche Last schwerer, himmelschreiender Versäumnisse ruht, wie auf dem Gewissen der protestantischen Gesamtgeistlichkeit. Wahrlich, es ist Nichts, als pharisäische Selbsterhöhung, die in den Gemeinden nur eine wüste abgefallene Masse sieht, dagegen in dem Sonderbund der orthodoxen Geistlichkeit mit der kleinen Schaar der sogenannten Gläubigen den unversehrten heiligen Gral zu besitzen wähnt!

Weil jene vier Consistorialerlasse von dieser unchristlichen Anschauung ausgehen, darum sind sie ein Attentat auf die evangelische Freiheit der Gemeinden. Und weil diese Erlasse einen solchen sündhaften Ursprung haben, so sind sie auch durch den Protest der evangelischen Gemeinden und durch den Befehl des katholischen Königs zu Boden gefallen. Der Erlaß des Oberconsistoriums vom 17. Januar 1857 zieht sich aus der eingenommenen Position zurück. Wäre nur ehrliche christliche Buße erfolgt, so könnte man diese traurige Geschichte mit Stillschweigen zudecken; aber da das Oberconsistorium seinen Rückzug zu maskiren sucht, so bleibt die Sünde ungesühnt. Und das gesammte Neulutherthum ist mitverantwortlich an dieser Versündigung gegen das heilige Recht der Gemeinden und steht daher bis auf den heutigen Tag in dem begründeten Verdacht, daß es überall, wo die Gelegenheit günstig ist, nach ähnlichen Uebergreifen in das christliche Grundrecht der Gemeinden lüstern ist. Denn ich habe nirgends gefunden, daß das außerbairische Lutherthum sich losgesagt hat von dieser öffentlichen Ungerechtigkeit seines vornehmsten Vertreters.

Ich komme zu einer zweiten öffentlichen Thatsache, in welcher das Neulutherthum seinen Gegensatz zu dem Ursprung des Protestantismus zu Tage legt. Das sieghafte Panier, unter welchem der ursprüngliche Protestantismus seine großen Kriege gegen seine mächtigen Feinde zur Rechten und zur Linken ausgefochten hat, ist das von Luther ans Licht gestellte Schriftprincip, der Grundsatz, daß die heilige Schrift der Prüfstein ist für Alles, was als christlich gelten will. Dieses urprotestantische Reichspanier hat man in späterer Zeit in die Rüstkammer gestellt, aber jüngst hat das Neulutherthum einen Akt vollzogen, der einem Verrathe dieses reformatorischen Palladiums gleich zu achten ist.

Um die Bedeutung des protestantischen Schriftprincipes zu würdigen, muß man sich zwei große Geschichtsmomente recht vergegenwärtigen: Die Entstehung der christlichen Kirche mitten in der Heidenwelt und die Erneuerung der Kirche mitten in der päpstlichen Welt. Wir haben uns an den Bestand der christlichen Kirche in der Welt so gewöhnt, daß wir leicht geneigt sind, die Entstehung derselben als eine selbstverständliche Phase der menschheitlichen Entwicklung zu denken, wobei uns dann verborgen bleibt die schlechthin unvergleichliche Geisteskraft, welche diese größte Epoche der Völkergeschichte möglich gemacht. Es handelte sich nicht etwa nur darum, eine Summe von Wahrheiten und Aufklärungen einer Masse von Irrthümern und Thorheiten entgegenzustellen, das war das Geringste, sondern darauf kam es an, Institute, Gesetze und Sitten, die mit tausendjährigen Wurzeln in den Grund des antiken Volkslebens eingesenkt waren, an denen eben die Besten und Edelsten meistens am festesten hingen, welche durch die mächtigste Centralgewalt, die die Erde je gesehen hat, gesichert wurden, diese stärksten und gewaltigsten Faktoren der realen und idealen Welt galt es durch die reine auf sich selbst ruhende durch Nichts gestützte Macht des Geistes zu entwurzeln. Und mit dieser radicalsten Negation mußte zugleich die positivste Bildungskraft verbunden sein. Auf dem durch die radicalste Kraft des lauterer Geistes gereinigten Boden des Judenthums und Heidenthums sollte sich ein Neubau erheben, nicht etwa nur für einzelne Seelen, Familien und Genossenschaften, sondern für die Völker der Erde, ein Neubau, der weltgeschichtliche Kraft und Lebensfähigkeit hatte. Die erste Arbeit dieser Entwurzelung des weltlichen Bodens und der Fundamentirung dieses Neubaus konnte nur vollbracht werden von israelitischen Männern, welche sich in einen geschichtlichen Organismus eingefügt wußten, ohne den Stand innerhalb des reinen Geistes zu verlassen, von Männern, welche sich Eins wußten mit der heiligen Geschichte ihres Volkes, also von

solchen israelitischen Männern, welche erleuchtet durch den Geist Christi das aufgeschlossene Verständniß der klassischen und heiligen Urkunden ihres angestammten Volkes gefunden hatten. Nicht anders als ruhend im Geiste und in der Anschauung der durch die Propheten ihnen vermittelten Geschichte ihres Volkes vermochten die Apostel, welche sämmtlich dem jüdischen Volke entstammen, jene zwiefache Arbeit in der Welt zu vollbringen und es ist somit die Entstehung der israelitischen Christengemeinden und die Entstehung der Heidenkirche ohne die weltgeschichtliche Kraft der heiligen Schrift Israels schlechterdings nicht zu begreifen. Eine zweite Epoche ihrer weltbewegenden Macht erlebte die heilige Schrift Israels in der Zeit der Reformation; denn auch die neutestamentliche Schrift ist israelitisch, sie ist die Fortsetzung und Vollendung der Literatur des Volkes Gottes. Die Berufung Luthers auf die Schrift ist nicht eine Theorie, nicht eine Doctrin, sondern eine fundamentale Geistesmacht. Sieht man auf die einzelnen Lehren, welche Luther vortrug, so ist keine darunter, die nicht auch schon früher vorgetragen worden. Und doch lag der Bann der päpstlichen Hierarchie ungebrochen auf der ganzen christlichen Welt. Luther selbst bezeugt es ausdrücklich, daß er wohl für sich selber ein frommes Leben führen und auch in seinem nächsten Kreise christlich hätte wirken können ohne Schrift, aber den Weltkampf mit dem Papst und mit den Kotten hätte er nur bestehen können auf dem Fundamente der heiligen Schrift. Die Aufgabe war, die magische Kette einer wie Luther selbst einmal zählt 1400jährigen kirchlichen Tradition zu brechen. Nicht mehr gegen heidnische Institute und Mächte war der Kampf zu führen, sondern, was an sich noch schwieriger war, gegen Auctoritäten und Gewalten, die durch die Meinung und lange Gewohnheit der Christenheit geheiligt waren. Ein pietätsloser Geist freilich konnte sich über diese geistlichen Instanzen leichter hinwegsetzen, aber ein solcher Geist taugt nicht für ein kirchliches Reformationswerk. Nur der darf ein solches Werk anfassen, der die Weihe des religiösen Lebens empfangen hat und deshalb auf alle frommen Gemüther den Eindruck macht, daß er in Allem, was er redet und handelt nicht durch weltliche Motive, sondern durch göttliche Nothwendigkeit bewegt wird. Ein solcher Geist war Martin Luther, dessen ursprünglicher Eifer für den Papst nach seinem eigenen Geständniß, nicht wie der Eifer des Doktor Eck „frohtiger“ sondern feuriger Natur war. Aber wie riesengroß wuchs nun gerade bei einer solchen Gemüthsbeschaffenheit die Aufgabe eines radicalen Kampfes gegen Alles, was einer solchen Frömmigkeit von Haus aus das Unantastbarste war! Und wenn nun aufgeräumt war mit dem Gebäude der tausendjäh-

igen Heiligthümer und Traditionen, wie soll man es anfangen, nach solchemurchtbaren Riß in demjenigen Reiche, dessen „Charakter indelebilis“ unzerstörbare Einheit der Zeiten und Räume ist, einen kirchlichen Neubau aufzuführen? Die Lösung dieser Doppelaufgabe war nur möglich durch die zuvor nie erlebte Innigkeit und Kraft der Liebe und Verehrung, mit welcher Luthers Geist sich in das Heiligthum der Schrift versenkte. Luther fand die rechte Thür, welche in diesen Wunderbau hineinführt, die Briefe des Heidenapostels Paulus und seit er diesen Eingang gefunden, hat er in diesem Heiligthum seine Wohnung aufgeschlagen, und von dieser unnahbaren Himmelsburg aus vermochte es Luther einerseits den unchristlichen Bau des Papstthums zu zerstören, andererseits das reine Evangelium zum Grundstein einer neuen weltgeschichtlichen Entwicklung zu machen.

Es war nur ein kleiner Theil des großen Bibelbuches, den Luther mit voller weltüberwindender und teufeltrogender Sicherheit verstand, es war aber gerade derjenige Theil, in welchem für die ganze Völkervelt der Schlüssel zu dem ganzen Mysterium enthalten ist. Und darum war Luther auch begabt mit einem wunderbaren Instinkt für das Verständniß des Ganzen. Und welch eine fast menschliches Maß übersteigende Kraft und Arbeit hat dieser Mann daran gesetzt, mit den Mitteln damaliger Wissenschaft die Schrift der deutschen Gemeinde mundrecht zu machen! Und nimmer ist er ermüdet, mit den stärksten Worten die Theologen zu mahnen, das Verständniß der Schrift immer heller in die Finsterniß der Welt einzuleuchten zu lassen! Aber gar bald bogen die Theologen wieder zurück in den alten Irrweg der scholastischen und dogmatischen Methode und ließen die schöpferische weltbewegende Kraft in dem Grabe des heiligen Buchstabens liegen. Und wo ist denn heute der Geist Luthers, der die Propheten und Apostel aus ihrem Grabe hervorruft und als die lebendigen Zeugen derjenigen Wahrheit, die allein die tiefsten Bedürfnisse unserer Zeit befriedigen kann, der Christengemeinde vergegenwärtigt? Mächtig hat die wissenschaftliche Forschung gearbeitet und vieles Dunkel erhellt, aber das Hauptwerk ist noch zurück. Nach allen Zeichen der Zeit wird erst dann die Kirche aus ihrem tiefen Verfall sich wieder erheben, wenn ihre Sprecher und Führer nicht bloß Bibelsprüche im Munde führen und über die Propheten und Apostel gelehrte Bücher schreiben, sondern wiederum, wie einst der große Reformator auf jenem heiligen Grund und Boden wie eingewurzelt stehen, von da aus die Welt aus ihren Angeln zu heben, und neues Leben aus in die geistesmatte Menschheit einströmen zu lassen.

Wie stellt sich nun dasjenige Kirchenthum, welches mit Emphase

Luthers Namen führt, zu dieser Aufgabe? Ich will von allem Andern schweigen und nur auf einen hervorragenden Akt hinweisen, welcher auf meine Frage deutliche Antwort gibt. Nach einigen früheren wieder in Stillstand gekommenen Versuchen hat sich die neulutherische Kirchenpartei vor zwei Jahren aufs Neue organisiert und zwar in so ansehnlicher Weise, daß diese Vereinigung als eine entsprechende Repräsentation dieses neuesten Lutherthums gelten muß. An der Spitze stehen die einflußreichsten Namen aus den meisten deutschen lutherischen Landeskirchen, und die Vereinsacte wurde gleich bei dem ersten Zusammentreten in Hannover von 1900 Pastoren und 3000 Laien unterzeichnet. Dieser neulutherische Kirchentag bietet Vieles dar, was dem Namen unserer Reformatoren zur Schmach gereicht, ich will hier nur auf eines hinweisen, nämlich auf das charakteristische Grundgesetz dieser lutherischen Conferenz. Während Luther seine Zeit preist, daß sie nicht mehr bloß fragt, was gesagt wird, sondern auch warum Etwas gesagt wird, lassen sich die Tausende dieser Neulutheraner von Solchen, die sich selbst zu Führern dieser Conferenz aufgeworfen haben, das Vereinsstatut als eine aller freier Berathung und Vereinbarung entnommene Basis im Widerspruch gegen alle Natur und Sitte freier Vereinigungen octroyiren; denn nicht eher sind sie Glieder des Vereines, als bis sie jenes von den Führern des Vereines eigenmächtig festgestellte Statut mit ihrem Namen unterzeichnet haben. Und wie der Ursprung so der Inhalt dieses Statuts, dessen erster Paragraph also lautet: „die allgemeine lutherische Conferenz tritt auf dem Grunde der Bekenntnisse der lutherischen Kirche zusammen, und erkennt in denselben die Norm für ihre Verhandlungen.“ Der Apostel Paulus schreibt: „einen andern Grund kann Niemand legen außer dem der gelegt ist, welcher ist Jesus Christus“; diese Lutheraner unterfangen sich, einen neuen Grund zu nennen, nämlich nicht den lebendigen Herrn und Heiland, sondern den Buchstaben dreihundertjähriger Schriften. Eben so schlimm ist es, daß dieser Buchstabe als „die Norm“ für die Verhandlungen hingestellt wird. Auch die dunkelsten Zeiten des Lutherthums hallen wieder von dem Ruhm der Alles entscheidenden Norm der heiligen Schrift. Hier werden als die Norm aufgerichtet diejenigen Bücher, von denen Luther schreibt: „wir können solche kirchliche Gebote nicht als strenge Vorschriften ausgehen lassen, auf daß wir nicht neue päpstliche Decretale aufwerfen“. Will man diese wahrhaft entsetzliche Neuerung etwa damit rechtfertigen, daß man sagt, da in der Concordienformel die Normalität der heiligen Schrift gelehrt werde, sei hier indirect der altprotestantische Grundsatz gewahrt, so ant-

vorte ich: eine Fahne versteckt man nicht, wenn es gilt gegen den Feind zu ziehen. Die Geschichte des Lutherthums, die Gegenwart des Papstthums und das immer drohender werdende Auftreten wüster Geister aus dem Abgrund, dieses Alles ist eine gewaltige Mahnung, daß es die höchste Zeit geworden ist, das siegreiche Reichsbanner, unter welchem die Reformation ihre großen Schlachten gewonnen, hoch empor zu halten und in freier Luft wehen zu lassen. Wir müssen daher jenen Paragraphen, in welchem menschliche Satzungen vergöttert und kanonisiert werden, nicht bloß als eine unerhörte Neuerung, sondern auch als eine Versündigung des Neulutherthums an dem theuersten Vermächtniß Luthers, ja an Christo dem Herrn und an der heiligen Schrift bezeichnen.

Ferner verleugnet das Neulutherthum seinen Namen, weil es sich versündigt an dem deutschen Volke, meine dritte Anklage. Woher kommt es doch, daß es aus allen Jahrhunderten deutscher Vergangenheit keinen Namen giebt, der von unserm Volke mit solcher nachhaltigen Glut von Liebe und Verehrung gefeiert wird, wie der Name Luthers? Diese Glut ist nichts Anderes, als das fortlobernde Feuer, welches Luther durch die Flamme der Liebe, mit welcher er das Ganze des deutschen Volkes umfakte, selber angezündet hat. Und diese Flamme Luthers war ein heiliges Feuer, angezündet vom Himmel her. Das päpstliche Christenthum kennt keine Liebe zum Volk, es unterdrückt vielmehr die natürlichen Regungen dieser Liebe. Christus aber spricht: „mich jammert des Volkes“, und von ihm steht geschrieben, daß er sein Leben gelassen hat für sein Volk; und Paulus, den sein Volk mit wahrhaft dämonischer Wuth haßte und verfolgte, wünscht verbannt zu sein von Christo, wenn er damit sein Volk retten könnte. Aus dem ewigen Born dieser urchristlichen Liebe hat der Mönch Luther getrunken, und daraus entsteht in ihm die heilige Liebe zu seinem Volke. Aus dieser Liebe spricht er, wenn er sagt: „mir geht des armen Volkes Aergerung zu Herzen“, ferner: „ich muß sorgen für das arme, elende, verlassene, verachtete, verrathene, verkaufte Deutschland, als ich schuldig bin meinem geliebten Vaterland“, und es ist die Sprache dieser Liebe, wenn er schreibt: „ich bin der Deutschen Prophet“. Und diese Bekenntnisse der Liebe zu seinem Volke hat Luther durch sein öffentliches Verhalten wahr gemacht. Ja, wollte man auch von diesen Bekenntnissen und von den öffentlichen Thaten Luthers absehen, schon allein der Umstand, daß er mit schöpferischer Geisteskraft die deutsche Sprache erneuert, wie kein Zweiter, ist Beweis genug, daß er sich mit inbrünstiger Seele in das Wesen seines

angestammten Volkes versenkt habe. O hätte sich doch diese Liebe auf seine Nachkommen fortgepflanzt, wie viel glücklicher wäre der Verlauf der deutschen Geschichte gewesen! Daß der deutsche Boden so unsäglich viel Thränen und Blutströme getrunken hat, daran ist nicht zum kleinsten Theil die Erkaltung dieser Liebe Schuld. Die Theologen, welche für Luthers Buchstaben eiferten, waren sehr bald vollauf beschäftigt mit ihren Schulstreitigkeiten und was von Liebe übrig blieb, wurde dem Heil der einzelnen Seelen und Familien zugewandt, für die großen Angelegenheiten, Nöthen und Bedürfnisse des Volkes hatte man in dem engen Herzen keinen Raum mehr. Und weil das Herz zu eng war, ging auch das Verständniß verloren und von da war nur noch ein Schritt, dann wurde der kirchliche Einfluß volksschädlich und vaterlandsgefährlich. Wie unsäglich viel Schaden nach oben wie nach unten hat die falsche Lehre lutherischer Theologen von der Christenpflicht eines blinden Gehorsams gegen die Gewalt habende Obrigkeit in deutschen Landen angerichtet! Ja bis zum Hochverrath konnte diese gänzliche Entfremdung von dem Volksleben den theologischen Eifer verführen. Im 30jährigen Kriege hielt es ein protestantischer Theologe im Geheimen mit dem unter dem Einfluß der Jesuiten stehenden Kaiserhofe, dieser Mann sammelte, während das deutsche Volk blutete und darbt, große Schätze, derselbe bekleidete die angesehenste Stelle in der lutherischen Kirche und war ein eifriger Fechter für das strengste Lutherthum und Bekämpfer der Calvinisten. Dieses strafwürdige Exempel war überhaupt nur dadurch möglich, daß jenes Licht, das Luther angezündet, daß Christenthum und Volksthum zu einer gegenseitigen Durchbringung auf einander angewiesen seien, in der lutherischen Theologenschaft gänzlich heruntergebrannt war.

Die Theologen haben das deutsche Volk Preis gegeben, aber Gott hat das deutsche Volk nicht verlassen. Es ist Gott sei Dank noch vorhanden das Volk der deutschen Reformation. Ja es ist zum neuen kräftigen Bewußtsein seiner hohen Aufgabe erwacht. Wird nun das deutsche Volk durch seine natürliche Kraft ohne die Kirche sein Ziel erreichen? Die deutsche Geschichte antwortet: nein. Der religiöse Gedanke ist mit dem deutschen Wesen und der deutschen Geschichte so innig versflochten, daß an eine Vollendung der deutschen Entwicklung nicht gedacht werden kann, ohne daß das religiöse Bedürfniß unseres Volkes seine volle Befriedigung findet. Wer unbefangen und scharf die gegenwärtigen Arbeiten und Kämpfe der deutschen Volksgeister beobachtet, wird auch nicht verkennen, daß immer noch etwas Wesentliches fehlt. Es fehlt dem Ringen und Kämpfen nach

Freiheit und Einheit unseres Volkes immer noch an der hindurchbringenden Kraft der löwenherzigen Unererschrockenheit, an welcher die altdeutsche Art ihre Freude hatte; es fehlt diesem Ringen andererseits diejenige Lauterkeit und Weihe, welche allein der deutschen Gewissenhaftigkeit volle Genüge thut. Wo ist das Eine und wo ist das Andere zu finden? Wo ist diejenige Geisteskraft, in welcher Beides in Eins verschmolzen ist? Nirgends als in dem ursprünglichen Christenthum, von welchem unser Reformator ein leuchtendes Beispiel ist. Sie müssen kommen die Männer, welche im Geiste belebt und geweiht durch das heilige Blut Christi ohne Dank und ohne Lohn ihr Dasein einsetzen für ihr Volk, um gegen alle wilden Gewässer böser Gewalten und Ungerechtigkeiten einen undurchdringlichen Damm aufzurichten. In Worms hat man das herrliche Standbild Luthers erhöht, aber dieses Bild ist von kaltem und todttem Metall. Durch jene Arbeit des Geistes muß die Gestalt Luthers unserem Volke wiederum lebensmäßig nahe gebracht werden. Aber diese Neulutheraner führen einen falschen Namen; ihr Herz ist kalt bei den großen Leiden, Nöthen und Gefahren unseres nationalen Gesamtlebens; sie haben keine herzliche Freude und Theilnahme für die Männer, welche für die Einheit und Freiheit des deutschen Volkes arbeiten; sie haben vor der scharfen Luft der Volksfreiheit eine geheime Angst; sie buhlen so gerne mit denen, welche auf ihren Höhen das Volk verachten und drücken. Wie sie eine besondere Vorliebe haben für die Formeln und Formen des 17. Jahrhunderts, so hat sich auch die Erstorbenheit der nationalen Gesinnung in jener traurigen Zeit auf sie vererbt. Und wie damals die Erkaltung der Liebe zum Volke die Gefahr einer Schädigung der Volkswohlfahrt mit sich brachte, so auch jetzt. Ich berufe mich auf eine Thatfache neuesten Datums.

In keinem Lande hat gegenwärtig der Protestantismus eine so dringende Nöthigung, seine nationale Pflicht zu erfüllen, wie in Baiern. Unvergeßlich bleibt es, wie verhängnißvoll für das deutsche Vaterland der Einfluß des Papstthums und des Jesuitismus in jenem Lande dereinst geworden ist, um so unvergeßlicher, da seitdem von derselben Seite her immerfort Hemmungen und Gefahren die deutsche Wohlfahrt bedrohen. In diesem Betracht muß es als ein seltenes Glück betrachtet werden, daß in den letzten Jahren eben in diesem Königreich ein Staatsmann an der Spitze stand, welcher vor allen Andern zuerst die Gefährdung der Staaten und Völker durch die Pläne der Jesuiten erkannte und den Muth besaß, von allem Anfang her dagegen Vorkehrungen zu treffen, als alle übrigen Staats-

regierungen in tiefer Unbekümmertheit schlummerten. Es war ein hohes Gebot deutschen Patriotismus, weit erhaben über alles politische Parteinwesen, in der gegenwärtigen Zerrissenheit einen solchen deutschgesinnten, antirömischen Minister auf diesem wichtigen Vorposten zu unterstützen. Das protestantische Volk in Baiern hat dies auch begriffen, aber die protestantischen Theologen Baierns, welche in dem neuesten Lutherthum eine große Rolle spielen, haben es nicht begriffen. In den Jahren 1864 und 1865 haben die Erlanger Theologen sich tief in die Politik eingelassen, nach meinem Urtheil mehr als gut war; es handelte sich damals um eine fernabliegende nationale Frage. Jetzt aber, wo die nationale Pflicht ihnen vor den Füßen liegt, so daß sie entweder dieselbe aufnehmen müssen, oder ihr Gewissen stolpert darüber, jetzt sitzen sie still und überlassen dem romanisirten Fanatismus des katholischen Klerus die Agitation gegen das deutschgesinnte Ministerium. Die Folge war, daß die jüngsten Wahlen für die Opposition gegen das antijesuitische Ministerium eine kleine Majorität zu Wege brachten. Die Thronrede des Königs kam dieser Opposition bis an die äußerste Grenze der Nachgiebigkeit entgegen. Der Reichsrath beschloß eine Adresse und wählte zum Referenten den protestantischen Consistorialpräsidenten von Harleß. Derselbe entwarf eine Adresse, deren Inhalt ein entschiedenes Mißtrauensvotum gegen das Ministerium war. Der höchste Geistliche des protestantischen Baiern stellte sich also nicht auf die Seite des deutsch gesinnten protestantischen Volkes, sondern auf die Seite der römisch gesinnten Klerisei und ihres Anhangs; der höchste evangelische Würdenträger stand in der Frage, deren Kern nach vernünftiger geschichtlicher Schätzung der Gegensatz zwischen Rom und Deutschland ist, gegen den König, gegen den Minister und gegen den Stiftspropst Döllinger, welche Alle, obwohl katholischer Confession, das römische Interesse dem deutschen nachsetzten. Zur Rede gestellt über diese unbegreifliche Position hat der protestantische Consistorialpräsident immer nur hingewiesen auf das constatirte Mißtrauen. Und wie groß war denn das Maß dieses Mißtrauens? Allerdings hat auch die Abgeordnetenkammer eine Mißtrauensadresse beschlossen, aber nachdem man zehn ministerielle Wahlen cassirt und vierzehn Tage gekämpft hatte, hat es diese Adresse auf die winzige Majorität von sechs Stimmen gebracht. Daß der bairische Ministerpräsident, der sich durch seinen jahrelangen Kampf gegen das Andrängen des jesuitischen Ultramontanismus das deutsche Volk zum Dank verpflichtet hat, in den letzten Tagen gefallen ist, kommt nunmehr zum nicht geringen Theil in das Schuldbuch jenes lutherischen Prälaten. Mehr als sonderbar und

wahrhaft selbstverrätherisch muß es erscheinen, daß dieser hochgestellte Geistliche, der vor vierzehn Jahren auf dem kirchlichen Gebiete, wo es schlechterdings gar keine andere berechnigte Macht gibt, als das Vertrauen, dem massenhaft erklärten Mißtrauen der evangelischen Gemeinden Troß bot und erst von seinem katholischen König genöthigt werden mußte, jenem Mißtrauen Rechnung zu tragen, jetzt in einer politischen Frage sein deutsches Gewissen einem zweifelhaften Mißtrauen gefangen giebt! Hier ist mehr als Irrthum, hier ist eine offenbare Versündigung an dem deutschen Volk, deren verderbliche Folgen sich in einer immer wachsenden Verbitterung eben der besseren und edleren Theile des deutschen Volkes gegen die evangelische Kirche offenbaren muß. Und wenn das Neulutherthum seinen Anspruch auf den Zusammenhang mit der deutschen Reformation noch irgendwie retten will, so muß es seinen vornehmsten Repräsentanten wegen dieses mit den unheilvollsten Folgen verknüpften Unrecht gegen das deutsche Volk laut und öffentlich zur Buße rufen.

Endlich erhebe ich meine vierte und letzte Anklage wider das Neulutherthum: diese Kirchenpartei verletzt die brüderliche Liebe gegen die reformirten und unirten Christen. In diesem Stück kann allerdings das Neulutherthum mit einigem Grund sich auf Luthers Vorgang berufen; denn Luther hat mit ausdrücklichen Worten die Lehre der Reformirten „für freches Geschwätz des höllischen Teufels“ erklärt, er hat geschrieben: „die Schweizer Prediger führen ihre Leute jämmerlich mit sich zur Hölle“, er hat „alle Liebe und Einigkeit“ mit diesen Schwärmern in den Abgrund verflucht. Das Schlesiſche Altlutherthum war so gefangen in Luthers Buchstaben, daß seine ersten Vertreter unbelehrt und ungewarnt durch die Geschichte von drei Jahrhunderten in den Spuren dieser entseßlichen Urtheile des deutschen Reformators einhergingen. Von dieser grauenhaften Verirrung hat sich das Neulutherthum allerdings losgemacht. Die Neulutheraner erklären, daß sie die Reformirten für Christen halten, sie bekennen, daß sie eine wahre Union wünschen und erstreben, ja derjenige Theologe, der neulich am eifrigsten gegen die Abendmahlsgemeinschaft mit Reformirten und Unirten agitirte berühmte sich seiner persönlichen thätigen Liebe für reformirtgläubige Christen. Es kommt mir nicht in den Sinn, diesen Versicherungen ihren gebührenden Werth bestreiten zu wollen, aber dennoch behaupte ich, daß jene bitterböse Wurzel der unchristlichen Lieblosigkeit gegen evangelische Christen, welche Luthers Sacramentslehre nicht annehmen, in dem Neulutherthum keineswegs ausgerottet ist. Denn es handelt sich hier nicht um eine Milderung und Mäßigung, sondern um eine gründliche und entschlossene Umkehr.

Hier ist der Punkt, wo sich entscheiden muß, ob Christus oder Luther der Meister sein soll.

Seit Luther die Sacramentirer verdammt hat, ist die Christenheit um zwei große Erfahrungen reicher geworden. Es hat sich thatsächlich und offenkundig erwiesen, daß die Sacramentirer, wie die Reformirten genannt wurden, nicht Teufelskinder sind, sondern wahrhaft evangelische Christen. Nicht lange nach Luthers Tode beschämte vor den Augen der deutschen Christenheit der calvinistisch gesinnte Churfürst Friedrich von der Pfalz alle lutherischgläubigen Fürsten durch seine Frömmigkeit und Sittenreinheit. Das reformirte Bekenntniß ist in den Niederlanden, in Frankreich, in Schottland und England besiegelt und verherrlicht durch Ströme von Märtyrerblut. Das reformirte Bekenntniß hat ferner heilbringende Wirkungen für die Völker und Staaten aufzuweisen, deren sich das Lutherthum nicht rühmen kann. Die zweite große Thatsache, vor der wir unser Auge nicht verschließen dürfen, ist der unermessliche Schade, den der durch Luthers unchristliche Härte veranlaßte Zwiespalt in der evangelischen Christenheit vor Allem in Deutschland angerichtet hat. Luther selbst hat es einmal ausgesprochen, daß das Zusammenhalten der Evangelischen nothwendig sei, um der Macht des Papstthums gewachsen zu sein und sogar Paul Sarpi erkennt in seiner fernen Klosterzelle, daß, wenn nur der in Marburg geschlossene Vertrag zwischen den Lutherischen und den Reformirten gehalten wäre, die Reformation einen ganz andern Fortgang würde gehabt haben. Auf der Protestantenversammlung in Raumburg kam der Zwist zwischen Sachsen und der Pfalz über die veränderte Augsbургische Confession zum Ausbruch und hier waren zwei päpstliche Nuntien anwesend, welche von dieser Thatsache sofort Act nahmen. Auf der Versammlung zu Poissy offenbarte sich die Uneinigkeit zwischen Jakob Andreae und Theodor Beza und der Jesuit Jakob Lainez, der zugegen war, erhielt einen unmittelbaren Einblick in diesen Unfrieden der Protestanten. Diese sichere und frühe Kunde von dem heimlichen Hader der protestantischen Christen war der lösende Anlaß, daß die Jesuiten langer Hand die furchtbare Mine legen konnten, welche durch einen dreißigjährigen Brand ganz Deutschland an den Rand des Abgrunds brachte. Diese beiden Thatsachen geben den Lutheranern nicht bloß zu denken, sondern legen ihnen auch die sittliche Nothwendigkeit auf, Etwas zu thun. Kein Zweifel, daß Luther in seinem Eifer es ehrlich gemeint hat, aber die Frage: wie er in einen so ungeheuren Irrthum über den Christenstand seiner evangelischen Brüder gerathen und dadurch Anlaß zu einer so unermesslichen Schädigung der protestantischen und

deutschen Sache werden konnte, diese Frage erheischt eine klare und runde Antwort. Die protestantische Kirche hat es Luther ewig Dank zu wissen, daß er seinen Glauben an die geheimnißvolle reale Gegenwart des Leibes und Blutes Christi im Sacrament unerschütterlich behauptet hat, aber wenn er seine Lehre über dieses Geheimniß dergestalt kanonisiert, daß er anderslehrenden evangelischen Brüdern das Christenthum abspricht, so ist das ein Rest von dem Sauerteig des Scholasticismus, der Theologie mit Religion, Bekenntnisformel mit Glauben identificirt. Hätte Luther diesen scholastischen Sauerteig rein ausgefegt, so würde er zwar nicht nöthig gehabt haben, seinen realistischen Glauben aufzugeben, er würde aber erklärt haben, daß alles Lehren immer ebenso unvollkommen bleibt, als alles Wirken, und daher immer für Ergänzung und Berichtigung sich offen halten muß, wenn nicht eine neue und protestantische Lehrgerechtigkeit eben so verderblich werden soll, wie die römische Werkgerechtigkeit. Es hat sich auch gezeigt, daß der Realismus der lutherischen Lehre nicht geschützt ist vor Materialismus und Magismus, welche Gefahr durch brüderliche Gemeinschaft mit dem reformirten Idealismus vermieden worden wäre. Auch zeigt sich der verderbliche Einfluß des Scholasticismus, wenn man die Schriften Luthers über das Abendmahl vor dem Sacramentsstreit mit denen nach diesem Streite vergleicht. Vorher ist ihm die sacramentliche Gemeinschaft mit Christo zugleich die sacramentliche Gemeinschaft mit allen Christen und er bezeugt in solchem Sinne: „Die Frucht des Sacramentes ist die Liebe, die spür ich noch nicht unter euch allhier zu Wittenberg.“ Nachher hat er diese Frucht noch weniger gespürt, aber da hatte er selber abgelassen, auf diese Frucht zu dringen; denn weil ihm in dem Streite die eine Seite der sacramentlichen Gemeinschaft ganz aus den Augen gerückt war, so wurde in Folge dieser bedenklichen Einseitigkeit das heilige Mahl, anstatt einer Versiegelung der allgemeinen Christenliebe, zu einer Scheidewand zwischen den Genossen und Gliedern desselben Hauses. Furchtbar hat Luthers Eifer getobt und sich schwer an der brüderlichen Gemeinschaft versündigt, aber da sein Eifer niemals in die spätere schauerliche Unnatur „des kalten Feuers“ entartet, so treten auch Zeiten besserer Besinnung ein. Als über die Wittenberger Concordie verhandelt wurde, da hat er sogar glimpflich und brüderlich an die Schweizer Gemeinden geschrieben und Albert Hardenberg, ein frommer, gewissenhafter Theologe, der Luther persönlich kannte, und hochverehrte, hat auf dem Rathhause zu Bremen Folgendes bezeugt: Kurz vor seinem Tode hat Luther Melancthon zu sich gerufen und ihm gesagt: ich muß bekennen, der Sache vom Abendmahl ist viel zu viel gethan.

Als darauf Melancthon erwiderte: so laßt uns die Sache durch eine Schrift lindern, daß die Kirchen wieder einträchtig werden, sagte Luther: ich habe daran oftmals und vielfach gedacht, aber so würde die ganze Lehre verdächtig, ich wills dem allmächtigen Gott befohlen halten; thut ihr auch was nach meinem Tode! Dies ist die Stimme nicht des fleischlichen Luther, von dem der bessere Luther gesagt, daß er ihn nicht kenne, sondern die Stimme des seiner Verklärung entgegengehenden Luther und diese Stimme, verstärkt durch die Geschichte von drei Jahrhunderten, wird zur Stimme einer himmlischen Posaune, welche also lautet: lange genug hat der Fanatismus der Lehrformel und der Lehrgerechtigkeit die Gewissen verfinstert, die Herzen verhärtet, die Seelen entleert und die Geister verödet, lange genug hat dieser Kirchendämon Unheil gestiftet in den Häusern, in den Ländern und Völkern; endlich, endlich ist es Zeit, daß man Buße thue und wiederum pflanze die heilige Flamme „der ersten Liebe“. Demnach sollten Lutheraner, welche die christliche Ehre ihres Namens wieder herstellen wollen, zusammentreten und in wahrer Herzensbetrübnis und Zerknirschung die schweren Sünden und Schulden eines Eifers mit Unverstand mit einander beklagen und nachdem sie so das fleischliche Lutherthum zu Grabe getragen, sich zu dem mannhafte Entschlusse erheben, die weggestoßenen und beleidigten Brüder wieder aufzusuchen und mit um so brünstigerer Liebe zu umfassen, damit so viel möglich jene Sünden thatsächlich gesühnt, jene Schulden und Schäden so viel thunlich vor den Augen der Welt wieder gut gemacht werden. Diese bußfertige und mannhafte Rückkehr zur „ersten Liebe“, das ist der wahre Gehalt dessen, was man mit einem kalten Namen Union genannt hat. Wen wir aber auf diesem Wege der wieder erwachten Liebe und der wieder aufgerichteten Gemeinschaft nicht antreffen, das ist die große Repräsentation des Neulutherthums, die allgemeine „lutherische Conferenz“. Auf der ersten Versammlung sagte der Hauptredner: „so uneinig wir auch unter einander sein mögen, den Gegnern gegenüber sind wir doch wieder Alle einig“. Welch ein trauriges Bekenntniß! Bei der großen Uneinigkeit dieser Lutheraner, und der Hauptredner weiß es selber am besten, daß diese Uneinigkeit noch viel größer ist, als er an jenem Orte auszusprechen für passend hielt, also bei dieser großen häuslichen Uneinigkeit ist ihr einziger Trost, daß sie wenigstens den Gegnern, nämlich den Vertretern der wiederhergestellten evangelischen Gemeinschaft gegenüber einig sind. Diese armen Lutheraner sind also nur in dem einig, woran eine dreihundertjährige Sünde und Blutschuld haftet, und diese Sünde wollen sie nicht sühnen, sondern soviel auf sie ankommt

auf die Nachwelt fortpflanzen. Denn sie haben einstimmig vor zwei Jahren in Hannover den Grundsatz beschloffen, daß Alles, was sich schon durch die Union in Preußen und sonst wo an evangelischer Gemeinschaft im Kirchenregiment und in der Sacramentsverwaltung gebildet, wieder aufgelöst werden müsse. Die confessionellen Barrieren und Schlagbäume sollen wieder aufgerichtet werden, damit der alte Wechsel der Haderhaftigkeit und der Gleichgültigkeit doch ja nicht aussterbe! Diese Lutheraner kennen genau die todtten Buchstaben und Ziffern der kanonistischen und scholastischen Punctionen, die sämmtlich im Vorhof der Heiden geschrieben sind, aber von der lebendigen und gewaltigen Bußpredigt, die aus dem Munde von Millionen Wunden und Schäden deutscher Christenheit an das Gewissen bringt, hat ihr Herz noch Nichts vernommen, und diese Herzenstaubheit ist die eigentliche Ursache, daß all ihr Reden von Liebe durch ihr Thun und Verhalten immer wieder vernichtet wird. So lange das Neulutherthum sich nicht losragt von jenem so eben erwähnten am 1. Juli 1868 in Hannover gefaßten unheilvollen Beschluß muß es mit Ernst und Nachdruck öffentlich bezeugt werden, daß das Neulutherthum sich schwer versündigt an der brüderlichen Liebe. „Wer aber seinen Bruder hasset, der ist in Finsterniß und wandelt in Finsterniß und weiß nicht, wo er hingehet, denn die Finsterniß hat seine Augen verblendet“. (1. Joh. 2, 11.)

Weder Alles, noch auch das Schlimmste, was das protestantische Gewissen gegen das Neulutherthum zu zeugen hat, ist von mir vorgebracht worden, aber mit dem Gesagten soll es genug sein. Die Absicht dieses meines Zeugnisses, verehrte protestantische Gesinnungsgenossen und Brüder, ist vor Allem gerichtet auf die Befestigung und Heiligung unserer inneren Gemeinschaft. Da das Neulutherthum uns verachtet, uns richtet und verdammt, so ist die Frage: aus welcher Macht geschieht das? Wir haben gefunden, daß das Neulutherthum zunächst verpflichtet ist, sich von offensbaren Versündigungen zu reinigen, ehe es auch nur die Miene machen darf, die Schlüssel des Himmelreiches verwalten zu wollen. Unsere Prüfung hat das Ergebnis gehabt, daß jenes Kirchenthum kein competentes Tribunal ist, um über unsern Christenstand zu entscheiden. Insofern dient also mein Zeugniß zu unserer Beruhigung, aber auch zu einer Mahnung soll es uns dienen. Wir sollen uns hüten, daß uns die Einsicht in die Fehler und Verkehrtheiten jener, die sich über uns unbefugterweise zu Gericht gesetzt haben, nicht zum Hochmuth ausschlage und wir dann Böses mit Bösem vergelten. Jene geben uns Preis, indem sie uns das Christenthum abipprechen. Mit Worten, wie ich schon im Eingang gesagt, läßt sich dieier

schwere Vorwurf nicht mehr beseitigen, zeigen wir denn mit der That, daß wir Christen sind; beweisen wir mit der That, daß, obwohl wir ihre schweren und schuldvollen Verirrungen kennen, wir um Christi willen die Liebe und die Hoffnung für sie festhalten; ja dermaßen leuchte das Licht unserer christlichen Gesinnung, daß es sich deutlich offenbare, daß, wenn wir unseren irrenden Brüdern ihr Vergehen ohne weiche und schwächliche Schonung vorhalten, wir dieses nicht thun in Bitterkeit oder Selbstüberhebung, sondern als einen schuldigen Liebesdienst, um die Irrenden zu gewinnen.

Da ich, was ich bin, nicht mir verdanke, sondern allein der Gnade Gottes, so wage ich es, in diese protestantische Versammlung hineinzurufen: folget meinem Beispiel. Seit vierzehn Jahren bin ich von den Neulutheranern öffentlich verleumdet und verlästert und ist mir und den Meinen bis zur Stunde von jener Seite das bitterste und kränkendste Herzeleid widerfahren. Und doch habe ich noch keinen meiner schlimmsten Verlästerer und Widersacher in meinem Herzen aufgegeben. Es ist mir zwar nicht möglich, jeder Zeit die zu segnen, welche mir fluchen, aber doch je zuweilen wird es mir gegeben, wenn ich nämlich lebendig fühle, daß ich ihrem Haß Vieles von ewigen Gütern verdanke, was mir sonst nicht wäre zu Theil geworden. Es gibt ein heiliges Feuer, welches vom Himmel auf die Erde gekommen, an demselben wird entzündet die Liebe, welche Alles duldet und Alles hofft. Protestantische Männer und Brüder, laßt uns hintreten zu dem Altar, auf welchem die heilige Opferflamme der Liebe Jesu Christi brennt, auf daß unser Herz von diesem göttlichen Feuer durchglüheth werde. Wenn wir so in das uns abgesprochene Christenthum mit dem innersten Thun unseres Geistes eintauchen, wenn wir so das heilige Salz der furchtlosen Wahrheit mit der Feuerkraft der himmlischen Liebe durchdringen, dann wird der Geist, der nicht fern ist von Allen, die Jesum einen Herrn heißen und also auch nicht ferne ist von unsern neulutherischen Brüdern, das Eis des kalten Eifers schmelzen; dann helfen wir an unserm Theil, daß der ungeheure Riß, der gegenwärtig zu ungeheurem Schaden unseres Volkes, ja der ganzen Menschheit durch die deutsche Christenheit geht, sich zum Heil der Welt und zur Ehre Gottes wiederum schließen wird.

Der Darwinismus und die Religion.

Von Dr. K. Bittel in Heidelberg.

Wenn es ein unlängbares Bedürfnis ist, die religiösen Anschauungen der Gegenwart mit der ganzen geistigen Zeitentwicklung in einem Gleichgewichte zu erhalten, so dürfen wir selbstverständlich kein bedeutendes wissenschaftliches Ergebniss der Neuzeit, insofern dasselbe mit den herkömmlichen religiösen Vorstellungen in einen Widerspruch oder auch nur in eine Berührung kommt, unbeachtet lassen. Wir würden dadurch, daß wir uns dagegen abschließen, als wäre das Alles nicht da, für unsere religiöse Ueberzeugungen nicht nur Nichts gewinnen, sondern dieselben der größten Gefahr Preis geben. Was hilft es mir, wenn ich an meinem Hause alle Fensterläden zuschliesse, damit das Sonnenlicht meine Augen nicht blende? Es dringt durch alle Ritzen herein und thut nur um so weher.

Das gilt nunmehr vorzüglich von den Ergebnissen auf dem Gebiete der Naturwissenschaften. Sie stehen, insofern sie auf die Gestaltung und die Entwicklung der Erde und des Lebens zurückgehen, in unmittelbarer Berührung mit dem religiösen Glauben, und diese Berührung ist seit mehreren Jahrzehnten zum großen Theile eine höchst unfreundliche gewesen. Wenn früher die Naturwissenschaft sich darauf beschränkte, die Thatfachen des Naturlebens festzustellen und die Ordnung und die Gesetze seiner Entwicklung darzulegen, die Räthsel des Daseins aber und derjenigen Erscheinung in dem Geistesleben, welche sich der Sinnenwahrnehmung entziehen, der Philosophie zu überlassen, so sprechen es jetzt ihre keddesten Jünger geradezu aus, nur der Naturforscher sei ein wirklicher Philosoph, alles Andere nur Träumerei. Man sieht übrigens an ihnen, was das Philosophiren für ein unendlich leichtes Ding ist, und wie dazu kaum etwas Weiteres nöthig ist, als ein gutes Mikroskop und einige Geduld zum Beobachten.

Die wichtigste Erscheinung der Neuzeit auf diesem Gebiete ist untreitig der Darwinismus; für uns natürlich nicht in seiner Geltung als naturwissenschaftliche Theorie, sondern in seiner Prätenfion, das Räthsel alles Daseins gelöst zu haben. Wenn ich mir nun herausnehme diese

Theorie und ihr Verhältniß zur Religion und Sittlichkeit zur Sprache zu bringen, so geschieht es in keiner andern Absicht, als mir und vielleicht auch manchen Andern Klarheit darüber zu verschaffen, wie wir mit unsrer christlichen Ueberzeugung uns dazu zu stellen haben. Dazu drängt es uns um so mehr, da die darwinische Theorie in der gebildeten Welt, zum wenigsten in den Männerkreisen, zu einer Modesache geworden ist, welcher zu widersprechen, wie bei jeder Mode, ein höchst undankbares Geschäft ist. Mode uenne ich es insofern, als die Hinnneigung dazu im Allgemeinen vielmehr aus der Anziehungskraft der Neuheit als aus einer gründlichen Sachkenntniß hervorgeht. Bekannt ist, wie der Materialismus diese modische Theorie ausbeutet, um bis in die untersten Schichten der Gesellschaft, wo von einer Beurtheilung der Sache keine Rede mehr ist, der Religion und mit der Religion eben auch der Anerkennung eines Sittengebotes den Garaus zu machen. In den Kreisen der Fachwissenschaft ist die Begeisterung dafür, welche hie und da zu einem wirklichen Fanatismus geworden ist, leicht erklärlich. Der außerordentliche Fleiß und Scharfsinn des Begründers hat die Wissenschaft mit so vielen höchst wichtigen Erfahrungen und Beobachtungen bereichert, zu so großen und tiefgreifenden Ergebnissen geführt und unstreitig der Naturwissenschaft eine ganz neue Bahn des Fortschens eröffnet, daß die Trompetenstöße der Jünger jedenfalls gerechtfertigt und selbst die Mistöne darunter, von einem gar zu wilden Blasen erregt, entschuldigt sind. Aber auch für die populäre Anschauung hat dieselbe so viel Anziehendes, ist so leicht übersichtlich, erscheint so verständlich und einleuchtend und durch die zunächst liegenden Erfahrungen so begründet, daß man über den allgemeinen Beifall, den sie findet, sich nicht wundern kann. Allerdings ist ihr unre Affenabstammung, welche sie behauptet hat, in vieler Menschen Herzen entgegengestanden, und selbst Herrn R. Vogts Rundreisen haben nur wenig vermocht, den Widerwillen gegen diese Verwandtschaft zu beseitigen. Allein es gibt hier einen rettenden Ausweg. Es ist nämlich nach der Darwin'schen Theorie durchaus nicht nothwendig, daß der Schimpanse unser Großvater sei; wir können, ungehindert von der Theorie, in den Stammbäumen viel weiter zurückgehen, und unsre Ahnen in einem längst untergegangenen Geschlechte suchen, von dem möglicherweise die Affen eine verkümmerte Abzweigung sind. So könnte man unbeschadet des Systems von der unangenehmen Verwandtschaft sich verwahren, und dennoch die Befriedigung haben, daß man ein Darwinianer *comme il faut* sei.

Was übrigens diese Popularität des Darwinismus für uns in religiöser Beziehung einer ernstern Beachtung werth macht, ist weniger sein

Siderspruch mit unsern religiösen Traditionen, als vielmehr die oben erwähnte eifrige Ausbeutung desselben durch den Materialismus, um aus ihm eine Vernichtungswaffe gegen das Christenthum und überhaupt gegen alle und jede Religion zu machen. Wir dürfen uns nicht verhehlen, daß dieses von gebildeten und halbgebildeten Kreisen nicht ohne Erfolg geblieben ist, und es scheint mir darum für alle ernstern Christen geboten, sich darüber Klar zu setzen, welche Stellung sie mit ihrer religiösen Ueberzeugung den Ergebnissen der Darwin'schen Theorie zu nehmen haben.

Bevor ich mich darüber ausspreche, ob und in wie weit eine Verständigung mit dem Darwinismus von religiöser Seite möglich sei, ist es nöthig, das System selbst mit einigen Zügen zu zeichnen, allerdings mager und unvollkommen genug, wie es eben einem Laien in der Wissenschaft zum andern möglich ist. Für den vorliegenden Zweck mag es jedoch nügen.

Die Darwin'sche Theorie steht entgegen der Urrerschaffungstheorie, welche nicht nur der biblischen Naturanschauung und Schöpfungstheorie zu Grunde liegt, sondern auch in der Wissenschaft früher eigentlich als selbstverständlich angenommen war. Diese Urrerschaffungstheorie ist diejenige Ansicht von der Entstehung der Lebewesen, nach welcher die einzelnen Arten als solche von Anfang in ihrer Besonderheit geworden und als solche erhalten worden sind. Dieser Ansicht stehen mancherlei Erfahrungen und auch wissenschaftliche Bedenken entgegen, welche man früher weniger beachtete. Es ist ja längst bekannt, wie der Gärtner durch ein beharrliches Verfahren seine Pflanzen zwingt, ihre Natur so sehr zu verändern, daß die Form darin kaum mehr zu erkennen ist, wie man durch Kunst allmählig einzelnen Arten so weit von einander entfernte, daß man die äußersten Abweichungen kaum mehr unter eine Pflanzengattung zu bringen vermochte; wie man ferner verschiedene Arten so sehr einander näherte, daß ihr Unterschied in einzelnen Exemplaren nicht mehr zu erkennen ist. Auch gegen die Annahme des Erhaltens der Arten traten mancherlei kaum zu beachtende Schwierigkeiten auf. Die Wissenschaft hat sich in unsrer Zeit mit großem Eifer der Untersuchung der organischen Ueberreste zugewandt. Welche die Erde in ihren äußern Schichten als Versteinerungen aufbewahrt. Hier zeigte sich nun, daß viele Thier- und Pflanzenformen der früheren Zeiten gänzlich verschwunden und an ihre Stelle andere getreten sind, die zu andern Reihen von Lebewesen angehören. Noch schwieriger mußte der Versuch werden, sich auch nur einigermaßen eine Begränzung der Urarten zu denken, was und wie viel der späteren Arten unter ihnen zusammenzu-

fassen sei; J. E. Darf man die hundert Arten von Spinnen unter eine Urspinne des Paradieses zusammenfassen? Und wenn man das thut, wie entstanden daraus die vielen Unterarten?

Diese letzte Frage, welche die Naturforscher schon lange beschäftigte, hat nun bei ihrer weitem Verfolgung die Forschung der Darwin'schen Abstammungslehre zugeführt, welche sämmtliche jetzt bestehende Arten von Pflanzen und Thieren aus wenigen Urformen entstehen läßt, und diese Urformen selbst auf einen gemeinsamen Ausgang von einer Urzelle zurückführt. „Alle Organismen, so sagt ein Jünger der Schule, sowohl die heute noch bestehenden als die in fossilem Zustande gefundenen, sind als die Nachkommenschaft einer einzigen oder mehrerer einfach organisirter Grundformen zu betrachten. Durch einen langsamen Umbildungsprozeß, der auch gegenwärtig noch vor sich geht, nur daß seine äußerst allmähliche, kaum erkennbare Bewegung für die Zeit unserer Naturkenntniß unsern Sinnen nicht wahrnehmbar ist, hat sich aus diesen Anfängen des organischen Lebens all' die Fülle und Mannigfaltigkeit entwickelt, die jetzt unter den verschiedenen Himmelsstrichen oft so überwältigend auf den menschlichen Geist einwirkt.“ Für mehr als eine Hypothese kann allerdings diese Theorie nicht gelten; denn einen mathematischen Beweis dafür kann man ebenso wenig führen, wie für die erst genannte Urzeugungstheorie. In diesem Sinne ist aber auch das copernikanische System eine Hypothese, und es wird nur darauf ankommen, ob aus der Darwin'schen Theorie sich alle Erscheinungen in der Lebewelt ebenso genügend erklären lassen, wie die in der Sternenwelt aus dem copernikanischen Systeme, was freilich nach meiner bescheidenen Laienansicht nicht in gleichem Grade der Fall ist.

Zunächst ist anzuerkennen, daß Darwin auf dem Wege vielfacher Erfahrung und sehr scharfer Beobachtung die Wandelbarkeit der Arten bis auf einen gewissen Grad nachgewiesen hat. Seine eigenen ausdauernden Versuche mit Züchtungen von Thier- und Pflanzengattungen, sowie eine große Reihe fremder von ihm gesammelter Erfahrungen haben in der That keinen Zweifel darüber gelassen, wie biegsam die Natur in dieser Beziehung sei. Auch für den Laien ist es durch diese Versuche klar geworden, nicht nur wie, zum wenigsten bis zu einem unbestimmten Grade, veränderlich die Daseinsformen der Lebewesen sind, sondern auch unter welchen Bedingungen sie sich ändern, und wie sie, wenn diese Bedingungen in einer langen Zeit gleichmäßig fortwirken, immer weiter auseinander gehen und von denen sich entfernen, für welche diese Bedingungen nicht vorhanden

nd. Bei den Pflanzen macht jeder Gärtner diese Erfahrung in kleinerem Maßstabe und jeder Thierzüchter bei den Hausthieren; man denke nur an die Umwandlungen der Blumen, der Gemüsepflanzen, der Hühner, Tauben, Bunde u. s. w. Den Einfluß, welchen hier die menschliche Kunst auf die Umwandlung der Lebensformen und Organismen ausübt, übt aber die Natur durch den Zwang der klimatischen und anderer Verhältnisse in viel größerem Maßstabe aus. Die Beobachtungen hierüber reichen jedoch nur auf eine sehr kurze Zeit zurück. Denken wir uns nun einen solchen Proceß in einer Folgenreihe von Jahrtausenden zurück, so führt uns schon eine arithmetische Berechnung auf eine bedeutende Verminderung der Daseinsformen; und was hindert, in solcher Weise durch Millionen und wenn man will Milliarden von Jahren — die Phantasie hat keine Grenze — zurückzugehen bis zu einer einheitlichen Daseinsform? Diese Vorstellung schmiegt sich — wenn ich so sagen darf — unserm Denken, das ja überall auf das Gewinnen einer Einheit abzielt, so sehr an, daß gar nicht zu verwundern ist, wie leicht dieselbe Eingang findet.

Wir werden aber dabei nach zwei Dingen zu fragen haben, zuerst nach dem Hergang dieser Wandlungen, und sodann nach der eigentlichen Ursache derselben. In Beziehung auf den Hergang ist es unmöglich, mit einigen Worten eine genügende Vorstellung zu geben; es ist das eben der Gegenstand der sehr ausgedehnten Ausführungen Darwins. Den Ausgangspunkt bildet der Eiweißstoff als Grundbedingung der organischen Entwicklung. Woher dieser vor dem Vorhandensein aller Organismen gekommen sei, weiß ich nicht; doch wollen die Berthelot'schen Versuche nachgewiesen haben, daß organische Stoffe aus unorganischen sich bilden können, was bis auf die neueste Zeit die meisten Naturforscher geläugnet haben. Aus Eiweißstoffverbindungen entstand das Protoplasma, wie sie's nennen, die erste Anlage einer organischen Bildung, und nun kommt die Electricität und macht das Ding lebendig; noch kein wirklicher Organismus, aber es wuchert und regt sich Etwas, und wandelt sich und verbindet sich, und endlich ist es die organische Zelle geworden.

Damit ist die Hauptsache gewonnen, allerdings ein schweres und kaum begreifliches Stück Arbeit; aber die Wissenschaft läßt auch der Natur dafür Zeit, soviel sie haben will. Blieb die Zelle nackt und beweglich, so ist das einfache Infusions-Thierchen bereits da. Bekommt die Zelle durch äußere Anlagen von Stoffen eine Hülle oder Kapsel, so wird sie unbeweglich, und die einfache Urpflanze ist fertig, eine einzellige Alge. Alles sehr einfach. Es ist begreiflich, daß jetzt in der einen Zelle die Anlage zu dem ganzen

Thiergeschlecht, in der andern zu der ganzen Pflanzenwelt liegt. Die Zellen schnüren sich und theilen sich; das liegt eben so in ihnen. Möglicher Weise kann dabei eine Zelle sich gänzlich in mehrere, jede für sich selbstständige Zellen trennen, und so fort bis zu einer unermesslichen Anzahl, wie es denn auch jetzt noch einfache Algen und Infusorien in Menge gibt. Es können aber Umstände eintreten, unter denen die Theilung nicht also bald zu einer völligen Absonderung wird, und also die Zellen an einander in einer organischen Verbindung bleiben. Was wird nun aus unserer unbeweglichen eingekapselten Urzelle? Rundum reiht sich Zelle an Zelle in organischer Verbindung miteinander und wir haben die ursprünglichsten Wasserpflanzen in allerlei Formen, wie es der Zufall wollte, aber natürlich zunächst ohne Wurzeln und Blätter. Myriaden solcher Organismen werden durch Stürme und Wellen aus dem Wasser geworfen und gehen zu Grunde; eines aber findet im Schlamm eine Existenz und seine Zellenvermehrung findet nach der Richtung statt, wo sein Element sich findet, nach unten dem Wasser zu, es bildet Wurzeln; damit entsteht ein Reiz nach der entgegengesetzten Richtung, eine Zellenbildung nach Oben, hier aber dem Elemente, in dem die Zelle existiren soll, der Luft sich anpassend, es werden Blätter oder so Etwas. Das Alles wird je nach den verschiedenen Verhältnissen in unendlich verschiedener Weise stattfinden, und zwar immer mannigfaltiger nach eingetretener Samenbildung und Samenverbreitung, wo alsdann einerseits viel konstantere Richtungen in der Entwicklung, aber auch in diesen Richtungen viel weiter führende Divergenzen eintreten müssen. Das Alles ist für uns Laien recht merkwürdig; aber diese Wandlungen in der Pflanzenwelt gehen uns doch nicht gerade schwer zu Gemüthe. Anstößiger dagegen wollen sie uns in der Thierwelt werden. Zwar auf den untersten Stufen machen wir uns noch wenig daraus. Die Schwämme mögen sich allmählig zu Polypen facken und aus den einfach hohlen die doppelhohlen sich umstülpen, wir haben Nichts dagegen, es liegt uns noch zu ferne. Von hier aus wird uns aber der Uebergang zu den lang gegliederten, dann zu den darmtragenden Weichthieren und endlich zu den Wirbelthieren schon viel schwerer begreiflich, und einen noch viel schwereren Kampf haben wir mit unsern Laienvorurtheilen und gewohnten Anschauungen durchzumachen, wenn wir uns bei dem weitem Fortgang mit dem Eintritt anscheinend so ungeheurer Divergenzen befreunden müssen. Wir müssen uns aber dabei immer in das Gedächtniß zurückrufen, daß uns für diese Entwicklungen Millionen von Jahren zu Gebote stehen. Denken wir uns die ersten Anfänge der Wirbelthiere in den Knorbelsischen.

in gerader Linie zweigten sich zuerst die Fische mit einer wirklichen Wirbel-
 ule ab, in aufsteigender Linie aber die Reptilien, die halb für das Was-
 ser, halb für das Land ausgestattet waren. Es ist wohl einmal so ein jun-
 ger übermüthiger Knorbelfisch unvorsichtiger Weise in einen halb vertrockneten
 umpf gerathen und mußte nun nothgedrungen lernen auf dem Boden
 zu bewegen, und in der Luft zu athmen, wenn auch nur ausnahms-
 weise. Wir rücken so bis in die Periode der Sourier vor. Die großen
 Schlingel bringen nun die Kleinen und Schwachen um. Es gibt aber
 unter diesen Einzelne, die sich zu retiriren wissen auf Bäume, wo sie sich
 eilich in andrer Weise ernähren und bewegen müssen. Dieser neuen
 Lebensart passen sich mehr und mehr die Fresswerkzeuge, die Lungen und
 Bewegungswerkzeuge an, — wieder eine Million Jahre (wir brauchen
 nicht zu sparen) es sind Vögel da. Andere aber haben es bequemer ge-
 funden auf das feste Land sich zurückzuziehen an Orte, wo das träge Ge-
 tier der großen Reptilien nicht hinkommt. Es ist da auch nicht übel;
 nur mit dem Athmen fällt es schwer und noch einigem Andern; aber von
 Generation zu Generation bequemen sich die Organe mehr und mehr dazu,
 und ehe wir uns versehen haben wir Säugethiere so und so, in tausend
 Formen, je nachdem die durch allerlei Verhältnisse ihnen angewiesene
 Lebens- und Vertheidigungsweise diese oder jene Organe bei ihnen vorzugs-
 weise oder in einer besondern Weise entwickelt hat. Wir sind nun auf dem
 Wege bis zu dem Menschen, und der freundliche Leser legt jetzt die weitere
 Strecke bis dahin wohl selbst ganz gemächlich zurück.)*

*) Seit die obigen Zeilen geschrieben wurden, ist ein Jahr verflossen, und während
 dieser Zeit ist das neue Buch von Darwin über die Abstammung des Menschen erschie-
 nen. Nur ungern versage ich mir, auf dessen Inhalt hier einzugehen. Allein einer-
 seits enthält dasselbe in Beziehung der hier besprochenen Grundsätze Nichts Neues,
 anderseits aber so viele Einzelheiten über Abstammung, Wandlung und Verwandt-
 schaften der Menschen mit den Thieren, daß auch für die nothdürftigste Darstellung
 kein Raum wäre. Mit großem Interesse folgt man dem Verfasser bis dahin, wo
 das für seine Forschungsweise unerreichbare eigentliche Geistesleben in seine Schablonen
 bringen sucht, was eben nicht gelingt. Was die Abstammung des Menschen betrifft,
 wird dieselbe allerdings nicht von jetzt lebenden Affengeschlechtern abgeleitet, und
 er sind also dieser Verwandtschaft wenigstens in gerader Linie enthoben. Unser
 Vorfahr, ein hariger Vierhänder, gehört vielmehr einer Zeit an, da die jetzigen Affen-
 geschlechter selbst noch nicht existirten, und es giebt weder von ihm selbst noch von den
 nächsten Uebergangsformen mit Sicherheit als solche zu bestimmende Ueberreste. Harige
 Vierhänder waren aber unsere Stammeltern, und wenn Rafael sein berühmtes Bild
 von Adam und Eva noch einmal zu malen hätte, so würde er ohne Zweifel die lüsterne
 Eva mit ihren Borderhänden in den Aesten des Baumes sich festhalten und dem grin-
 senden Gatten den Apfel der Erkenntniß mit der linken Hinterhand herabreichen lassen.

Mit der Möglichkeit und dem Hergang dieser Wandlungen sind wir nun im Reinen; aber nun tritt uns die Hauptfrage entgegen: Was ist die Ursache derselben? Worin liegt der Grund, daß überhaupt die Lebewesen sämmtlich nicht in ihrer ursprünglichen Daseinsform geblieben, sondern in diese Wandlungen eingetreten sind? Der Grund ist: Der Kampf um das Dasein. Damit, und das ist das wesentlich Neue, wenn ich so sagen darf, der kühne Griff des Darwinismus, ist das alleinige Prinzip der Entwicklung der ganzen organischen Lebewelt aufgestellt. Mit bewunderungswürdigem Scharfsinn und Fleiß hat Darwin nachzuweisen gesucht, wie alle Lebensäußerungen und in weiterer Folge alle Umgestaltungen und Weiterbildungen nur allein aus diesem Kampfe um das Dasein hervorgehen. Jedes Lebewesen sucht Raum und Nahrung, es sucht zu beseitigen, was es daran hindert, und hat deshalb zu kämpfen mit natürlichen Verhältnissen und mit andern Wesen, die es ihm streitig machen oder die ihm selbst zur Nahrung dienen sollen, oder von denen es aus gleichem Grunde angegriffen wird. In diesen Kämpfen jeder Art bilden sich seine Organe zu größerer Vollkommenheit aus, die Sinneswerkzeuge, die Ernährungswerkzeuge, die Vertheidigungs- und Angriffswaffen, je nach den besondern Verhältnissen in den mannigfaltigsten Richtungen und Abstufungen; in mannigfaltigen Abstufungen nämlich darum, weil auch in gerader Linie die Entwicklungen auf verschiedenen Stufen stehen bleiben, wenn für die einen Exemplare eine Nothigung zur Weiterbildung nicht mehr vorhanden ist, andere aber in Verhältnisse kommen, wo ihre Organisation auf dieser Stufe nicht mehr ausreicht. So können wir uns denken, daß die Affen, auf ihrer Affenculturstufe angekommen, sich im Allgemeinen behaglich genug fühlten und Affen blieben, während einzelne Exemplare zufällig in sehr schwierige Lage kamen, wo sie zu Anstrengungen genöthigt wurden, die über die Affennatur hinausgingen; damit kam die Menschheit zum Durchbruch, der Affe wurde Mensch, absichtslos und wider seinen Willen durch den Kampf um's Dasein.

Ich muß mir versagen, auf die Schilderung des Kampfes um das Dasein in der Natur einzugehen, und zwar versage ich mir es ungern; denn die ganze Darwin'sche Darstellung der Schöpfungsentwicklungsgeschichte in der belebten Natur bietet ein so lebendiges Bild, daß seine Anschauung einen großen Genuß bietet. Allerdings kann ich nicht verhehlen, daß mir bei der nähern Betrachtung dieses Bildes mannigfache Bedenken in Betreff der consequenten Durchführung des Systems aufgestiegen. So ist es meinem Laienverstande durchaus nicht klar, wie das Geschäft der Fortpflanzung, was doch für die Erhaltung und Fortentwicklung der organischen Welt

gewiß nicht untergeordneter Art ist, auf den Kampf um das Dasein zurückgeführt werden mag. Die Art, wie Notter und Andere es gethan haben, ist nicht eben bewundernswerth, aber um so wunderlicher. Nicht anders verhält es sich mit der Sorge mancher Thiere, namentlich mancher Insekten, für eine Nachkommenschaft, die sie weder selbst noch deren Bedürfnisse kennen. In der That haben auch später Darwinianer für die Erhaltung der Arten und Vervollkommenung der Lebewelt überhaupt noch weitere Triebe zugestanden, welche die Natur in die Thiere gelegt habe, ohne daß diese sich eines Zweckes bewußt sind. Wo aber bleibt dabei die Absichtslosigkeit in der Natur, worauf doch der Darwinismus den Hauptnachdruck legt?

Die vorstehende flüchtige Skizirung der Darwin'schen Theorie macht natürlich nicht den geringsten Anspruch auf eine wissenschaftliche Genauigkeit, und ich gebe das Ungenügende und in einzelnen Zügen vielleicht auch Verzeichnete zum Voraus zu. Darauf kommt es aber hier nicht an, sondern allein darauf, ob und wie weit wir von unserm religiösen Standpunkte aus uns mit dem Prinzip des Darwinismus und den nothwendigen Folgerungen daraus zu verständigen vermögen. Wir haben in dieser Beziehung, wie ich glaube drei Gesichtspunkte in's Auge zu fassen, den anthropologischen, den ethischen und den religiösen.

In erster Beziehung stellt sich sogleich heraus, daß eine Verständigung zwischen der kirchlich dogmatischen Vorstellung von der Schöpfung des Menschen und der Darwin'schen Entwicklungstheorie schlecht hin unmöglich ist. Der dogmatische erste Mensch ist der vollkommene Mensch, das Ebenbild Gottes, und seine Weiterentwicklung geht erst durch den Eintritt der Sünde in absteigender Linie. Der Darwin'sche erste Mensch steht auf der untersten Stufe und seine Weiterentwicklung geht stetig in aufsteigender Linie. Beide Anschauungen stehen sich so grundsätzlich entgegen, daß von einer Verständigung oder Ausgleichung keine Rede sein kann, wenn nicht der eine Theil seinen Standpunkt ganz aufgibt. Der Darwinismus kann es nicht, weil er damit sich selbst aufgeben würde. Ebenso wenig kann es der kirchliche Dogmatismus; nicht etwa darum, weil die ersten Kapitel der Bibel die Schöpfung des Menschen anders erzählen; wer noch immer jene wunderbar schönen, an religiösen Grundideen so überreichen Sagen als ein dürres Protokoll über den Schöpfungsact ansehen kann, mit dem ist überhaupt nichts zu reden. Aber die ursprüngliche Vollkommenheit des Menschen und die Veränderung seiner Natur durch den Sündenfall, bilden so sehr die ganze Unterlage des

kirchlichen Lehrsystems, daß in dieser Beziehung eine Concession unmöglich ist. Dagegen hat die unbefangene vom kirchlichen Dogmatismus emancipirte Theologie diese Concession längst gemacht, und zwar nicht sowohl der Naturwissenschaft, als sich selbst. Sie denkt sich überhaupt das göttliche Schaffen als ein allmähliges, noch heute nicht abgeschlossenes, nach welchem jede höhere Lebensform in einer früheren, niedrigeren begründet ist und aus dieser nach einer, durch einen höheren Willen bestimmten, Ordnung sich herausbildet und herausbilden muß. So läßt R. Rothe (in seiner Ethik) den Menschen, als letztes Produkt der allmählichen Organisation der Materie, unmittelbar aus dem thierischen Organismus hervorgehen, nicht als ein absolut Neues, sondern als eine steigernde vervollkommnung des Thierlebens. Diese Theologie hält es des Menschen nicht unwürdiger, daß er als die letzte Vervollkommnung des Thierlebens in die Welt tritt, als daß er aus einem „Erdenklos“ gemacht wird. Dagegen tritt sie, abgesehen davon, daß sie diese Menschwerdung nicht einem blinden Zufall anheimfallen lassen will (wovon hernach), der Naturwissenschaft mit der entschiedenen Forderung entgegen, daß in dem Geistesleben des Menschen ein wesentlich neuer Faktor anzuerkennen sei, welcher mit der Menschwerdung, sei es auf welchem Wege es wolle, in die Lebenswelt eingetreten sei. Zugegeben mag dabei immerhin werden, daß dieses Geistesleben nicht mehr Gegenstand naturwissenschaftlicher Forschung sei, und darum für sie als solche nicht existire; aber eine wirkliche absolute Ablängnung desselben hebt natürlich die Möglichkeit einer Verständigung auf. Allein der Darwinismus, sofern er nicht dem Materialismus anheimgefallen ist, hat keine Veranlassung zu dieser Ablängnung des Geisteslebens, auch nicht wenn dieses nicht bloß als eine Steigerung des thierischen Organismus, sondern als den Eintritt eines wesentlichen neuen Faktors betrachtet wird. Denn immerhin ist dieser Eintritt oder, wenn man lieber will, Hervortritt des Geisteslebens bedingt durch die letzte Steigerung der organischen Entwicklung bis zu dem Punkte, wo derselbe dadurch ermöglicht wurde.

Der zweite Gesichtspunkt ist der ethische. Hier muß wohl von dem Darwinismus selbst anerkannt werden, daß von dem Grundsatz, der Kampf um das Dasein, welcher in dem System immer ein Kampf um das individuelle natürliche Dasein ist, sei der einzige Grund aller Bewegung in der Lebenswelt, zu einem wirklichen Sittengebote nicht zu kommen sei. Das System tritt aus dem Naturgesetz, (indem es nur eine Nothwendigkeit, ein Müssen gibt, und das darum doch wesentlich ein

anderes ist als das Sittengebot mit seinem „Du sollst“,) nicht heraus und es kann auch als naturwissenschaftliches System nicht heraustreten; die wirkliche Willensfreiheit, die Grundbedingung der Sittlichkeit, die Fähigkeit, sich in Folge einer Unterscheidung zwischen Gut und Böse in der Erfüllung der Anforderungen des natürlichen Triebes zu beschränken und selbst demselben entgegenzuhandeln, hat in ihm keinen Platz. In dem Kampfe für das Dasein gibt es für das Individuum durchaus keinen andern Standpunkt, als den selbstischen, den egocentrischen, wie der Darwinismus selbst mit dem größten Nachdruck behauptet. Das ist aber gerade der Gegensatz zu dem ethischen Standpunkte, welcher vielmehr die schlechthinige Hingabe an das objective Gute ist, und die völlige Beherrschung und vielfach die gänzliche Abweijung jenes selbstsüchtigen Instinktes verlangt. Wenn einige Darwinianer den sittlichen Character des Systemes dadurch retten wollen, daß sie einzelne sittliche Grundsätze, wie die Nächstenliebe, dadurch in dasselbe zu verschmelzen suchen, daß sie nachweisen, es sei für die Selbsterhaltung doch immerhin nützlich, wenn die Menschen sich unter einander vertragen, so lange sie einander brauchen, wie die Bienen, so wird wohl Niemand im Ernste dieses Hereinziehen eines sehr zweifelhaften Utilitätsprinzipes als einen wirklich sittlichen Beweggrund anerkennen. Wir würden daher das Zugeständniß verlangen müssen, daß dem Darwinismus, als naturwissenschaftlicher Theorie, das ethische Gebiet, wie das eigentliche Geistesleben überhaupt, unerreichbar ist. Aber eine Nothwendigkeit, dasselbe zu leugnen, liegt für ihn, sofern er nicht dem Materialismus zutreibt, durchaus nicht vor, ja er ist im Allgemeinen dazu auch gar nicht gewillt. Er wird nur zugeben müssen, daß es noch einen andern Kampf um ein Dasein gebe, als nur den um das physische individuelle Dasein, nämlich den Kampf um das geistig persönliche Dasein. Wir räumen dem ersten sein volles Recht auch unter den Menschen ein. Aber wir fordern auch die Anerkennung des zweiten als die dem Menschen besonders gesetzte Bestimmung und verlangen von dem Einzelnen seine Durchführung auch selbst mit dem freien Opfer des physischen Daseins.

Der dritte Gesichtspunkt ist der religiöse, und hier insbesondere, inwieweit mit dem Darwinismus eine teleologische Weltanschauung, der unbedingten Grundlage aller Religion, noch vereinbar ist. Zwei Weltanschauungen stehen grundsätzlich in einem unvereinbaren Gegensatze. Die eine läugnet jeden Zweck in der Natur, und erklärt die scheinbare Zweckmäßigkeit in ihrer Ordnung für das zufällige Ergebniß unbewußt wirkender, mechanischer Kräfte. Das Leben und alle Entwicklung in der

Natur entsteht aus den zufälligen Bewegungen, Verbindungen und Lösungen der Materie. Die Bewegung selbst wird hervorgebracht durch die der Materie ursprünglich inwohnenden Eigenschaften oder Kräfte, Schwerkraft, Anziehungskraft, Abstoßungskraft u. s. w. und je nachdem die Stofftheilchen sich durch irgend welchen Zufall in dieser Weise zusammen gefunden haben sind die Dinge geworden wie sie sind, Pflanze, Fisch, Vogel, Mensch. Von einer Vernünftigkeit in diesem Prozeß des Werdens und Entwickelns in der Natur ist natürlich hier keine Rede, weder der Stoff ist vernünftig, noch die Schwerkraft, noch der Zufall; es geht alles mechanisch fort, nachdem der erste Anstoß gegeben ist; woher dieser Anstoß und der Stoff und die Kräfte, bleibt auf sich beruhen. Selbstverständlich kann auch hier von einem Zweck in der Natur keine Rede sein; ein Zweck ohne Vernunft, ein zufälliger Zweck ist ein Widerspruch in sich selbst. Die Menschen, so lehrt die materialistische Weltanschauung, legen in ihrer Einbildung irthümlicher Weise einen Zweck in die Natur, weil sie eben gewohnt sind, bei ihrem eigenen vernünftigen Handeln sich einen Zweck zu setzen, zu bedenken, was sie wollen, und darnach ihre Handlungen einzurichten. Mit dieser mechanisch materialistischen Weltanschauungsweise kann sich die Religion niemals befreunden. Alle Religion beruht auf der Anerkennung einer Weltordnung und auf dem Bewußtsein unserer Abhängigkeit von derselben. Ordnung aber ist der Gegensatz von Zufall, eine zufällige Ordnung ist ein Widerspruch in sich selbst. Wie aber unser religiöses Bewußtsein einen vernünftigen Grund fordert für diese Ordnung, der wir angehören, und durch die unser ganzes Dasein bestimmt ist, so verlangt es auch für seine Beruhigung einen vernünftigen Zweck derselben; es fühlt sich gedrungen, diesen Zweck immer mehr verstehen zu lernen und sich innerlich mit ihm in Uebereinstimmung zu setzen, und wo seine Wahrnehmungen zur vollen Erkenntniß desselben nicht ausreichen, da will es ihn zum wenigsten ahnen.

Wenn auch viele Darwinisten ihre Theorie gegen einen rein mechanischen Materialismus zu verwahren suchen, so steht dieselbe doch jedenfalls in der Beziehung auf jener Seite, als sie von einer teleologischen Weltanschauung Nichts wissen will. Besonders ist von Bedeutung, daß das System einen andern Träger der Entwicklung, als den Zufall, entschieden abweist. Zwischen diesem Darwin'schen Cultus des Zufalls und dem religiösen Glauben an das Walten einer die menschliche Erkenntniß übersteigenden Vernunft in der Ordnung und Entwicklung des Weltganzen scheint eine unübersteigliche Kluft zu liegen. Wird die Vernünftigkeit oder, was dasselbe ist, die Zweckmäßigkeit der Weltordnung und Naturentwickel-

lung geläugnet, und der vernunftlose und eben darum absichtslose Zufall an ihre Stelle gesetzt, so hat die Religion ihren Gegenstand verloren und zerfällt als eine leere Täuschung in sich selbst. Allein die Sache sieht in der That schlimmer aus, als sie ist. Einmal ist es schon mit dem Darwin'schen Cultus des Zufalls nicht ganz so grimmiger Ernst, wie die Worte lauten. Schon die Bildung der organischen Urzelle geschieht nach zwingenden Naturgesetzen, die allerdings als der Materie inwohnend gedacht sind, aber doch immerhin „Gesetze“ sind, für welche der Zufall als zureichender Grund nicht zu denken ist. Auch ist Darwin dem Naturzweck in der That nicht so unbedingt abhold, wie man annimmt. Er sagt zwar: „Wenn mir Jemand irgend einen Character oder eine Gewohnheit an einem Lebewesen nachweisen kann, der lediglich einem andern Zweck als dem der Selbstvertheidigung seines Trägers dient, so gebe ich meine ganze Theorie auf.“ Allein der Zweck der Selbstvertheidigung oder Selbsterhaltung ist eben auch ein Zweck, und zwar, besonders wenn unter dem Begriff der Erhaltung nicht bloß die des Einzelwesens, sondern auch die der Art gefaßt wird, ein Zweck, der in den meisten Fällen von den Einzelwesen unbewußt verfolgt wird. Weiß doch die Biene, wenn sie die Zelle für eine ihr unbekannte Made baut, eben so wenig, warum sie es thut, als die Ahe, wenn sie ihre Ranke um den Baumzweig schlingt, damit sie nicht zu Boden sinkt, und selbst der Mensch muß mit seinem Thun die Fortentwicklung der Lebewelt fördern, ohne daß er daran denkt.

Dagegen müssen wir der Naturwissenschaft unbedingt zugestehen, daß die Zwecksetzung in der Natur durchaus kein Factor für ihre Forschungen sein könne. Sie hat zu rechnen mit den Stoffen und den unmittelbaren auf sie und in ihnen wirkenden erkennbaren Kräften, nicht aber mit der Voraussetzung einer diese bestimmenden Macht, von der es für ihre Forschungen keine unmittelbare Wahrnehmungen gibt; sie rechnet mit der Natur, wie sie dieselbe vorfindet, nicht mit einer Macht gewissermaßen hinter der Natur, welche die Speculation und das religiöse Bewußtsein als den eigentlichen zureichenden Grund dieser Natur setzt. Jedes Hereinziehen einer solchen in die naturwissenschaftlichen Forschungen würde die Rechnung derselben alteriren. Sie hat keinen Zweck voranzusetzen, wie das religiöse Bewußtsein, sondern nur zu untersuchen, was eben ist und wie es so geworden. Mag immerhin der menschliche Geist sich gedrungen fühlen, nach dem zureichenden Grunde dieser Erscheinungswelt zu fragen, einen Naturzweck voranzusetzen und anzuerkennen und sein eigenes Verhältniß zu demselben zu begreifen; für die Naturforschung im engeren Sinne des

Wortes ist das nicht vorhanden, und es gibt dafür keine Stelle in dem Systeme. Aber sie hat auch ihrer Seits gar keinen vernünftigen Grund, jener Anforderung des religiösen Bewußtseins sich entgegenzustemmen, lediglich aus dem Grunde, weil die Befriedigung derselben nicht auf dem Wege der Naturforschung zu suchen ist. Ein redlicher, nunmehr verstorbener Darwinianer sagt: „Die großartige unendliche Harmonie und Zweckmäßigkeit, die wir bis in die kleinsten Kreise hinab in der organischen Schöpfung wahrnehmen können, tritt uns oft so überraschend entgegen, daß wir fast unwillkürlich zu außerordentlichen Erklärungsgründen unsre Zuflucht nehmen, und eine obwaltende Vorsehung provociren, wo doch weiter Nichts ist, als eine ewige ursprüngliche Nothwendigkeit.“ Der Mann hat wirklich eine teleologische Anwandlung; aber es graut ihm davor, weil er sie nicht brauchen kann für sein System. Wir lassen ihm dieses wissenschaftliche Grauen, und enthalten uns gern jeder Zumuthung, daß er irgend eine Zweckforderung in sein wissenschaftliches Forschen hineintrage. Für unsre religiöse Anschauung ist es an sich völlig einerlei, ob die Lebewesen in ihrer Mannigfaltigkeit durch Urzeugung oder Abwandlung vorhanden sind, und was für Triebkräfte diese hervorgebracht haben, der Kampf um das Dasein allein, oder auch andere; aber wir halten fest an der Ueberzeugung, daß auch der Darwin'sche Kampfstrieb nicht das Erzeugniß eines bewußtlosen Zufalles oder, was am Ende dasselbe ist, einer unerklärten und unerklärlichen „ursprünglichen Nothwendigkeit“ sei, sondern daß er im Dienste einer höhern Weltordnung stehe, daß diese Weltordnung, eben weil sie eine Ordnung ist, einem vernünftigen Zwecke dienen müsse, auch wenn wir nicht überall, denselben verstehen. Weil wir uns bewußt sind, daß wir selbst innerhalb dieser Ordnung stehen, und eben darum mit unserm ganzen Dasein nicht ein Spiel des vernunftlosen Zufalls oder bloß mechanisch wirkender Kräfte sind, sondern eine Bestimmung haben, welche dem menschlichen Geiste inwohnenden Vervollkommenungstriebe entspricht, haben wir Religion.

Nachschrift. Nachdem vorstehende Betrachtung bereits dem Drucke übergeben war, kam mir das neueste Buch von A. R. Wallace mit dem Essay: „Ueber die Grenzen der Anwendung der Zuchtwahltheorie auf den Menschen,“ in die Hände, worin er sich sehr eingehend über die Schöpfung des Menschen ausspricht. Wallace ist nicht ein principieller Gegner der Darwin'schen Theorie; vielmehr hatte er schon vor diesem auf die große Bedeutung der natürlichen Zuchtwahl in der Entwicklung der Lebewesen hingewiesen, und dieselbe durch eine Menge der scharf-

sinnigsten Beobachtungen erläutert. Er schränkt aber die Theorie gerade an dem wichtigsten Punkte, der Schöpfung des Menschen, sehr wesentlich ein, und zeigt durch eine Reihe sehr in die Augen fallender Gründe, daß ein Fortschritt in der Entwicklung von dem Thiere zu dem Menschen aus der natürlichen Zuchtwahl sich durchaus nicht erklären lasse, wie vielmehr nach dieser Theorie ganz andere Resultate hätten hervorgehen müssen. Das Ergebniß seiner Forschung geht dahin, daß „ähnlich wie der Mensch die Entwicklung von Pflanzen und Thieren seinen Zwecken gemäß leitet, so eine noch höhere Intelligenz die Entwicklung des Menschen in bestimmter Richtung und für eine bestimmte Aufgabe geführt habe.“ Hiermit ist der Boden für eine Verständigung zwischen Naturwissenschaft und Religion vollständig gegeben, und ich bin überzeugt, daß in dieser Richtung alle billig Denkenden von beiden Seiten, denen es um nichts Anderes, als um die Wahrheit zu thun ist, sich zusammenfinden.

Zwei Ackerprozeße.

Eine geschichtliche Parallele von Dr. Rippold.

Die Lebensluft, in der die Schöpfungen der Gegenwart blühen, ist die der freien Bewegung des Gedankens auf allen Gebieten. Auf sie zielen die bedeutsamsten Bestrebungen ab in Staat und Kirche und Wissenschaft; auf ihr basiren die großartigsten Leistungen, die unsere volle Bewunderung herausfordern. So sehr ist der Gedanke der Freiheit eine Macht geworden, daß selbst die bittersten Gegner derselben ihren Namen als Aushängeschild zu gebrauchen sich längst gewöhnt haben; „Freiheit der Kirche“, „Freiheit des Unterrichts“, „Freiheit der Congregationen“ tönt uns stets auf's Neue aus jenen Kreisen entgegen, denen der moderne Geist als ein antichristlicher, als ein dämonischer gilt. Freilich ist das ein Mißbrauch des Freiheitsgedankens. Und welcher ruhige und parteilose Beobachter dürfte es leugnen, daß diesem Mißbrauch sich mancherlei andere Mißstände hinzugesellen, die bei einem geringeren Maße von Freiheit wenigstens nicht so grell an den Tag treten würden! Weit davon entfernt, dies in Abrede zu stellen, müssen wir es sogar als eine ganz natürliche Erscheinung bezeichnen, daß schon mancher Wohlbedenkende dahin gekommen ist, im Vergleich mit der ruhelosen entfesselten Gegenwart die Zustände der „guten alten Zeit“ wieder zurückzuwünschen.

Aber, so wenig sich der ruhige Geschichtsforscher zu einem unbedingten Lobredner der Gegenwart hergeben wird, so entschieden muß doch Jeder, der wirklich aus ihren eigenen Quellen sein Urtheil über die Vergangenheit schöpft, jenem umgekehrten Irrthum entgentreten. Denn nicht bloß verträgt in jedem einzelnen Stück unsere Zeit gar wohl den Vergleich mit jeder früheren Periode; nicht bloß ist Alles, was heute nicht gut ist, früher noch schlechter gewesen, während zugleich in unendlich vielen Dingen eine wirkliche Entwicklung zum Besseren nachweisbar ist; sondern es ist auch speziell das Freiheitsstreben der Gegenwart, welches mehr wie alles Andere auf den Lehren, auf den Erfahrungen, auf den Kämpfen früherer Tage basiert. Und die schlimmsten Mißbräuche der Freiheit lassen sich nicht von fern in Ver-

gleich stellen mit den Zuständen, von denen erst der Freiheitshauch der modernen Zeit uns befreit hat. Aus den langjährigen und vielgestaltigen Kämpfen nun, in denen das Freiheitsprincip mit dem Autoritätsbedürfnisse rang, möchte ich heute zwei geschichtliche Bilder vorführen, die beide gleicherweise darthun, wie in allen Ländern und in allen Confessionen ähnliche Kämpfe stattfanden, nur von verschiedener Natur, von verschiedenem Ausgang und darum auch von weitreichender Nachwirkung auf die grundverschiedene Gestaltung der Folgezeit. Zuerst sei es Spanien, in dessen entscheidungsreichste Periode ich Sie mir zu folgen bitte; von dort aber wollen Sie mich nach den Niederlanden begleiten, um wie dort den Katholicismus so hier den Protestantismus, wie dort das 16. so hier das 18. Jahrhundert in seiner inneren Entwicklung zu verfolgen. Gerade die einfache Nebeneinanderstellung beider Bilder wird uns besser wie jede gelehrte Erörterung zeigen, worin die Bedeutung der Glaubens- und Gewissensfreiheit besteht, die der Nachfolger des Petrus noch heute offen, und ein nur zu großer Theil der protestantischen Geistlichkeit wenigstens im Geheimen verflucht.

Spanien also, das „Land voll Sonnenschein“ ist es, wo unser Fuß zunächst ruhen und dadurch dem Auge freien Rundblick gestatten möge; das schöne Land, wohin nicht etwa bloß der Zigeunerknabe Geibel's sich sehnt,

Wo die schattigen Kastanien rauschen an des Ebro Strand,

Wo die Mandeln röthlich blühen und die heiße Traube winkt,

Und die Rosen schöner glühen und das Mondlicht goldner blinkt.

Denn gerade der im Norden Geborne, den sein Wanderstab über die Pyrenäen und zumal über die Sierra Nevada herübergetragen, er genießt doppelt die balsamische Luft in den Orangenhainen oder den Olivenwäldchen, träumend hinausblickend zu der tiefdunkeln Bläue des Himmels oder hinab in die zackigen Schluchten der frischsprudelnden Bäche.

Wie tiefgefühlt und lebendig gemalt ist nicht die Schilderung, die der edle deutsche Fürstensohn, dessen tragisches Geschick es war, Wölfen im Schaafsfleide vertraut zu haben, von der wunderbaren Schönheit einer Nacht, in der Alhambra zugebracht, giebt: Shakespear habe den Sommernachts Traum gedichtet, Mendelssohn ihn gehört, er aber habe ihn gesehen. — Und wie zauberhaft sind nicht zugleich, selbst wenn die Reize der Natur noch mehr versiegten, die Bilder, die gerade in der Alhambra, die den unglücklichen Mar so entzückte, vor unsern Augen aufsteigen. Es sind nicht etwa bloß die reizenden Formen der schönsten Periode maurischer Baukunst, mit denen selbst Kairo's Hassan Moschee kaum den Vergleich aushalten kann, die uns fast mit Gewalt in eine Traumwelt hineinführen, sondern

mehr noch die reichen Gebilde in Culturleben, in Wissenschaft und Poesie, durch die Spaniens „Ungläubige“ sich auszeichneten, während das „gläubige“ Europa seinen Mittagsschlaf hielt. Und dabei sucht unser Blick unwillkürlich immer auf's Neue den vorspringenden Bergrücken, auf dem „der letzte Seufzer des Mauren“ ertönte, als Boabdil el Chico dem Lande seiner Väter den Rücken kehrte. Mit Gewalt müssen wir unser Auge abwenden; fast scheint es uns, als könnten wir die Stätte nimmer verlassen, die Washington Irving durch sein Skizzenbuch aus der Alhambra und die tragischen Episoden der Eroberung Granada's zu einer doppelt geweihten gemacht hat.

Und in der That, es giebt keinen Moment in der Geschichte Spaniens, der verheißungsvollere Errungenschaften in seinem Schooße barg, als der Tag, wo die letzte Burg der Mauren in Ferdinands und Isabellens Hand übergang, während im Lager vor Granada Christoval Colon nach langen vergeblichen Mühen endlich das Versprechen der königlichen Unterstützung für die Fahrt in den fernen Westen erlangt hatte. Unwillkürlich verbindet unsere Phantasie damit die großartigen Entdeckungen und Eroberungen auch von Colon's Nachfolgern, so die der Goldländer Mexiko und Peru, und wir müssen an das Weltreich der Herrscher denken, in deren Gebiet die Sonne nicht unterzugehen vermochte. Kaiser Karl V., mit Spaniens und Amerikas Kronen die von Deutschland verbindend, sein Sohn Philipp II., reicher und mächtiger noch als sein Vater und eine Flotte auszurüsten im Stande, die den Namen der unüberwindlichen trug, — wohl bilden sie den schneidendsten Contrast zur gesammten weiteren Entwicklung.

Sie zeigt uns ein geradezu beispielloses Herabsinken des einst so blühenden Landes, belehrt aber zugleich auch über die Ursache desselben. Trotz aller Versuche, die Beherrschung des Staats durch die Kirche in ein anderes Licht zu stellen als das ihrer Autokraties, ist eben doch der Gesamtverlauf der drei letzten Jahrhunderte Spaniens nur eine Anklage gegen die Inquisition.*) Denn nicht begnügt mit der grausamsten Ausrottung aller andern Kirchen und Confessionen, nicht begnügt mit der diabolischen Vernichtung anderer Volksstämme, hat sie selbst gegen das eigene Fleisch gewüthet und die besten und frommsten Katholiken eben so verfolgt wie die Ketzer.

Davon Ihnen ein Beispiel zu geben ist heute meine erste Aufgabe. Und darum erinnere ich denn nur in zwei Worten an die Vertreibung der

*) Der Vortrag wurde in dieser Form ein halbes Jahr vor der spanischen Revolution gehalten. Seitdem haben sofort die ersten Veröffentlichungen der neuen Regierung dies Urtheil bestätigt.

Moriskos unter Philipp III., die Spanien noch mehr gewerbtätige Bürger entzog als Frankreich durch Ludwig's XIV. Widerruf des Edictes von Nantes verlor; an die unser Blut erstarren machende Behandlung der Juden und Aller, die nur entfernt von diesen abstammten; an die blutige Niederwerfung der spanischen Reformation, die das Wort Philipp's nahezu wahr machte, er wollte lieber über eine Wüste als über Ketzer regieren, die, unter päpstlichen Indulgenzen für jedes Blutvergießen begonnen, elf entsetzliche Jahre hindurch währte, bis unter Trompetenklang verkündet werden konnte, es habe ein Vater von seinem Landgute Holz herbeigeschafft zur Verbrennung seiner beiden ketzerischen Töchter und um die Erlaubniß gebeten, den Scheiterhaufen selbst anzünden zu dürfen. Es ist der Inquisition in der That gelungen, Mauren, Juden und Protestanten — zwar nicht zu widerlegen, aber hinzuschlachten. Solche Siege vermag (täuschen wir uns darüber nicht) selbst heute noch der Fanatismus, der nach Welt-herrschaft statt nach Seelenbefriedigung strebt, zu erringen. Die „Wunder des Chassepot“ in dem Gemetzel von Mentana dürfte es auch dem blödesten Auge gezeigt haben. Aber die Inquisition vermochte noch mehr. Wie die vorher so blühende katholische Theologie Frankreichs mit einem Schlage geknickt war, als die bigotte Buhlerin und der mit den Dragonaden den Wundern des Chassepot den Vorrang abgewinnende Bouvois die Vernichtung der Hugenotten bequemer fanden als ihre Widerlegung, so hat das Vaterland des Ignatius von Loyola durch die heilige Hermandad die rechtgläubige Wissenschaft nicht minder zu Boden geworfen als die häretische. „Sie hat die Wissenschaft in Spanien getödtet“ — so lautet Döllinger's Urtheil.

Wohl war es eine reiche Blüthe katholisch-theologischer Forschung, die auch in Spanien durch den ganz Europa erobernden Humanismus erzeugt war. An umfassender Gelehrsamkeit halten die spanischen Humanisten reichlich denen Italiens die Wage, während zugleich die spezifisch theologischen Arbeiten uns durch ihre Reichhaltigkeit an die französischen Dratorianer erinnern, deren gediegenen Leistungen die Kirchengeschichte so Vieles zu verdanken hatte, bevor die gewaltsame Vertilgung der Heterodoxie auch die Orthodoxie hinstirben ließ. Allein der Name Ximenez bezeichnet eine neue Epoche. Aus völliger Erstorbenheit hat der zu gleicher Zeit als Staatsmann hochverdiente Cardinal die Bibelforschung geweckt, hat zumal seine Polyglotte (die Nebeneinanderstellung des Urtextes der Schrift mit den älteren Uebersetzungen) durch ihre lexikalischen und grammatischen Schätze das Schriftstudium gefördert. Um so höher ist sein Ruhm anzu-

schlagen, als er sich von Geistlichen umgeben sah, für die er Paternoster und Ave und Credo spanisch übersetzen lassen mußte, weil sie kein Wort lateinisch verstanden. Dagegen hat die von Ximenez ausgehende Schule den Geist des Erasmus nach Spanien hinübergetragen, wo seine Schriften viel mehr noch als in Italien verbreitet werden, wo man von ihnen urtheilt, Gold sei nicht zu kostbar sie einzufassen.

Durch Erasmus selbst ist vor Allem dem Luis Vives das Auge geöffnet, dessen Ruhm nicht allein seinem Geburtslande, sondern Europa gehört, der mit demselben Recht in Kaulbach's herrlicher Gallerie der Helden des 16. Jahrhunderts neben Reuchlin und Erasmus seine Stelle gefunden, wie der Jesuit Balde neben Hans Sachs. Vives' Wirken durchbringt der frische muthige Zug der neuen Geistesentwicklung mit ihrem ernstesten und begeisterten Mühlen um Bildung und Humanität. Wo er nur lehrte, da hat er durch sein reiches klassisches Wissen überall imponirt. Und über der Vertiefung in das innere Leben ist ihm die Außenwelt nicht entgangen; die Verbindung von Wissenschaft und Leben bildet ein bedeutendes Moment seines Strebens. So hat er gegen die Verberbnisse der socialen Zustände seine Waffen gerichtet, hat hier Vorschläge gemacht, die heute allgemein anerkannt sind; während er zugleich gegen diejenigen Gelehrten, die zum Bereiten des gelehrten Handwerkszeuges so viel Zeit bedürfen, daß sie zum Gebrauche nie kommen, den schneidenden Spott schleudert, daß sie Siebe fertigen, aber Brod nie erlangen, daß sie im Schweiße ihres Angesichts Farben reiben und Sohlen schneiden, ohne je Bilder und Schuhe fertig zu bringen. Und nicht minder hat er den leichtfertigen Humanismus verabscheut, der den Gelehrtentalar zum Deckmantel der Sünde zu machen liebte; seine liebste Thätigkeit war die des Apologeten. Vives' Schüler aber wirken in seinem Geiste zumal an der Universität Salamanca; auch in wissenschaftlicher Thätigkeit ist das goldene Zeitalter Spaniens keine geistes- noch thatenarme Epoche. Grajal und Martino Martinez sind bereits vorher in antischolastischem Sinne thätig gewesen, zu ihnen hat sich dann Fray Luis de Leon gesellt.

Wer ist nun dieser Mann, dessen Name zu dem eines Inquisitionsprocesses geworden, von dem die neuerdings (1847) herausgegebenen Akten einen so tragischen Bericht geben? — Wir sehen den Knaben eingedenk des Rathes seines Vaters, er möge seinem Prälaten gehorchen und in den gelehrten Dingen der gewöhnlichen Ansicht nachfolgen. In dieser anerzogenen Scheu vor dogmatischem Irrthum haben ihn die Lehrer bestärkt, und die echt katholische Anschauung von der religiösen Undurchbringlichkeit vieler

weltlichen Beziehungen hat zugleich den weit verbreiteten Zug zum Kloster auch in seiner Seele geweckt. Als Augustinermönch wird er Professor der Auslegung des heiligen Thomas in Salamanca. Wissenschaftlich und praktisch ist er nunmehr gleich thätig, überall aber in unbedingter Hingebung gegen die Kirche. Und zugleich nennt die spanische Literaturgeschichte den Namen Luis de Leon's als den eines der vorzüglichsten Dichter, dessen patriotische und asketische Gefänge, dessen Natur- und biblische Lieder heute noch selbst den Fremdling zu erlaben und zu erbauen vermögen. Vor Allem jedoch tritt in Leon's asketisch-theologischen Schriften der tiefe Fonds warmer Religiosität hervor, dessen zumal die mystische Seite des Katholicismus so sehr fähig ist. Alle diese Schriften tragen nicht etwa bloß den allgemeinen katholischen, sondern speziell den spanisch-katholischen Stempel; aber wo überhaupt wahre Religion ist, da kann sie, welches ihre Färbung auch sei, der Einwirkung auf jedes unbefangene Gemüth sicher sein, und so ist es bei Leon. Seine Commentare zum Hiob und Hohenliede nicht bloß, sondern ganz besonders sein Frauenspiegel und sein Buch über die Namen Jesu sind im schönsten Sinne des Wortes wahrhaft erbaulich. Wie stark ausgeprägt allerdings der spanisch-katholische Charakter des Mannes, beweist am besten seine Lieblingsbeschäftigung mit den Werken der Teresa de Jesus und seine Apologie dieser visionären ekstatischen Nonne, deren Name neuerdings von jener Mainzer Gräfin in Beschlag genommen ist, die sich nicht damit begnügt, ein kerniges altes Sprüchwort immer auf's Neue in die Erinnerung zu rufen, sondern fast in Luise Mühlbach'scher Weise die katholischen Berühmtheiten der Reihe nach in ihren Romanen verarbeitet.

Wohl mag man fragen: wie vermochte ein solcher Mann überhaupt in den Verdacht kezerischer Ansichten zu kommen? Und unser Staunen vermehrt sich, wenn wir die Anlässe zu dem gegen ihn angespannten Prozesse kennen lernen; ja sie wären geradezu unbegreiflich, wenn die gewöhnlichen menschlichen Maßstäbe überhaupt bei der Inquisition in Betracht kommen könnten. Der erste Anlaß liegt — ganz einfach ausgedrückt — in seiner streng sittlichen Lebensanschauung und den davon ausgehenden Bestrebungen. In einem Volksleben, von dessen Höhepunkten, den Kirchenfesten uns fromme Prälaten ein wahrhaft abschreckendes Bild geben; unter einer Geistlichkeit, von der die Einen ebensoviel durch ihre Entfremdung von der Gemeinde wie die Andern durch bedenkliche Vertraulichkeit schaden; bei einer Atmosphäre, in der Beseffenheit und Verzücung für Religion galten, wo ein Marienbild in 36 Stunden so stark schwigte, daß eine Flasche

den kostbaren Schweiß bergen mußte, wo ein anderes Bild in 24 Stunden eine Menge von Taschentüchern naß weinte, und wo als herkömmlicher Begleiter solches Uberglaubens ein fressender Unglaube um sich griff, der die äußeren Ceremonien mitmachend doch die christlichen Wahrheiten weder wahr noch wahrscheinlich fand; — unter solcher Umgebung mußte natürlich ein Mann sich zahlreiche Feinde erwerben, der zu erklären wagte: Damen, die mit gespannten Segeln ihren häuslichen Pflichten entflöhen und früh und spät den Fußboden der Kirche wärmten, indeß die Kinder verkämen, das Vermögen schwände, der Mann zum Bösewicht würde, seien ein Abscheu vor Gott.

Die sittlichen Gebrechen des Volkslebens zu heilen war, wie schon dies Beispiel errathen läßt, Leon's Bestreben. In wirklich Grauen erregender Weise treten nun vor Allem diese Gebrechen zu Tage auf dem Gebiete der Volksliteratur. Weit verbreitet sind die Klagen über üppige schamlose Gedichte, von unerhörten Gräueln im Inhalt, mit Melodien, die dem zuchtlosen Inhalt entsprachen, von Tänzen begleitet, die mehr Verderben anrichteten wie die Pest. Schmerzlich beklagt Leon — und er nicht allein — den Wahnsinn, der das Gift tropfenweise in das Herz träufelte, es durch den süßen Klang des Reimes noch reizender mache und so die Seele ihm entgegenlocke. Fast noch mehr Unheil aber richteten die wirklich tollen Ritterromane an, von denen Cervantes, der im Don Quixote so meisterhaft sie verspottet, urtheilt, im Styl seien sie hart, in den Thaten voll Unmöglichkeiten, in den Schlachtberichten weitläufig, in den Reden thöricht, in der Liebe zuchtlos. Leon aber klagt, wie diese Postillen des Satans in den Händen von Knaben und Mädchen das geistige Leben verdürben, wie vergiftete Speisen das Blut. Und gewiß konnte ein geradezu unchristlicher Geist nicht stärker ausgedrückt werden als in der damals gehörten Behauptung: der Amadis (der bekannteste dieser Ritterromane) habe mehr Gehalt als alle Briefe des Apostels Paulus zusammen. Dabei gehörte es geradezu zur feineren Bildung, schlüpfrige Anspielungen aus solchen Romanen sogleich zu verstehen, sie in Briefen anzubringen, sich lebhaft davon zu unterhalten. Fast noch schlimmer jedoch als das Gift wirkte endlich das Gegengift, die Bearbeitungen der heiligen Geschichte und Legende in Romanform, wie sie dem Ignaz von Loyola auf seinem Krankenbett zur Lektüre dienten. Gerade der sittliche Gehalt der Evangelien ging dadurch verloren, daß Christus als Ritter vom Löwen auftrat, die Apostel als die zwölf Pairs der Tafelrunde, Johannes als Ritter von der Wüste, Lucifer als Ritter von der Schlange; daß Christus bei der Versuchung den Schild des Löwen trägt, aus dem

Stamme Juda, den Hengst der Buße reitet, den Adam ihm gab, sich bei seiner Mutter, der Tochter des Himmelskaisers, beurlaubt und auf Abenteuer in die Wüste hinauszieht, daß die Taufe als Aufnahme in den Orden von der Taufe dargestellt wird, in Gegenwart des Dolmetschers der alten Mysterien und der beiden Damen, der Synagoge und der streitenden Kirche. Nur zu sehr ist auch hier Leon's Bemerkung berechtigt, der Kern der Religion, die Kleinode, seien verloren; statt der Sachen nenne man wie die Spechte im Walde die Namen. Alle die Legenden und Heiligenleben aber, die Empfehlungen des Sakraments als des Rolandschwertes, die Schriften über Bullen, Privilegien und Heiligenbilder, sie waren das Gegentheil einer wirklich religiös-sittlichen Volksliteratur — Leon's Bestreben daher, eine solche zu schaffen, nicht bloß hoch verdienstlich, sondern geradezu nothwendig.

Von diesem Streben und zugleich von der Erkenntniß, daß nur das helfen könne, was aus der Schrift geboren sei und in die Schrift einführe, ging nun sein Commentar zu dem Hohenliede aus, der nicht bloß eine neue sehr gelungene Uebersetzung, sondern auch, zumal dem Unwesen der hier geradezu unsittlichen Allegorik gegenüber, tiefe, edle, einfache Gedanken in klassischer Sprache darbot. Dazu war das Büchlein nicht lateinisch, sondern spanisch geschrieben, weshalb allerdings der Verfasser nur vertrauten Freunden die Einsicht gestattete. Denn während die Bücher der Sünde gestattet wurden, die entweder die Unsittlichkeit als solche verherrlichten, oder sie unter dem Vorwande, von ihr abzuschrecken, schamlos enthüllten, verbot das h. Officium alle Uebersetzungen der h. Schrift. Aber hinter dem Rücken und gegen den Willen des Verfassers fand sein Werk doch Verbreitung — dies das erste Verbrechen, das seinen Gegnern und Hassern eine Waffe gegen ihn in die Hand giebt. Das hohe Ansehen, das er sowohl innerhalb seines Ordens als in dem weiteren Kreise der Universität genießt, hat ohnedem längst schon die fanatischen Collegen Leon de Castro und Bartolomeo de Medina ihm zu Feinden gemacht. Nun kommt noch hinzu, daß er als wahrer Schrifterklärer die grammatisch-sprachliche Seite der Gregese nicht wie die Scholastik vernachlässigt, daß er bei der Erklärung des alten Testaments auch die Rabbinen berücksichtigt und bei Abweichungen des hebräischen Textes von der Vulgata dem Urtext den Vorrang giebt. Auch hier wieder war er allerdings mit solcher Rücksicht auf die herrschende Ansicht verfahren, daß man erst (ebenso wie bei der berühmten Gerlach'schen Denunciation gegen die Hallischen Professoren im Jahre 1830) aus entstellten Collegienheften seiner Zuhörer Materialien gewann, um eine Anklage darauf gründen zu können. Aber für die alten Alleinherrscher im

Gebiete der Theologie genügte schon sein wissenschaftliches Bestreben, um ihn zu verdammen. Denn um wissenschaftliche Debatte handelte es sich bei ihnen nicht. Sie nahmen die Miene an, als sei die Rotte Glaubensfeinde deren nicht werth, wiesen mit souveräner Verachtung gebiegene Polemik als Kleinigkeitskrämerei ab.

Auf solcher Grundlage ist denn die Gefahr für Leon erwachsen, deren Opfer er werden sollte. Es waren schmählische Fälschungen, welche der Ordensneid der Dominikaner gegen den Augustiner, welche die gekränkte Eitelkeit der gleich unwissenden wie aufgeblasenen Kollegen, welche Nachsucht und Habgier über sein Wirken zusammengestellt hatten; aber aus der ihm drohenden Gefahr konnte er, mit allen Verhältnissen bekannt, sich kein Hehl machen. Vergebens jedoch versuchte er die gegen ihn gesponnenen Intriguen zunächst dadurch zu durchkreuzen, daß er seine Sätze, besonders über den hebräischen und lateinischen Bibeltext kurz fixirte und sich Noten darüber erbat von den Gelehrten in Sevilla, Toledo, Alcalá, Madrid und vom Erzbischof von Granada. Es konnten diese sehr behutsam abgefaßten Noten den Haß der Gegner um so weniger hemmen, wo er den bornirten Judenhasser de Castro in einer öffentlichen Disputation vernichtend besiegte und auch in den Conferenzen der Fakultät über die Bibel des Robert Stephanus seine Anschauung zum Siege führte. Vergebens machte er noch einen zweiten, so recht den Zustand der spanischen Wissenschaft charakterisirenden Versuch, de Castro's und Medina's Intriguenspiel zu vernichten, indem er dem in Salamanca visitirenden Inquisitor ein freiwilliges Geständniß ablegte über die ihm vorgeworfenen Lehren und sich zugleich für einen demüthigen und gehorsamen Sohn der katholischen Kirche erklärte, der um Belehrung bitte, wo er geirrt. Obgleich ein solches Geständniß nach dem ausdrücklichen Gesetz von der Haft befreite, erging nichts destoweniger mit schreiender Rechtsverletzung ein Haftbefehl gegen ihn. Dies apostolische Dekret in seinem stolzen, sicheren Tone einer eifigen geschäftsmäßigen Ruhe, mit Gelbberechnungen und finanziellen Weisungen unter den Ansätzen zum Todesurtheil zeigt nach competentem Urtheil so recht die dämonische Gestalt der Inquisition. Leon aber wandelt in ihren Kerker zwar mit Todesgedanken, aber nicht ohne zuvor bei einem Notar ein Testament zu hinterlegen über seine absolute Ergebenheit gegen die katholische Kirche. Freilich war es für die Inquisition Regel geworden, in jeder wissenschaftlichen Neuerung Zusammenhang mit häretischen Tendenzen, in jeder biblisch-gläubigen Doktrin Lutherthum zu sehen und zu verdammen. Aber die katholische Gesinnung Fray Luis de Leon's wird dadurch keine andere.

Gerade weil es sich somit bei diesem Proceß durchaus nicht um antiholische Lehren handelt, ist das Verfahren dabei für die Methode des inquisitionsgerichts um so bezeichnender. Leon's Kerker ist eine unterirdische Kammer, niedrig gewölbt, eng, tief, verborgen. Statt der verfallenen Fenster in der Nähe der Decke schmale Löcher, durch die kein Licht dringen kann. Nacht herrschte beständig in dieser Höhle, nicht Himmel, Sonne und Grün erquickten das Auge des wie lebendig Begrabenen. Jeder Verkehr, jedes Gespräch, jeder Anblick von Menschen war versagt. Das Gefängniß schien bestimmt, dem Hefker die Mühe zu sparen. Geradezu unglaublich sind dabei die Erfindungen, die in den Verhören und Zeugenaussagen gegen den Angeklagten vorgebracht werden. Nicht genug, daß die namenlosen Ankläger (denn die Inquisition hat ja nie Ankläger und Angeklagten einander gegenübergestellt) die absurdesten falschen Zeugnisse gegen ihn vorbringen, und, wenn der Gefangene die Falschheit derselben nachweist, immer elendere Ausflüchte machen; — nicht genug, daß die durch seine ineffende Bertheidigung erbitterten Richter stets neue Umschweife zu finden suchen; es werden sogar zu den Commissionen über Leon's Schriften Leute erwählt, denen selbst die nöthigen Sprachkenntnisse fehlen (wie das übrigens auch in unserm Jahrhundert dem Pater Perrone mit Hermes' Schriften geschah) und seine wüthendsten persönlichen Hasser werden zu Consultationen herbeigezogen, während man ihn zugleich durch direkte Lügen zur Compromittirung seiner Freunde zu bringen sucht. Immer auf's Neue werden die Verhandlungen in die Länge gezogen, es gelingt den Intriguen der Gegner, den im Gefängniß Schmach tenden seines Lehrstuhles zu berauben, während die grausige Art der Haft ihm schmerzhafteste Krankheiten zuzieht. Und wem hat die Inquisition Solches an? Einem Manne, der in den drückendsten Verleiden nicht etwa blos eine ungebrochene Frömmigkeit dokumentirte, sondern direkt eine so recht katholische, daß die in dieser Zeit entstandenen Gedichte auf die Madonna und San Jago kaum nach dieser Seite hin überboten werden können.

Es ist hier nicht der Ort auf die einzelnen Stadien des Processes einzugehen; um so lieber verweise ich für die näheren Details auf die von mir benutzte treffliche Schrift von Dr. Wilkens: „Fray Luis de Leon; eine Biographie aus der Geschichte der spanischen Inquisition und Kirche im 16. Jahrhundert.“ Nur ist dabei nicht zu vergessen, daß der Proceß Leon's einer von der mildesten Art — von einem höchst seltenen Ausgange ist. Fray Luis de Leon endigt ja nicht bei einem Autodafe, nach 5 1/2 jährigem Gefängniß erfolgt seine gänzliche Freisprechung. Aber weshalb? Weil der

damals eintretende neue Großinquisitor ihm persönlich wohlwollte und durch seinen Machtspruch dem ganzen Proceß eine plötzliche Wendung gab. Wie ganz anders wäre der Ausgang gewesen ohne diesen zufälligen Umstand! Die zahllosen Verurtheilungen, die der eine Torquemada vollzog, sprechen deutlich genug. Und wer heute in den Archiven von Haag oder Brüssel die Correspondenz des Hofes mit den Gerichtshöfen durchblättert, dem erstarrt das Blut in den Adern, wenn er selbst die Königin Maria immer nur zur Verschärfung der Folter und Todesstrafe mahnen sieht, ohne ein einziges Mal einem Zug von Gnade nur zu begegnen. Raum scheint es uns möglich, daß solche nicht etwa bloß von der modernen Bildung, sondern vor Allem von dem Evangelium Jesu Christi verurtheilten Tendenzen noch heute ihre Lobredner finden. Und doch ist dem so. Die Kanonisation des blutbefleckten Pedro Arbues hat es nur zu deutlich gezeigt. Ob ihre Vertreter noch einmal den menschlichen Geist in die Fesseln der Inquisition zu schlagen vermögen! Ein Bild vom Boden der andern Confession gebe uns die Antwort auf diese Frage.

Wohl ist es auf den ersten Blick ein trüber Contrast, wenn wir von den sonnigen Gefilden Spaniens uns unter den nebeligen Himmel, in die rauhen Lüfte, auf das flache reizlose Terrain versetzt fühlen, das die holländischen und friesischen Küsten uns bieten. Keine Gebirge, keine Wälder, keine Thäler reizen dort unsern Blick. Nicht der kleinste Hügel ist — von den sandigen Dünen abgesehen — weit und breit sichtbar, nur träge fließende schmale Kanäle durchziehen die überall gleichbleibende Ebene. Und dabei kann dies unwirthliche Land nur mit Aufbietung aller Kräfte davor geschützt werden, von dem Meere, dem es entrisen, wieder in Beschlag genommen zu werden; tägliche hartnäckige Ausdauer ist nöthig, wenn ein Volk auf solchem Boden gedeihen will.

Aber diese Eigenschaft hat denn auch das Volk, das diese Fluren bewohnt, seinem Boden entnommen. Zähle ruhige Thatkraft zeichnet den Holländer aus. Sie hat ihn in den Stand gesetzt, in jenem gewaltigen 80 jährigen Freiheitskampfe mit der ganzen Macht Spaniens, in dessen glorreichster Zeit, siegreichen Kampf aufnehmen zu können; sie hat abermals Ludwig XIV. gegenüber die Freiheit Europa's gerettet, und sie macht noch heute, wenn auch das aufstrebende England den kleineren Staat in den Hintergrund drängte, den Reichthum und die Blüthe des Landes. Was für kernige kraftvolle Gestalten sind es nicht, die wir in den Museen und Rathshäusern Hollands bewundern auf jenen steifen aber naturwahren Bildern der alten Seefahrer, Schützen und Rathsherren! Nicht ohne Grund

et unser Ernst Moritz Arndt das Urtheil gesprochen: „Holland hatte ein Jahrhundert lang die größte Geschichte und war im 17. Jahrhundert der letzter europäischen Freiheit. Wenn man das Land sieht, wie es geschaffen worden ist, wenn man die Menschen sieht, wie sie jetzt noch leben, obgleich der alte Ruhm kleiner geworden ist, so nimmt man Gut und Mühe ab und verneigt sich vor der Tüchtigkeit, die in dem Volke lebt.“

Im Kampfe für die religiöse wie für die nationale Freiheit also waren die Niederlande so mächtig geworden. Darum boten sie auch schon ein größeres Maaß allgemeiner Freiheit als andere Staaten. Galt doch die reformirte Kirche als Staatskirche, so waren doch nicht blos Lutheraner und Mennoniten in ihren Rechten geschützt, wurde der altkatholischen Kirche volle Wahrung ihrer Unabhängigkeit sichergestellt, sondern auch die aus Spanien und Portugal vertriebenen Juden fanden dort eine heimische Erde. Aber freilich mit dem Maßstabe des 19. Jahrhunderts darf die Toleranz des 17. ebensowenig gemessen werden, wie die allgemeine Meinung dieselbe ist. Ist doch die reformatorische Bewegung des 16. Jahrhunderts nicht ein einmaliger Anlauf gewesen, dem Stillstand zu entgegen hätte, sondern ein noch immer fortwirkendes Princip, das darum auch nur in verschiedenen Stadien sich zu entwickeln vermag. Und nicht ohne Kämpfe konnten solche neuen Stadien erreicht werden. Zumal die große geistige Umwälzung, die mit der Mitte des vorigen Jahrhunderts beginnt, hat harte Kämpfe gekostet. Wenn erst einige Jahre vor der Revolution von 1789 die französischen Protestanten gehörten, dem gehezten Wilde zu gleichen, so haben doch auch die protestantischen Kirchen es erst allmählich verlernt, die Eigenschaft des Unheimlichmachens auf sich selber zu übertragen. Auch die Geschichte des Protestantismus kennt ihre Ketzerprocesse, von Servet und Sylvan bis zu Peucer und Krell, von der Verfolgung der Puritaner in England und Schottland bis zu der Herrschsucht derselben Puritaner im freien Amerika. Aber der Endausgang dieser Kämpfe ist ein anderer gewesen als bei der Lutherkirche, und darum konnten auch die socialen Zustände beiderseits so verschieden werden. Aus diesen Kämpfen sei unser zweites Tableau entnommen!

Wenn auch eine nicht unbedeutende Richtung selbst unter den protestantischen Theologen den ganzen Umschwung, den das 18. Jahrhundert herbeiführte, ohne Weiteres für die Wirkung des Unglaubens erklärt, und sich mit von der consequenteren katholischen Anschauung im Grunde nur durch unterscheidet, daß diese den Beginn des Abfalls in's 16.,

sie nur in's 18. Jahrhundert verlegt — so muß doch derjenige, der die verschiedenen Faktoren jener großen geistigen Umwälzung unbefangen neben einander stellt, ganz anders urtheilen. Denn von verschiedenen Seiten zugleich strömten damals die Wellen hervor, welche die Springfluth der modernen Ideen empormarf. Der politische Reformsinne, wie er vor Allem in Preußen's „altem Fritz“ gipfelte, die tiefgehende Einwirkung der englisch-französischen Literatur, die in Namen wie Hume und Gibbon, wie Voltaire und Rousseau hervorspringt, der noch durchschlagendere Einfluß der beginnenden klassischen Periode der deutschen Literatur, zumal der großen Weimarer Koryphäen, die ganz neue Ideenwelt der Pädagogik, wie Pestalozzi sie schuf, das gewaltige Stahlbad der modernen Philosophie in Kant und seinen Nachfolgern, die in allen Wissenschaften gleichzeitig aufkommende kritische Methode, wie sie in der Philologie durch Wolf, in der Geschichte durch Niebuhr, in der Rechtskunde durch Savigny sich ausbildete, der radikale Umschwung der gesammten Weltanschauung durch die jetzt zuerst selbständig auftretende Naturwissenschaft — Alles das sind Momente, die mit Naturnothwendigkeit das heranwachsende Geschlecht zu einer von der früheren total verschiedenen Stellung zur Religion und Kirche hinführen mußten, und deren Einfluß selbst dann nicht abzuweisen gewesen wäre, wenn nur diese außerhalb der Kirche stehenden Faktoren auf die Umgestaltung des Zeitgeistes eingewirkt hätten.

Aber weit entfernt davon, daß dies der Fall gewesen wäre — es wirken gleichzeitig die Vertreter der Kirche in ganz anderm Sinne wie früher. Wie die damaligen Vertreter des Katholicismus gesinnt sind, dafür braucht nicht etwa bloß an die Aufhebung des Jesuitenordens und an die Emscher Pünktionen erinnert zu werden; sondern es hat sogar der niedere Klerus der josephinischen Epoche in zahlreichen hoch interessanten Schriften seine sympathische Stellung zu der neuen Bewegung der Geister dokumentirt; kaum kann man sich heute einen Begriff machen von der Menge besonders der antimönchischen Schriften, die damals auf katholischem Boden herauskamen. Und wenn wir hier auch keine spezifisch neuen Gedanken finden, so treten uns um so mehr in dem Gebiet des deutschen Protestantismus auch in den theologischen Kreisen schöpferische Geister entgegen. Als Reformator nicht bloß der deutschen Nationalliteratur, sondern ebenso speciell der Theologie, weist der gewaltige echte Sohn des deutschen Protestantismus Gotthold Ephraim Lessing die letztere in ganz neue Bahnen. Ebenso braucht nur an den Namen Semler erinnert zu werden, um es in's Licht zu stellen, wie gleichzeitig mit der von Lessing aus-

ehenden allgemeinen theologischen Revolution die specielle Anbahnung ganz neuer Disciplinen beginnt, die das Fundament der heutigen Theologie bilden. Es bildet sich überhaupt damals zuerst ein objectiv geschichtlicher Sinn aus statt der bisherigen Dienstbarmachung der historischen Fakta an die Polemik. Mosheim tritt auf als der Vater der Kirchengeschichte, die von nun an die großartigsten Fortschritte macht. Mehr aber noch wie alle seine Zeitgenossen faßt Herder die mannigfachsten Anregungen jener Lage in sich zusammen, hat, obgleich vor Allem apologetisch auftretend, doch direct erneuernd und umgestaltend gewirkt. Denken wir endlich noch an es von der Gläubigkeit vielverschrieenen, aber allein schon durch die Gründung seiner „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ hochverdienten Nicolai und seiner Geistesgenossen, der Mendelssohn, Sulzer, Garve, Engel, Voss u. A.; denken wir an den von diesen Kreisen ausgehenden Zug nach praktischer Gemeinnützigkeit, an ihre außerordentliche Regsamkeit für philanthropische Zwecke, die den Zeiten der Kirchengläubigkeit lange nicht so am Herzen lagen als etwa die Hexenverfolgung — so tritt die naive Thorheit derjenigen, die die berühmte „Umkehr der Wissenschaft“ überhaupt für menschenmöglich erachten, in eine geradezu grelle Beleuchtung.

Freilich fehlt es nun nicht an Versuchen, dieser Bewegung der Geister Schranken zu setzen, und mancher eifrige Fechter hat sich in die Speichen des Rades geworfen, das die geistige Maschinerie des Jahrhunderts der Dampfkraft in Trieb setzte. Aber das ist nun gerade das Charakteristische, daß nichts so sehr zum Siege der neuen Ideen beiträgt, wie die Art der Vertheidigung, welche das Alte aufrecht zu erhalten bemüht ist. Die glänzendste Verühmtheit in dieser Beziehung hat sich wohl das Wöllnersche Kultusministerium in Preußen erworben, ein eben so echtes Produkt des Concubinales von Bigotterie und Maitressenherrschaft, wie Ludwig's XIV. Hugenotten-Verfolgung. Daß es auch an ähnlichen Versuchen kleineren Styls nicht gefehlt hat, beweist schon Fichte's Vertreibung aus Jena. Aber wir wissen ja, wie diese Maßregeln gerade das Gegentheil von dem, was sie beabsichtigten erzeugt haben. Wie das Wöllnersche Ministerium sofort weichen mußte, als ein wirklich frommer Monarch dem einzigen Fürsten folgte, der allein keinen ehrenvollen Platz in der Geschichte der Hohenzollern einnimmt, so ist Fichte's großartige Stellung unter unsern geistigen Helden durch nichts so erleichtert als durch die thörichte Atheismuslage in Jena. Wie bedeutend aber überhaupt die bis dahin auch auf protestantischem Boden nicht ausgestorbene mittelalterliche Methode, die Leher mit Gewalt zum Schweigen zu bringen, zu dem Siege der Ver-

letzerten beitrug, das besagen besonders die Namen eines Goeze und Bahrdt. Jener, dessen Name eigentlich nur durch seine Angriffe auf Lessing und Goethe auf die Nachwelt gekommen, hat freilich in neuester Zeit eben seinen Lobredner gefunden, wie Herr Dnno Klopp den „Christen“ Teller verherrlicht; aber Niemand hat in Wirklichkeit weniger Anlaß ihn zu idealisiren wie die Vertreter der Orthodorie. Denn aller Geistesreichthum seiner Gegner hat die kirchliche Rechtgläubigkeit nicht so sehr um ihren Credit bringen können, als Melchior Goeze's Eifern und Poltern, Schimpf reden und Bannflüche. Womöglich aber noch mehr tritt dieselbe Erscheinung hervor in der Geschichte des berühmten Bahrdt, von dem Schlosser geurtheilt er habe den Weg der Heterodorie gewählt, weil sie Mode war, Geld einbrachte und von den gegen die Obscuranten und Heuchler erbitterten geistreichen und edlen Männern in Schutz genommen ward. Als der Reichshofrath ihn ächtete und seine Schriften verbot, wurde dem an sich so verworfenen Menschen so sehr das allgemeine Interesse zu Theil, daß selbst der edle Teller all seinen Einfluß zu seinen Gunsten aufbot, und daß Semler bittere Vorwürfe hören mußte, weil er die frivole Unwissenschaftlichkeit Bahrdt's züchtigte, statt das Banner der freien wissenschaftlichen Forschung auch bei dem ärgsten Mißbrauch desselben empor zu halten.

Ich mußte diese bekannten Parallelen von deutschem Boden vorausschicken, um auch hier wieder eine allgemeinere Unterlage zu schaffen, von der das Bild selbst, das ich nun vorführen möchte, sich abhebt. Denn schwerlich dürfte — obgleich auch hier eine gründliche Monographie von Sepp in Leyden von mir benutzt werden konnte — der Name des Friesen J o h a n n e s Stinstra bekannter sein als der des Spaniers Luis de Leon. Und doch eignet sich kaum irgend ein anderer ähnlicher Vorfall so sehr zu unserer Parallele mit Lekterem als der gegen Stinstra angestrengte Rekerprozeß. Lassen Sie uns daher auch hier wieder zunächst die Bildungselemente in's Auge fassen, die auf Stinstra einwirkend ihn zum Helden eines solchen Dramas gemacht.

Wie überhaupt die ganze Entwicklung der reformirten Kirche in Holland eine durchgängige Parallele ist zu der des Lutherthums in Deutschland; wie anfangs eine mildere Richtung, dort die Zwingli'sche hier die Melanthon'sche neben der strengeren hergeht; wie dann mehr noch durch politische als durch kirchliche Motive die letztere zur herrschenden Orthodorie wird, die hier in der Concordienformel, dort in den Dordrechter Kanones die freiere Fraktion aus der Kirche herauswirft; wie nunmehr beiderseits ein Scholasticismus sich ausbildet, der gleich sehr gegen die mittelalterliche Scholastik zurücksteht; wie dann eine erst schwache, aber stets zunehmende

Reformpartei gegen den Scholasticismus ersteht, die deutsche durch Calirt's Syncretismus und Spener's Pietismus vertreten, die holländische nach Coccejus und Cartesius genannt; wie jetzt sofort bittere Kämpfe, dort zwischen Orthodoren und Pietisten, hier zwischen Coccejanern und Boetianern die Augen der theologischen Welt auf sich ziehen, bis sich allmählig in der Stille ein viel weitergreifender Umschwung angebahnt hat, — so tritt ganz besonders in diesem letzteren eine nicht zu verkennende Gleichartigkeit mit der vorher skizzirten deutschen Bewegung zu Tage.

Philologie, Geschichtsforschung und Kritik sind, in merkwürdigem Einklang mit dem holländischen Nationalcharakter, die Mächte, welche die Reform auch für die Theologie zeitigen. Der große Philologe Hemsterhuis ist es, welcher die kleine, seitdem eingegangene Universität Franeker zum Centrum wissenschaftlicher Forschung gemacht hat. Gleichzeitig mit ihm hat Albert Schultens die orientalische Sprachforschung begründet und die andern semitischen Dialekte zur Erklärung des Hebräischen herbeigezogen, trotz der bitteren Angriffe, die ihm Gotteslästerung vorwarfen, weil er es zu leugnen gewagt, daß die Sprache der Offenbarung wie die Sonne angeborenen Glanz und volle Klarheit in sich selbst trage, der Vergleichung mit den profanen Sprachen daher nicht bedürfe. Und als dritter im Bunde gesellt diesen Beiden Venema sich hinzu, der im gleichen Sinne wie Mosheim die Kirchengeschichte zur Wissenschaft macht, Orthodorie und Heterodorie mit demselben billigen Maßstabe messend und durch eine in der alten wie in der neuen Literatur gleich hervorragende Gelehrsamkeit eine Unbefangenheit stützend.

Neben der reformatorischen Einwirkung dieser Männer macht sich jedoch gleichzeitig noch eine andere Nachwirkung geltend, die besonders auch bei Stinstra nachweisbar ist, wenn wir ihn auch sonst in ein ähnliches Verhältniß zu Venema stellen können, wie Luis de Leon zu Bives: — der stille Einfluß der neben der Staatskirche hergehenden und früher von ihr ausgestoßenen Parteien, die aber insgesammt Wahrheitsmomente vertreten, welche früher oder später auch auf allgemeineren Boden sich Geltung verschaffen mußten. So gehört Stinstra selbst der taufgesinnten Gemeinschaft an, diesem eigenthümlichen Niederschlage der anabaptistischen Bewegung der Reformationzeit, deren große Bedeutung für die Entwicklung der Reformation gerade die neueren Untersuchungen in ein viel helleres Licht gestellt haben. Und zwar war, während im eigentlichen Holland auch eine strengere, der Orthodorie zuneigende und Menno's Schriften eine fast symbolische Autorität zuschreibende Richtung manche Anhänger hatte, in

Friesland die liberalere Richtung, die zumal jeden Symbolzwang verwarf, entschieden die vorwiegende. Kam auch erst in derselben Zeit, wo die Anfänge des Stinstra'schen Processus spielen (1738), die Gründung des wissenschaftlichen Seminars für die Taufgesinnten in Amsterdam wirklich zu Stande, so fehlte es doch schon in den vorhergehenden Decennien nicht an dem Streben, die früheren Liebespredigten durch theologisch geschulte Männer zu ersetzen; und zumal die mit Stinstra's Familie eng verbundenen Harlinger Gemeinde, durch Reichthum, Mildthätigkeit und Unabhängigkeit gleich ausgezeichnet, war eine Stütze derselben. Es stand zugleich diese Fraction innerhalb der Taufgesinnten in beständiger vertrauter Berührung mit der arminianisch-remonstrantischen Partei, und so wirkte die überhaupt für Exegese und Geschichtsforschung so epochemachende Thätigkeit der Grotius, Clericus, Limborch, Wetstein auf die wissenschaftlich Strebsamen unter den Mennoniten ganz besonders bedeutsam. Und endlich darf auch der stiller Einfluß der überall verfolgten Socinianer nicht übersehen werden, deren Grundsätze theils durch das Martyrium Servet's, theils durch die auch in der schlimmsten Unterdrückung niemals erstickten wissenschaftlich-kritischen Bestrebungen die Sympathie aller edleren und freieren Geister unwillkürlich erweckten, deren im Reformationszeitalter so kurzab verdamnte Anschauungen gerade um diese Zeit, selbst in der lutherischen und reformirten Kirche Beachtung und Nachfolge gewannen. Freilich galt auch in Holland immer noch die im vierten Jahrhundert auf jenen von der byzantinischen Hofluft beherrschten Concilien festgestellte Dogmatik, von der die biblischen Schriftsteller und ebenso die Kirchenväter der drei ersten Jahrhunderte nichts wissen, als unverletzliches Palladium der Kirche nicht nur sondern der Generalstaaten selbst; und gerade die ersten Decennien des 18. Jahrhunderts hatten in den Niederlanden scharfe Edikte der Regierung gegen die dorthin geflüchteten „Unitarier“ geschaffen. Um ja die Pest einer solchen Lehre, die Christus lieber mit den Worten der Bibel als mit den Formeln der chalcedonensischen Theologie bezeichnete, von dem Gebiet der Republik fernzuhalten, wurde auf sämmtlichen Versammlungen der reformirten Classen (den preussischen Kreissynoden entsprechend) eine jährlich zu wiederholende Rundfrage eingeführt, ob sich socinianische Irrthümer bemerkbar gemacht hätten, und besonders auf Remonstranten und Taufgesinnte ein scharfes Auge gehalten, weil sie nicht bloß die Socinianer gastfreundlich aufgenommen, sondern auch selber — *horribile dictu* — keinerlei Verpflichtung auf theologische Bekenntnisse kannten und eine von der Dogmatik unabhängige Exegese erstrebten. Aber eben die Durchführung dieser Gesetze sollte den

nachronismus derselben in's Licht stellen. Der Beweis ist -- Stinstra's Geschichte.

Nur kurze Zeit war der Schüler Venema's im Amte, als jenes Gesetz seine Existenz mit der That aufwies; erst 1735 in seiner Geburts-Gemeinde Harlingen als Prediger angestellt, wird er schon 3 Jahre später die Krisis hineingezogen, deren Gefahr gerade auf sein Haupt sich entladen sollte. Auf der reformirten Classis von Leeuwarden wird 1738 gegen drei taufgesinnte Prediger in Heerenveen der Verdacht der Socinianerei ausgesprochen, ohne weiteres werden sie aufgefordert, eine schroff athanasianische Formel zu unterschreiben; als sie sich unter Berufung auf die in den Generalstaaten zu Recht bestehende Gewissensfreiheit dessen weigern, weil sie der reformirten Kirche ja gar nicht angehören, wird die weltliche Obrigkeit in's Mittel gerufen und von dieser Amtsentsetzung über die Regier. erhängt. So sehr macht sich noch damals der freieste Staat Europa's um Büttel der Kirche, selbst gegen Anhänger einer unabhängig neben dieser zu Recht bestehenden Confession! Sind auch Folter und Verbrennung nicht mehr gangbare Münze, das Princip ist völlig dasselbe.

Im folgenden Jahr 1739 hält die friesische taufgesinnte Societät ihre Jahresversammlung, auf welcher natürlich diese nicht bloß dem Einzelnen, sondern der ganzen Gemeinschaft zugefügte Verletzung der Gewissensfreiheit abhafft die Gemüther beschäftigt. Man beschließt die Einreichung einer Beschwerdeschrift bei der provinziellen Regierung und die Abfassung einer begründenden Deduktion; die Ausführung derselben wird in Stinstra's Hände gelegt. Als nun das friesische Gouvernement ausweichend antwortet, den status quo aufrecht erhalten zu müssen erklärt, läßt Stinstra seine Deduktion drucken. So wird schon jetzt die allgemeine Aufmerksamkeit auf den hervorragenden Denker und Forscher selber gelenkt, und eine ausgezehnte und heftige Polemik über die von ihm energisch vertretenen Principien erzeugt. Wie fremd die consequente Durchführung der Gewissensfreiheit jenen Tagen noch war, stellt der einfache Umstand in's Licht, daß der gelehrte Groninger Kirchenhistoriker Daniel Gerdes, dessen Werke noch heute eine Fundgrube der Gelehrtenwelt sind, unter Stinstra's Gegnern benannt steht, neben ihm der seine meisten Amtsgenossen an maßvollem Urtheil überbietende Gerhard van Belzen und der Amsterdamer Prediger Kulenkamp, der gewappnete Gegner der Herrnhuther in Holland. Doch ist dieser literarische Streit natürlich ganz anders zu beurtheilen als das was bald darauf folgte.

Im Mai 1741 giebt nämlich Stinstra mit Bezug auf seine Deduktion

und die dieser widerfahrenen Angriffe fünf Predigten heraus, über die Natur und Eigenschaften von Christi Königreich, Unterthanen, Kirche und Religion. Der Inhalt dieser Predigten ist ein solcher, daß man wohl sagen kann, er sei unserer heutigen Generation in Fleisch und Blut übergegangen. Das Thema der ersten Predigt ist nämlich, daß die echte Religion Jesu sich durchaus frei erhält von allen Zwangsmitteln und zeitlichen Vor- oder Nachtheilen. Die zweite schildert die ursprüngliche Einfachheit und das wahre Wesen der christlichen Religion. Die dritte weist als das charakteristische Kennzeichen des wahren Christen die aufrichtige Rechtschaffenheit nach. Die vierte führt aus, daß in der wahren Kirche Christi keinerlei Autorität gilt als die des Meisters. Die fünfte bringt auf den Werth der persönlichen Ueberzeugung jedes einzelnen Gliedes der Kirche. — Es möchte heute schwer halten, etwas mehr dem Geiste Christi Entsprechendes nachzuweisen, als diese Grundsätze. Aber der damaligen Zeit galten sie für hochgefährliche Ketzereien; das Schreckbild des Socinianismus spielte ja in dem protestantischen Holland dieselbe Rolle wie in Spanien das Luthethum.

Noch in demselben Monat Mai 1741 soll dies zu Tage treten. Am 15. d. M. tritt die reformirte Classis von Franeker, zu der Harlingen gehört, zusammen, und alsbald bilden Stinstra's Predigten den Gegenstand der Berathung. Wir kennen durch Sepp's verdienstliche Monographie ihren genauen Verlauf; und wenn auch die Debatten zwischen den heftigen Angreifern, den begütigenden Vertheidigern und einer Mittelpartei zwischen beiden denselben Charakter tragen wie zu allen Zeiten bei solchen Verhandlungen, so sind sie dadurch natürlich nur um so interessanter. Hier ist allerdings nicht der Ort auf diese Details im Einzelnen einzugehen; ich erwähne daher nur, daß die Classis per majora den Beschluß faßte, auf der am 1. Juli zusammentretenden friesischen Provinzialsynode den Antrag zu stellen, es möge dieselbe bei der Regierung intercediren, daß gegen das Stinstra'sche Buch, welches die Trinität und Satisfaktion leugne und den Werth der Symbole antaste, eingeschritten werde. So schnell wie in Spanien gehen also solche Proceuren nicht, aber wir wiederholen: das Princip ist dasselbe.

Es kam somit Stinstra's Angelegenheit alsbald in die zweite Instanz, als die friesische Synode, aus den sechs Classen Bolsward, Franeker, Dokkum, Leuwarden, Zevenwouden, Sneek bestehend, in ihrer vierten Session am 3. Juni die gewöhnliche Rundfrage nach socinianischen Irrlehren behandelt. Hier trägt sich denn nun wieder einmal die alte und stets neue

Geschichte zu, daß die staatlichen Commissaire (es waren die Barone von Sylva und von Burmania-Mengers) das Princip der Gewissensfreiheit und Duldsamkeit wahrten, daß aber ihre Vorschläge an dem „heiligen Eifer für die reine Lehre der Kirche und dem Abscheu vor den gottlosen Irrlehren“ (ich citire den auf der Synode selbst gebrauchten Ausdruck) bei der Majorität der geistlichen Mitglieder scheiterten. Die Commissaire verlangten, die Sache sei nicht unmittelbar von der Synode zu untersuchen, sondern es seien zuerst die Akten dem Magistrat von Harlingen als dem befugten Richter zu übersenden. Es wurde ihnen aber dieser Vorschlag dahin gedeutet, sie wollten die freie Discussion der Synode verhindern. Und noch am folgenden Tage gab es bei der Verlesung des Protokolls abermals heftige Scenen. Das Resultat war, daß die Synode die classikale Anklage zu der übrigen machte und daß Stinstra's Angelegenheit somit vor das Collegium der Gedeputeerde Staten von Friesland als die dritte Instanz gebracht wurde.

Hier herrscht nun allerdings nicht der theologische Zelotismus der geistlichen Synode, aber dafür hat — wie so oft — die bessere Einsicht mit politischen Rücksichten zu kämpfen. An der Spitze des Collegiums steht der Prinz Wilhelm Friso, damals noch bloß Statthalter von Friesland, aber nach der holländischen Statthalterschaft strebend, und deshalb, obgleich in sich freidenkend und tolerant, auf die Gunst der einflußreichen reformirten Geistlichkeit angewiesen. So wird denn, obgleich die meisten der neun Mitglieder ebenso gesinnt waren wie ihre Deputirten auf der Synode, doch die Resolution gefaßt, Stinstra's Buch an alle theologischen Fakultäten der Niederlande, sowie an die sechs friesischen Classen zu senden und deren Urtheile einzuholen. Wohl haben wir somit der echt despotischen Willkür der Inquisition gegenüber ein formell ganz regelrechtes Verfahren. Daß aber der Geist beiderseits derselbe war, zeigt das mit Sicherheit vorherzusagende Resultat.

Die Vota der sechs friesischen Classen stimmten nicht nur in der Gerurtheilung Stinstra's überein, sondern merkwürdigerweise sogar fast völlig auch in ihrem Wortlaut. Ebenso warfen von den fünf Fakultäten vier dem Stinstra'schen Buche socinianische Irrlehren vor, Harderwyk durch Cremer, den in seiner Vertretung der coccejianischen Föderaltheologie so sehr die Maßlosigkeit der zweiten Generation dokumentirenden Mann, daß seitdem in Holland Cremerianismus und Uebertreibung synonyme Ausdrücke wurden, Groningen durch Gerdes, Utrecht durch Voget, Leyden durch van Honert, den Lehrer des die Nykerker Erweckung hervorruhenden Kuypers und bitteren Gegner der Eocentricität dieses seines Schülers. Nur die

Franeckerſche Fakultät ſpaltete ſich; Petrus Baan zwar ſchloß ſich den übrigen Urtheilen an, Venema aber gab ein Separatvotum ab, das die geſtellten Fragen auf Grund genauer Darlegung verneinte, — ſichtlich der Begründer einer neuen Zeit, aber wie alle ſolche Männer vorerſt noch alleinſtehend. Denn da die Stimmen nicht gewogen ſondern gezählt wurden, ſo gab die Majorität der Voten den Ausſchlag. Am 13. Januar 1742 erfolgte auf Grund deſſelben der Urtheilsſpruch, daß Stinſtra ſeines Amtes zu entſetzen und der Verkauf ſeiner Predigten bei 50 Gulden Strafe zu verbieten ſei.

So hatte denn der Geiſt der Unduldsamkeit den Sieg erfochten, der ſeine ihre Zeit nicht mehr verſtehenden Vorkämpfer erſtrebt. Aber wie in Deutschland die Wöllner und Goeze, ſo ſollten auch ihre holländiſchen Geiſtesgenossen erfahren, daß mit ſolchen Waffen die Bewegung der Geiſter nicht auf die Länge gehemmt werden könne. Freilich dauert es noch geraume Zeit, bis das Princip der Gewiſſensfreiheit auch in dieſer Frage offiziell Anerkennung davontrug. Aber doch hat für Holland kaum ein zweiter Fall ſo ſehr dazu beigetragen wie Stinſtra's Entſetzung.

Zunächſt zeigt ſich dies in der lebhaften literariſchen Polemik, die ihr ſofort folgte, und worin die Fragen über die Stellung des Staates zu den Kirchen und über die Autorität der Symbole viel eingehender erörtert wurden wie jemals zuvor. Wenn dabei auch Herdes und van den Honert nicht nur in manchen ihrer eigenen Schüler, ſondern ſelbſt in der ſogenannten ſonnſtiſchen Richtung unter den Mennoniten Handlanger fanden, ſo kamen dafür in den weitesten Kreiſen der Bevölkerung die lebhaftesten Angriffe auf die Regerverfolgung, und nicht bloß in Proſa, ſondern auch was viel mehr wirkte, in dichterischer Form auf die Tagesordnung. Beſonders der berühmte Jurist Noordkerk hat ſich auch in dieſer Beziehung Verdienſte erworben. Aber noch viel bedeutsamer war es, wie die ganze Harlinger Gemeinde für ihren verſetzten Seelforger eintrat und mit wahrhaft bewunderungswürdiger Unermüdlichkeit ſtets neue Schritte that, um ihn wiederzugewinnen. Schon 1742 wurde ſowol von der Harlinger Gemeinde als von der ganzen frieſiſchen tauſgeſinnigten Societät-Appellation eingelegt. Sie war vergeblich. In den Jahren 1744/5 ſpielten mannigfache neue Verſuche, wie bei dem Landtage, ſo bei Prinz Friſo ſelber. Abermals erfolglos. Wenn man auch anfangs durch ein unverfängliches Verſprechen Stinſtra's zufriedengeſtellt ſchien, ſo bewirkten doch neue politiſche Intriguen ein abermals ungünſtiges Reſultat. Ein nochmaliges Geſuch des Kirchenraths im Jahre 1747 zog ſogar ſeinen Mitgliebern eine Geldbuße von 50 Goldgulden zu.

Doch alle diese Maßregeln konnten nur die Bewegung der Gemüther zu einer immer erregteren machen. Denn inzwischen hatte auch Stinstra selbst Zeit, die unfreiwillige Muße so zu verwerthen, daß eine ganze persönliche Bedeutung erst recht an den Tag trat. Den mannigfachen ungesunden Bewegungen, die um die Mitte des vorigen Jahrhunderts auf religiösem Gebiete in Holland hervortreten, den chylastischen Träumereien über Weltuntergang und Wiederkunft Christi, wozu unsere Zeit so manches Gegenstück bietet, — der unsinnigen Nervenaufrregung der Nycterker Erweckung, die allerdings von den heutzutage vielfach Mode gewordenen Revivals noch verboten wird, — endlich den krankhaften Erscheinungen unter den noch nicht durch ihre Sichtungsperiode geläuterten Herrnhuthern stellte er seinen epoche machenden Sendbrief über den Fanatismus (die Geisttreiberei) entgegen. Wie weithin und nachhaltig dieser zeitgemäße Warnungsruf wirkte, bewies nicht bloß die wiederholte Auflage desselben in Holland, sondern es wurde die kleine Schrift auch im Laufe der zwei Jahre 1752/3 in's Französische, Englische und Deutsche (mit Vorwort des berühmten Berliner Oberhofpredigers Sack) übertragen — was gewiß für die damalige Zeit viel besagt. Je allgemein anerkannter aber Stinstra's Wirksamkeit wurde, um so weniger ließ sich seine Verfeinerung auf die Länge aufrecht erhalten; zumal wo seine Gemeinde durch keine Strafandrohung in ihren Versuchen, ihn auch als Prediger wiederzugewinnen (denn Mitglied des Kirchenraths war er beständig geblieben) wankend gemacht werden konnte. Am 1. Septbr. 1757 (nach 16jähriger Suspension) wurde ihm denn in der That die Wiederaufnahme seines Amtes gestattet. Wie er dann noch drei Decennien in der mannigfachsten Weise gewirkt hat, wie seine Betheiligung an dem wissenschaftlichen Leben seiner Zeitgenossen eine so reger war, daß beispielsweise die nach seinem Tode versteigerte Bibliothek 776 Folio-, 1331 Quart-, 2594 Octavbände zählte und für mehr als 11000 Rthl. verkauft wurde, das näher auszuführen ist hier nicht der Ort. Aber das darf doch nicht völlig vergessen werden, wie er selber noch den allgemeinen Sieg der großen Principien, für die er gekämpft und gelitten, erlebte, und wie seitdem die holländisch-theologische Forschung als die einzige der deutschen Wissenschaft ebenbürtige sich zu stets neuer Blüthe entfaltet hat. Fran Luis de Leon's Proceß war der Untergang der spanischen Wissenschaft, Stinstra's Proceß der Reim der schönsten Blüthe der holländischen.

Die Frage, mit der wir von dem ersten Proceß schieden, ob die — allerdings noch immer in allen Confessionen bald offen, bald im Geheimen

hervortretenden — Inquisitionsgelüste noch einmal die freigewordene Wissenschaft zu fesseln im Stande sein möchten, ist durch den Ausgang des Stinstra'schen Falles beantwortet. Freilich spielt er im Lande der Freiheit, in den Niederlanden. Und als Stinstra 1757 freigesprochen wird, herrscht anderswo, herrscht vor Allem in Frankreich noch der krasseste Jesuitismus. Es ist noch 5 Jahre später, es ist am 10. März 1762, daß der entsetzliche Justizmord, den die Geschichte kennt, vollführt, daß der unschuldige Jean Calas in Toulouse nach gräßlicher Folter von unten nach oben langsam gerädert wird. Aber gerade diese grauenhafte Ausgeburt des Fanatismus sollte denselben für immer entwurzeln. Voltaire, der „ungläubige“, der „eigennützig“, der „geizige“ Voltaire machte die Sache der Familie Calas zu seiner eigenen. Keine Mühe, keine Feindschaft, keine Kosten hat er gescheut, bis er am 9. März 1765 die Cassirung des Toulouser Urtheils, die Entschädigung der Wittve und der Waisen erlangt hatte. In denselben Tagen hat er an d'Alembert geschrieben: „Ein Mann, dessen Stand Sie an seinen Reden erkennen werden, warf mir das Interesse vor, das ich an dieser Sache nahm. „Womit geben Sie sich ab?“ sagte er zu mir; „lassen Sie die Todten ihre Todten begraben.“ Ich antwortete ihm: „Ich habe in der Wüste den in seinem Blute gebadeten Israeliten gefunden, lassen Sie mich ein wenig Del und Wein in seine Wunden gießen. Sie sind ein Levite, lassen Sie mich ein Samariter sein.“ — Vergessen wir es vor Allem nicht, daß es die verschrieene Philosophie der Encyclopädisten gewesen ist, die den edelsten Grundsatz der modernen Zeit, die Toleranz, zum allgemeinen Menschengesetz machte; während die Kirchen sich feindlich dagegen verhielten, sich wenigstens so lange wie möglich dagegen gesträubt haben. Braucht es darnach noch einer Erklärung für die in so zahlreichen Kreisen und nicht unter den Schlechtesten unsrer Zeitgenossen weit und breit herrschende Entfremdung von allem kirchlichen Interesse? Braucht es noch des Hinweises darauf, daß die Einwirkung derjenigen, welche die Inquisition kanonisiren, stets mehr in sich selber erlahmen wird, daß nur diejenigen Vertreter der Kirchen auch für die Zukunft arbeiten, die stets des Gleichnisses von dem Samariter gedenken, welches der göttliche Stifter des Christenthums denen als Maßstab hinstellt, die nicht bloß seinen Namen, sondern seinen Geist an sich tragen.

Jahresbericht

über

die Wirksamkeit des deutschen Protestantenvereins in den Jahren 1869 und 1870.

Von dem Schriftführer des Vereins, Stadtpfarrer H ö n i g in Heidelberg.

Mit Befriedigung können wir auch diesmal wieder auf die Geschichte unseres Vereins zurückblicken seit dem Moment, mit welchem wir dieselbe unserem letzten Berichte abbrechen. Die Zeit vom Berliner Protestantentag an bis zum Ausbruch des Krieges kann nur als eine erfolg- und reichsreiche bezeichnet werden, in welcher sich der Verein nicht nur bedeutend vergrößert, sondern auch erkennbar tiefer im Bewußtsein des Volkes Wurzel flog. Mit dem Ausbruche des Krieges trat selbstverständlich eine Unterbrechung unserer Vereinsthätigkeit ein, aber daß auch diese ereignißvolle Zeit den Verein in keiner Weise erschüttert hat, beweist die Delegirtenversammlung zu Wiesbaden, der Nordwestdeutsche Protestantentag und so mancher anderer Beweis lebhaft sich regenden Vereinsgeistes.

Den Anlaß zu dem erfreulichen Aufschwung, den der Verein vor dem Kriege genommen hatte, gab hauptsächlich der vierte deutsche Protestantentag zu Berlin am 6. und 7. October 1869. *) Bekannt ist der Ausschuß des Vereins aus den Kirchen Berlins durch das Consistorium der Provinz Brandenburg unter Bestätigung durch den preussischen Oberkirchenrath, weil, wie es in dem Erlaß des Consistoriums heißt: „Der Protestantenverein, durch seine Statuten sowohl als durch die im Laufe der vergangenen Jahre vielfach von ihm ausgegangenen unzweideutigen Erklärungen, welche keinen Zweifel über die von ihm verfolgten Ziele

*) Vgl. der vierte deutsche Protestantentag, gehalten zu Berlin am 6. und 7. October 1869. Im Auftrag des geschäftsf. Ausschusses redigirt vom Schriftführer des Vereins. Verfaßt, Verlag von A. L. Friderichs, 1869.

übrig lassen, auch solchen Bestrebungen und Auffassungen der Heilswahrheit volle Berechtigung zuerkennt, welche die wesentlichen Grundlagen des christlichen Glaubens verwerfen und daher mit der Lehre, dem Cultus und der Verfassung der evangelischen Kirche im offenen Widerspruch stehen.“ Wie dieser Erlaß zeigt, war dieser Ausschluß nicht etwa eine Folge von Zweckmäßigkeitsermägungen, sondern sie war im Sinne der Behörde zugleich ein Ausschluß der Berechtigung des Vereins innerhalb der evangelischen Kirche überhaupt. Aber der Protestantentag hat sein Recht nicht von den Höhen dieser Welt zu erbetteln, er trägt es in seiner Sache und im protestantischen Geiste des deutschen Volkes: davon hat Zeugniß gegeben die zahlreich aus etwa 1500 aus dem angesehensten und gebildetsten Theile der Einwohnererschaft bestehende und mit dem größten Ernste und Interesse der Verhandlungen folgende Versammlung in der von der Stadt Berlin mit der bereitwilligsten Freundlichkeit gewährten Turnhalle und die inhaltreichen, bedeutenden Verhandlungen, die hier gepflogen wurden. Der intolerante Act der Behörde hat zwar die Kirche verschlossen, er hat aber zugleich was viel wichtiger ist, die Herzen geöffnet.

Aus den Vorverhandlungen der Ausschüsse, an denen außer den Mitgliedern des engern Ausschusses noch die Vertreter von 37 Vereinen aus den verschiedensten Theilen Deutschlands Theil nahmen, heben wir den Beschluß hervor, die Zahl der Mitglieder des engern Ausschusses auf 12 bis 25 zu erhöhen. Auf die Tagesordnung waren vorzüglich zwei Themen gesetzt, welche die brennendsten Fragen, namentlich innerhalb der preussischen Verhältnisse, betrafen: die Schulfrage und die kirchlichen Zustände der Gegenwart. Außerdem wurde von Professor von Holkenborg ein Antrag in Betreff der Todesstrafe eingebracht und Professor Vogt von Bern hatte einen Antrag von Seiten der Schweizerischen Reformvereine vorzutragen.

Was die Schulfrage betrifft, so faßte der Referent, Professor Dr. Holzmann aus Heidelberg die Grundgedanken seines Vortrags in folgende Thesen zusammen:

- I. Die oberste Leitung der öffentlichen Schule gehört dem Staate allein. Unzulässig ist daher jedes Eingreifen der kirchlichen Behörde als solcher in das Leben der Schule.
- II. Dagegen sind bei der Zusammensetzung der Schulbehörden die Interessen der kirchlichen Gemeinde so gut zu vertreten, wie diejenigen der bürgerlichen, oder die der Familien und der Pädagogik.
- III. Eine heilsame Verbindung von Kirche und Schule bleibt so lange

- unmöglich, als die kirchliche Gemeinde mit ihrem Rechtsanspruch auf eine selbstständige Leitung ihrer Interessen nicht durchgedrungen ist.
- IV. Bürgerliche Gleichberechtigung der Staatsgenossen ohne Rücksicht auf die verschiedenen Confessionen ist oberster Grundsatz unseres staatlichen Gesellschaftslebens, also auch Norm für die Ausgestaltung des Schulwesens.
- V. Die öffentliche Schule steht daher allen Confessionen offen. Mit ausschließend confessionellem Charakter ist sie ein Widerspruch in sich selbst. Kirchenschulen, wo sie noch existiren, können nur als Privatschulen gelten.
- VI. Der Gedanke, die Religion aus der öffentlichen Schule auszuschließen, würde sich nur als Mittel der Nothwehr gegenüber einer kulturfeindlichen Entwicklung der Kirchen empfehlen. Vielmehr gehört die Religion als eine Bildungsmacht erster Größe durchaus zum Ganzen der Volkserziehung und muß obligatorischer Unterrichtsgegenstand der Volksschule bleiben.
- VII. Einem solchen Religionsunterricht kann aus politischen und pädagogischen Gründen die confessionelle Bestimmtheit nicht abgehen. Deshalb müssen bei confessionell gemischter Bevölkerung Schulen mit mehrseitigem Religionsunterrichte gesetzlich ermöglicht sein.
- III. Der Religionsunterricht der öffentlichen Schule soll das Wissen und das Verständniß von der Religion, ihren Urkunden und ihrer Geschichte vermitteln. Die Heranbildung der Jugend zu thätiger Mitgliedschaft bei einer besonderen Religionsgemeinde ist Sache des Confirmationsunterrichtes.
- IX. In Betreff der Lehrerbildung verwerfen wir jede Art von theologischer Vereinseitigung und kirchlicher Dressur. Statt solcher systematischer Herabdrückung derselben verlangen wir, daß unsere Volksschullehrer religiös sittliche Charaktere und durchgebildete Pädagogen seien, welche die volksthümlichen Bildungsinteressen der Zeit zu würdigen und an ihrem Theile zu fördern wissen.

Die an diese Thesen sich anschließende Discussion entfaltete sich vorzugsweise in einem zweifachen Gegensatz. Der eine bezog sich auf das Verhältniß der einzelnen Gemeinde zum Staat in Beziehung auf das beiden zustehende Recht an die Schule. Als nämlich der Oesterreicher, Senior Dr. Baase, ebenso gegenüber der Staatsomnipotenz wie der Allgewalt der Kirche, das Gemeindeprincip betonte, und die Schule im Wesentlichen der Gemeinde als Eigenthum vindicirte, wurde zwar diese Ansicht mehrfach unterstützt, stellte sich aber im Laufe der Debatte immer mehr als nicht im

principiellen Widerspruch mit den Thesen befindlich heraus, indem allseitig ein gewisses Recht der Gemeinde auf die Schule anerkannt wurde, dagegen ein staatliches Recht gesetzlicher Regelung des Schulwesens und der Oberaufsicht auch vom Opponenten nicht geleugnet worden war. Ein eigentlicher Antrag wurde deshalb auch nicht gestellt. Tiefer griff die Differenz, welche durch Professor G. Vogt aus Bern angeregt wurde, und sich auf die These bezog, welche aussprach: „Die Religion muß obligatorischer Unterrichtsgegenstand der Volksschule bleiben“. Es trat die mannichfach unterstützte Ansicht auf, daß, wenn das Prinzip der religiösen Freiheit zur vollen Wahrheit werden solle, der Religionsunterricht wenigstens als obligatorischer Religionsunterricht von der Staatschule zu entfernen und lediglich der Kirche und Familie anheimzugeben sei, indem dabei namentlich auf die Einrichtungen in Holland hingewiesen wurde. Dieser in großer Minorität befindlichen Ansicht stand die andere Ansicht gegenüber, daß schon im pädagogischen Interesse, weil, wie die Thesen sich ausdrücken, „die Religion eine Bildungsmacht erster Größe durchaus zum Ganzen der Volkserziehung gehöre“, die Religion in den Unterrichtsorganismus nothwendiger Weise aufgenommen werden müsse. Die Discussion zeigte bald, daß die Verschiedenheit der Ansichten vorzugsweise auf der Verschiedenheit der staatlichen und kirchlichen Verhältnisse beruhte, welche den Ansichten ihre Unterlage verliehen. Indem man sich dessen von beiden Seiten bewußt ward, war es nur der Ausdruck der allgemeinen Stimmung, wenn Professor Dr. Schenkel den Antrag stellte, statt der in den Thesen aufgestellten Forderung des obligatorischen Religionsunterrichts den Satz auszusprechen: „Ob der Religionsunterricht obligatorischer Religionsunterricht der Volksschule sei, oder der Fürsorge der Familie und Kirche überlassen werden soll, darüber ist nach dem Stande des Volksbewußtseins und nach der geschichtlichen Entwicklung der Staaten und Kirchen zu entscheiden“. Mit dieser Modification fanden dann die Thesen die Billigung des erweiterten Ausschusses, welchem die Versammlung die Abstimmung über diese Frage übergeben hatte. Ein dritter Punkt, welcher der Discussion Anhalt darbot, war der Antrag der Thesen auf Confessionslosigkeit der Schule; diese Forderung fand aber nicht nur keinen Widerspruch in der Versammlung, sondern wurde von mehreren Seiten aus lebhaft betont.

Am zweiten Tage waren es „die kirchlichen Zustände der Gegenwart“, welche durch ein Referat von Dr. Schenkel zur Besprechung kamen. Die Resolutionen, in welchen der Redner seinen Vortrag zusammenfaßte und welche die Versammlung schließlich zu den ihrigen machte, waren folgende:

1. Die evangelische Kirche Deutschlands ist hauptsächlich deshalb im Innern zerrissen und erlahmt und gegen römische Angriffe und Uebergriffe theilweis machtlos, weil die freie Entfaltung ihrer Principien und Lebensbedingungen in weiten Kreisen amtlich verkümmert und gehemmt ist.
 2. Statt der Consistorial- und Pastoralkirchen, dieser Verzerrungen protestantischer Lebensgemeinschaft, fordern wir die volksthümliche deutsche Gemeindefirche. Die Einrichtungen, wie sie den sechs östlichen preussischen Provinzen in einer sogenannten Synodalordnung geboten worden, sind bloße Scheinconcessionen an das Gemeindeprincip.
 3. Jede Beschränkung der wissenschaftlichen Forschung und der kirchlichen Lehrfreiheit durch Dogmenzwang ist eine schwere Verletzung der evangelischen Lebensgemeinschaft, deren alleiniger Meister Jesus Christus ist, der Erlöser und Vollender der Menschheit.
 4. An dieser Grundwahrheit evangelischen Christenthums hielten wir von jeher und halten wir fest, und legen darum Verwahrung ein gegen Dogmenknechtschaft und Bekenntnißzwang. Wer hierin ein Verleugnen der christlichen Heilswahrheit sieht, und nach Pharisäer- und Schriftgelehrten-Art unsern Ausschluß von der christlichen Gemeinschaft begehrt, der verleugnet die sittliche Grundwahrheit des Christenthums — die Liebe.
 5. Die unbewiesenen Vorwürfe der preussischen Kirchenbehörden gegen unsern Verein weisen wir mit Entrüstung zurück. Jede dogmatische Ueberzeugung ist uns willkommen, die auf dem Einen, alten und unvergänglichen Grunde des stets sich verjüngenden Christenthums mit uns arbeiten will an der Erneuerung und Belebung unserer Kirche im Geiste evangelischer Freiheit und im Einklang mit der gesammten Culturentwicklung.
 6. Alle deutschen Männer, welche mit uns dasselbe wollen, werden von uns hiermit aufs neue zu gemeinsamer Arbeit, zu gemeinsamem Kampfe gegen alles unprotestantische und hierarchische Wesen und zu gemeinsamem Schutze des Rechts, der Ehre und der Freiheit unseres deutschen Protestantismus öffentlich und feierlich aufgerufen.
- Eine eigentliche Discussion knüpfte sich an diese auf anerkannten Thatsachen gegründeten Resolutionen nicht; zwei Stimmen erhoben sich, jedoch nur, um der mit den Thesen in vollem Einklang stehenden Stimmung unseres Herzens einen entschiedenen und energischen Ausdruck zu verleihen.
- Einen dritten Gegenstand, an welchen sich jedoch ebenfalls keine Dis-

cussion knüpfte, bildete der Antrag des Professor von Holkenborff, welcher lautete: „Die von einem Theile der Geistlichkeit in Schriften und Versammlungen unternommenen Versuche, die Beibehaltung der Todesstrafe als einen das Gewissen bindenden Glaubenssatz und ein der Obrigkeit durch die göttliche Ordnung auferlegtes Gesetz aufzustellen, sind durchaus unberechtigt. Sie verletzen die auch in diesem Stücke zu wahrende Freiheit des Gewissens und der Lehre und entstammen dem hierarchischen Geist des Staatskirchenthums.“ Es handelte sich dabei nicht um einen Ausspruch des Protestantentags über die Berechtigung oder Nichtberechtigung der Todesstrafe, sondern um eine Verurtheilung jenes hierarchischen Verfahrens, welches die Anerkennung der Todesstrafe zu einem christlichen Dogma macht und von diesem Gesichtspunkt aus jede andere Ansicht verdammt; es handelte sich um eine Wahrung der Freiheit, der Ueberzeugung in dieser Culturfrage vom religiös-christlichen Standpunkt aus. In diesem Sinne aber stimmte die überwiegend große Majorität der Versammlung freudig für den Antrag.

Zu erwähnen ist auch der Anschluß der sonst so vielfach andersgestalteten Reformvereine der Schweiz an den deutschen Protestantenverein, welcher durch einen Abgesandten der ersteren, Hrn. Prof. Vogt von Bern, auf dem Berliner Protestantentag beantragt und unter der Voraussetzung, daß von den Schweizern der §. 1 des Statuts anerkannt wird, vom Ausschusse angenommen worden ist. Herr Vogt erschien als Vertreter der Vereine zu Bern, zu Neuchâtel, St. Gallen, Aargau und Basel. Die beiden ersten Vereine übersandten Adressen, von denen wir namentlich aus der von Langhans verfaßten Bernischen einige Worte hervorheben. „Ist es doch Ein Ziel, Ein Zweck, heißt es darin, der uns allseits verbindet: jenes Evangelium der Liebe und Gotteskindschaft, wie Jesus es mit Wort und That so herrlich verkündigt hat, endlich entledigt aller abergläubischen Vermummung, zu einer Wahrheit, zum durchdringenden Sauerthaug in allen Verhältnissen der heutigen Cultur, zum unerschütterlichen Grunde einer alle Völker umschlingenden, alle Völker befreienden Weltreligion zu machen. Und es ist Ein Feind, der unter der verschiedensten, römischen wie protestantischen Verkleidung der Erreichung solchen Zieles entgegensteht. Hier ein sadducäisches Priesterthum, das im Bunde mit allen fortschrittfeindlichen Mächten der Gegenwart die Religion zum Deckmantel geistlicher Herrschsucht, der Vergewaltigung der Gewissen, bürgerlicher und gesellschaftlicher Knechtung macht; dort pharisäische Frömmigkeit, welche, jede sittliche Thatkraft lähmend, das Heiligste zur Phrase, zur Aeußerlichkeit, zum gemeinen Parteizweck erniedrigend und durch die That es täglich

schändend, mehr als Materialismus und Unglaube, als das eigentliche Widerchristenthum der heutigen Zeit bezeichnet werden muß. Und Ein Mittel, Eine Waffe, solchen Feind zu bekämpfen, bei Ihnen, wie bei uns! Nicht ein geschriebener Buchstabe, eine Satzung oder ein von Priestern und Königen ins Grab gelegter Christus; sondern der lebendige, der seiner Bande entledigte Christus, wie er im Geiste durch die Jahrtausende wandelnd, jedem Gewissen als das Heil der Welt, die unerschöpfliche Quelle der Liebe, der Versöhnung, der Aufopferung bis in den Tod sich fortwährend kund gibt; das Wort der Wahrheit, das von ihm ausgeht; das Schwert des Geistes, das von ihm, das von den großen Reformatoren geführt, auch in unsrer Hand den Sieg über alle Mächte der Finsterniß uns zweifellos verbürgt.“

An diese Mittheilung schließen wir eine andere ähnlichen Inhaltes an. Wie aus der Schweiz, so ist aus England dem Protestantenverein von einem verwandten Vereine ein herzlicher Gruß und der Wunsch nach einer engeren Verbindung der Vereine zugegangen. Die „British and Foreign Unitarian-Association“, welche sich gleichfalls wie auch unser Verein die Freiheit des Gewissens und der Lehre und die Verwirklichung derselben durch Anwendung des Gemeindepincips zum Ziele gesetzt, hat sich in einem Schreiben vom 13. Mai v. J. an den Ausschuß des Protestantenvereins gewandt, welches von demselben erwiedert worden ist mit einer bereitwilligen Zusage der gewünschten engeren Verbindung. Wir theilen diese Correspondenz in folgendem mit.

Schreiben des geschäftsführenden Ausschusses der British and Foreign Unitarian-Association an den Ausschuß des Protestantenvereins.

Geehrte Herren!

Der Ausschuß des Britischen und auswärtigen Vereins hat von Zeit zu Zeit mit lebhaftem Interesse von den Bestrebungen Ihres Vereins vernommen, eine christliche Kirche in Deutschland zu gestalten, welche von ihren Geistlichen und Gliedern keine Verpflichtung auf die Glaubensbekenntnisse verlangt, sondern das Denken frei und unbeschränkt läßt in seinem Suchen nach der religiösen Wahrheit; und von Ihrem Bestreben, Principien religiöser und politischer Freiheit auszutreuern, ganz in Uebereinstimmung mit den Tendenzen der Britischen Unitarischen Gesellschaft in England.

Auf Grund dessen fühlen wir uns gedrungen, Ihrem Vereine unsere Sympathie und Zuneigung auszudrücken.

Zugleich senden wir Ihnen hiermit eine Abschrift unseres letzten Jahresberichts und werden uns glücklich fühlen, künftighin über den Fort-

Schritt unsrer beiderseitigen Bemühungen, unser gemeinsames Werk in den beiden Ländern zu fördern, die Berichte gegenseitig austauschen zu können.

Gezeichnet im Namen der Brit. u. Ausw.

Unitarischen Gesellschaft:

Samuel Sharpe, Präsident.

Rev. Spears, Secretär.

Antwort des geschäftsführenden Ausschusses an den Vorstand der Britischen Unitarischen Association.

Hochgeehrte Herren!

Der geschäftsführende Ausschuss des deutschen Protestantenvereins hat mit lebhafter Befriedigung von Ihrer freundlichen Zuschrift vom 13. Mai d. J. Kenntniß genommen, und ist gerne bereit, zu einem wechselseitigen Verkehr Ihrer Gesellschaft mit unserm Vereine mitzuwirken.

Indem die beiden Vereine auf eine Erneuerung des christlichen Lebens in Harmonie mit der Culturentwicklung unsrer Zeit hinstreben, im Gegensatz zu allem engherzigen Dogmatismus die Principien der freien Forschung, der Gewissens- und Bekenntnißfreiheit hochhalten, und im Gegensatz zu aller Hierarchie in der freien Gemeindeverfassung die Grundbedingung einer Reform der Kirche erkennen, sind sie unzweifelhaft innerlich verwandt.

Wir würden uns freuen, wenn Sie unsern nächsten Protestantentag der Ende September oder Anfang October in Darmstadt gehalten wird — (den Tag werden wir später genau bezeichnen und Ihnen mittheilen) — besichtigen wollten und beehren uns, den Bericht über den Protestantentag von Berlin vom Jahr 1869 Ihnen zu übersenden.

Heidelberg, den 27. Mai 1870.

Der geschäftsführende Ausschuss des deutschen Protestantenvereins.

Bluntschli, Präsident.

Hönig, Secretär.

Mögen diese internationalen Begrüßungen und Verbindungen außer dem ermunternden Bewußtsein gemeinsamer Arbeit, gleicher Ziele unter ganz verschiedenen Verhältnissen, auch keinen sichtbaren practischen Erfolg haben, so sind sie doch wichtig als Zeugnisse der Achtung, welche auch weit über die Grenzen des deutschen Vaterlandes die Bestrebungen des Vereins sich errungen haben, sie sind uns eine Bürgschaft der Allgemeingültigkeit des im Vereine zum Ausdruck gelangten religiösen Bewußtseins.

In Zusammenhang mit dem Berliner Protestantentag theils als Vorbereitung dazu, theils als Wirkung desselben, sind eine Reihe neuer Vereine in Norddeutschland gegründet worden. So nach einander in Magdeburg,

von wo in Berlin bereits ein Vertreter anwesend war, in Triptis im Weimar'schen, in Osnabrück, in Hildesheim, in Brieg in Schlesien, in Stettin. Die nordwestdeutschen Protestantenvereine, im Bewußtsein der Gleichartigkeit ihrer Interessen und der Nothwendigkeit eines engeren Zusammenhanges, schlossen sich zu einem „Nordwestdeutschen Protestantenverein“ zusammen, welcher eine Organisation innerhalb des allgemeinen Vereins darstellt, von einem eigenen Ausschuss geleitet wird und alljährlich einen nordwestdeutschen Protestantentag abhält. Am erfreulichsten wegen ihres raschen, energischen Vorgehens und weil sie ausschließlich in der Hand von Laien lag, war die Bewegung, welche im Herzogthum Sachsen-Altenburg, in einem bisher allen freieren religiösen Regungen verschlossenen Lande, bald nach dem Protestantentag erwachte und eine Organisation des Protestantenvereins über das ganze Land in kurzer Zeit zu Stande brachte. Am 19. Dezember constituirte sich der Altenburger Protestantenverein, ohne daß ein einziger Landesgeistlicher daran theilnahm. Eines raschen Wachsthums erfreute sich der Schlesische Landesverein, der am 21. März seinen Protestantentag in Breslau abhielt. Der thätigste, frischeste, erfolgreichste Verein war aber ohne Zweifel der hessische, der wieder eine ganze Anzahl neuer Zweigvereine gründet und eine unermüdlche, in fast wöchentlichen Versammlungen sich kundgebende Agitation für die Verwirklichung seiner Ziele in Hessen unterhält. Mit großer Rührigkeit stritten die Weimarischen Protestantenvereine für das Zustandekommen einer liberalen Kirchenverfassung; in Nassau bildete sich nicht bloß in Wiesbaden ein Ortsverein, sondern es schloß sich auch der dort schon längst bestehende Landesverein, die Nassauische Protestanten-Conferenz, an den Protestantenverein an. Der protestantische Verein der Pfalz hat am Pfingstmontag eine Landesversammlung abgehalten, welche Zeugniß ablegte von dem frisch pulsirenden Leben, welches den Pfälzer Verein immer noch erfüllt. So war allenthalben das Vereinsleben neu angeregt und belebt worden, der Verein nahm nicht bloß äußerlich zu, sondern stärkte sich auch innerlich an Kraft und öffentlichem Ansehen.

Leider haben wir auch von schmerzlichen Verlusten zu berichten, welche in diesem Jahre der Verein zu empfinden hatte. Zwei hervorragende Mitglieder desselben, zugleich Mitglieder des Ausschusses, sind unerwartet rasch aus der Welt abgerufen worden. Am 13. Januar starb nach kurzer schwerer Krankheit Prediger Rosenhagen in Dresden, ein Mann, der in seinem vielbewegten, schicksalsreichen Leben der protestantischen Sache mit

einer Ueberzeugungstreue, einem sittlichen Muth und einer Aufopferungsfähigkeit diene, wie es wohl wenige Beispiele gibt. Ein Holsteiner, zu Ahrensburg am 6. März 1817 geboren, kämpfte er seit 1848 als Mitglied der Schleswig-Holsteinischen Landesversammlung für die Befreiung seines Vaterlandes von dem dänischen Joch. In Folge dessen gezwungen, sein Vaterland zu verlassen, fand er einen neuen, wenn auch kleinen Wirkungskreis an der reformirten Gemeinde in Dresden. Für den Protestantenverein war er unermüdlich thätig. Der von ihm gegründete Dresdener Verein ist einer der ältesten in Deutschland; die der Religion entfremdeten zu überzeugen und für die Religion wieder zu erwärmen, hat er keine Mühe gescheut und hat auch manchen schönen Erfolg in dieser Arbeit erzielt.

Am 22. März starb in Coburg der General-Superintendent Dr. Karl Friedrich Meyer, eine ächt deutsche und protestantische Natur, in der sich eine reich sprudelnde Gemüthsfülle mit einer energischen Kraft vereinigte. Geboren am 23. September 1803 zu Apelern (Kurhessen), studirte er zu Marburg, wurde 1833 Rector an der Schule seiner Vaterstadt, 1836 Rector zu Grove-Rodenberg, wo eine mit glänzender Beredsamkeit gehaltene Grabrede ihm einen Ruf als Prediger nach Kassel verschaffte (1839). Hier bald zum gefeiertsten Kanzelredner geworden, war er zugleich wegen seiner religiösen und politischen Freisinnigkeit eine im Lande hochgeachtete Persönlichkeit, wovon seine Wahl in den Landtag 1848 ein lautredendes Zeugniß war. Die Stellung eines Consistorialraths und Mitgliedes der Ober Schulcommission gab er unter dem Ministerium Hassenpflug auf.

Im Jahre 1858 folgte er dem an ihn ergangenen Ruf als General-superintendent und Referent in Kirchen- und Schulsachen nach Coburg, wo ihm eine neue einflußreiche, segensvolle Wirksamkeit eröffnet wurde. Er war ein Mitgründer des Protestantenvereins. Den ersten Protestantentag hat er mit einer zündenden Predigt eingeleitet und wesentlich zu seinem Gelingen beigetragen. Auf keiner Versammlung fehlte er, und immer trug er durch sein frisches, munteres, gemüthliches Wesen, durch seine einschlagenden kraftvollen Reden wesentlich zu dem gesunden, kräftigen Geiste bei, welcher bis jetzt alle Versammlungen des Protestantenvereins erfüllt hat.

Beide Männer waren leider schon unter den Todten, als der Ausschuß am 20. April auf der Wartburg zusammentrat, um für die Zukunft Beschlüsse zu fassen, insbesondere in Beziehung auf den bevorstehenden Protestantentag. Nachdem schon in Berlin eine Anzahl von Einladungen für den Protestantentag eingegangen waren, von Hannover, Dresden, Leipzig und Darmstadt,

handelte es sich in Eisenach lediglich um die beiden letztern Orte, von denen jeder viele zu gute Gründe für sich hatte. Allein die Entschiedenheit, mit welcher Darmstadt einlud, die Freundlichkeit, mit welcher die Stadtbehörde die Kirchen zur Verfügung stellte, die tiefe Volksbewegung daselbst bestimmten die Versammlung Darmstadt zu wählen und den Protestantentag auf Ende September oder Anfangs October dahin zu verlegen.

Als Themata der Verhandlungen wurden folgende einstimmig beschlossen: 1) Deutsche Aufgaben gegenüber dem Concil und dem Jesuitenorden. Referent: Geh. Rath Dr. Bluntschli von Heidelberg. 2) Protestantische Aufgabe gegenüber dem Papstthum innerhalb der evangelischen Landeskirchen. Referent: Professor Dr. Baumgarten von Rostock.

Eine wichtige Frage für den Verein, welche hierauf verhandelt wurde, ist die Frage, in welcher Weise dem Verein größere Geldmittel zum Zwecke einer ausgedehnteren Thätigkeit geschafft werden können, da der Mangel daran schon häufig den Verein in die Lage setzte, Anträge von folgenreicher Wichtigkeit ablehnen zu müssen. Die Versammlungen, die Ausschusßsitzungen, die Flugblätter und Aehnl. erfordern schon nicht unbedeutende Mittel, aber der Verein sollte in der Lage sein, noch viel mehr zu leisten: er sollte einen Vereinsbeamten, der seinen Beruf dem Verein widmet, besolden können; er sollte aber vor Allem eine der wichtigsten Pflichten, die Unterstützung derjenigen Mitglieder, welche um ihrer Ueberzeugung willen Amt und Brod verlieren, zu leisten im Stande sein. Der Ausschusß faßte daher folgende Beschlüsse: 1) die Localvereine aufzufordern, zur Vermehrung des Vereinsvermögens außerordentliche Sammlungen zu veranstalten; 2) direkte Mitglieder (die ein Minimum von 20 Sgr. direkt bezahlen) anzuwerben, und zwar dadurch, daß in einem gedruckten Briefe, welcher den Vereinen in größerer Zahl von Exemplaren zuzuschicken ist, Einzelne persönlich aufgefordert werden sollen, dem Vereine als directe Mitglieder beizutreten.

Endlich wurde das Bedürfniß gefühlt, schon im gegenwärtigen Augenblick eine öffentliche Kundgebung zu erlassen, welche die kirchlichen Zustände in scharfer Weise beleuchtete und damit den Protestantentag vorbereitete. Dieses von Professor Baumgarten entworfene Manifest lautete folgendermaßen:

Ansprache an das deutsche protestantische Volk von dem Ausschusß des deutschen Protestantenvereins.

Beschlossen in der Sitzung vom 20. April auf der Wartburg.

Dem deutschen Protestantenverein, der seit 7 Jahren an seinem Theile an der Lösung

der kirchlichen Fragen arbeitet, möge es gestattet sein, in einer so ernsten Zeit, wie die jetzige, an das deutsche evangelische Volk ein offenes Wort zu richten.

Seit einem Jahre hält nicht bloß die katholische Welt, sondern auch die protestantische ihre Augen nach Rom gerichtet und staunt über die Kühnheit, mit welcher Papstthum und Jesuitismus der Geschichte und Bildung von drei Jahrhunderten Hohn sprechen. Es wäre gut, wenn die Verwunderung bei Allen der Antrieß zur Besinnung würde. Dann würde man einsehen, daß die lange Gleichgültigkeit und Sorglosigkeit der katholischen Bevölkerungen in religiösen Dingen zu dem Gipfel der in Rom jetzt siegenden Anmaßungen die Stufen gezimmert hat. Wir wünschen von ganzem Herzen, daß der jetzt in einem Theil des katholischen Klerus und Laienstandes erwachte Widerstand nicht wiederum wie schon so oft ermatten möge; können uns aber nur dann einen segensreichen Erfolg davon versprechen, wenn man endlich den Muth faßt, sich von dem falschen Grundprincip der päpstlichen Ansprüche loszusagen.

Diesen Wunsch für unsere katholischen Brüder können wir aber nicht ohne die tiefste Selbstbeschämung aussprechen. Denn unsere protestantische Kirche, welche ihnen auf der Bahn der Freiheit voranleuchten sollte, liegt selbst verstrickt in den Banden einer neuen „babylonischen Gefangenschaft.“ Das Dogma der Unfehlbarkeit hat zwar noch kein protestantischer Kirchenfürst zu proclamiren gewagt; aber wie in der katholischen Kirche die Praxis der Unfehlbarkeit dem Dogma die Bahn gebrochen, so befinden auch wir uns schon lange auf dem Wege dieser grundverderblichen Praxis. Denn ist es nicht eine Anwendung der Unfehlbarkeitslehre, wenn man die dogmatischen Formeln des 4. und 5. Jahrhunderts, wenn man die symbolischen Sagen der Reformationszeit als unantastbare Normen aufrichtet, um nach ihnen die christliche und kirchliche Würdigkeit abzuschätzen? Und wenn man beachtet, wie die Kirchenregimente mit den evangelischen Landeskirchen verfahren, wie oft sie ohne irgend genügende Begründung und Rechtfertigung gebieten und verordnen, wie oft sie sich über die gewichtigsten Einwendungen und Vorstellungen hinwegsetzen, wie wenig sie sogar von Selbstwidersprüchen zurückscheuen, ist es nicht, als hätten sie das Monopol der Weisheit vom Himmel empfangen und als wären ihnen die Landeskirchen für ihre infalliblen Experimente zur Verfügung gestellt? Und wie gehen die Pastoren nicht selten mit ihren Gemeinden um? Wahrlich, nicht nach der apostolischen Vorschrift als „Gehülfen der Freude“, sondern vielmehr als „Störer des Glaubens“ (2. Kor. 4, 24). Was sie lehren, predigen, befehlen, suchen sie nicht durch Gründe, nicht durch „Beweisung des Geistes und der Kraft“ ihren Brüdern annehmbar zu machen, sondern sie verlangen für ihre pastorale und gleichsam göttlich privilegierte Autorität einen unterwürfigen und knechtischen Gehorsam. Fürwahr, es gibt in der Welt Nichts, was an Schädlichkeit und Verderblichkeit diesem falschen Christenthum, diesem abgefallenen Protestantismus gleichkommt!

Das ursprüngliche Christenthum erscheint in der Geschichte als die höchste Energie des menschlichen Geistes und Willens, welche der alternden Menschheit eine neue Jugend verleiht. Und die Reinigung des durch das Papstthum verfälschten Christenthums in der Reformation ist die große Epoche, aus welcher die ganze Neuzeit ihre hohen Ziele und ihre geistigen Kräfte großentheils empfangen hat. Es ist die gefährlichste Fälschung des öffentlichen Gewissens, es verräth eine tiefbringende Fäulniß der geistigen Zustände, wenn die gegenwärtige protestantische Orthodoxie, welche die urchristliche Kraft verleugnet, welche aus der Geistesfreiheit der Reformation in die Buchstabennacht des Mittelalters zurückgesunken ist, als die privilegierte Vertretung des protestantischen Christenthums aus,

schließliche Geltung beansprucht und behauptet. Wir wollen zwar nicht in Abrede stellen, daß auch die herrschende Kirchlichkeit auf einzelne besonders geartete Seelen noch heilsamen Einfluß ausübt, daß sie auch in einzelnen Zweigen christlicher Lebensthätigkeit noch aner kennenswerthe Früchte trägt, aber auf das Ganze gesehen wirkt sie höchst verderblich: in religiöser Hinsicht treibt sie die starken Geister in den Unglauben, die schwächeren dagegen verführt sie zum Aberglauben; in moralischer Hinsicht verleitet sie die unfertigen Charactere zur Schlassheit und zur Heuchelei, die ernsteren entweder zur pietistischen Aengstlichkeit oder zum Fanatismus und Zelotismus. So schädigt dieser unwahre Protestantismus den werthvollsten Schatz des deutschen Volkes, seine geistigen, religiösen und sittlichen Kräfte. Darum ist es eben so unverständlich wie herzlos, wenn Solche, denen doch die deutsche Zukunft am Herzen liegt, es für eine geistige Höhe halten, sich um diese drohendste Gefahr nicht zu kümmern. Denn um nur das Eine zu nennen, keine Freiheit ist gesichert, so lange nicht die religiöse Gewissensfreiheit ein unantastbarer Bestandtheil des öffentlichen Lebens geworden ist.

Diese sträfliche Gleichgültigkeit muß ein Ende haben. Denn noch weit weniger als das katholische Volk ist das protestantische zu entschuldigen, daß es hier in Trägheit und Schläfrigkeit das Kleinod der evangelischen Freiheit, für welches die Väter Gut und Blut eingesetzt, hat rauben lassen. Jetzt, wo das große Schauspiel in Rom das Bild unserer eigenen wirklichen Verkommenheit abspiegelt, jetzt hat eine große Entscheidungsstunde geschlagen; hört das deutsche Volk jetzt nicht auf den Hahnenschrei, der das schlafende Gewissen weckt, geht es fort in seiner gewohnten Träumerei, dann darf es sich nicht wundern, daß die Ketten der geistigen Knechtschaft noch fester geschmiedet werden. Darum rufen wir mit lauter Stimme: Schau hin deutsches Volk nach den Schweizer Bergen, auf denen jüngst ein schönes Morgenroth glühte, als Protestanten und Katholiken in großer Versammlung einmüthig gegen die Anmaßungen der Priesterschaft feierlich Protest erhoben. Wache auf deutsches protestantisches Volk, nimm die heilige Urkunde deiner Christenfreiheit, nimm die deutsche Bibel zur Hand und fordere mit Christi Worten Rechenschaft von denen, welche deine Kirche vergewaltigen. Ja, deutsches Volk, mache deine protestantische Freiheit mit heiligem Ernst und männlichem Nachdruck geltend, und der angemachte Thron einer erlogenen Unfehlbarkeit stürzt zusammen.

Damit aber die kirchliche Freiheitsbewegung von Unordnung und wüster Regellosgkeit bewahrt bleibe, bitten wir Euch, protestantische Männer, Euch uns anzuschließen, die wir uns zur Erneuerung der evangelischen Kirche verbunden haben. Wir halten uns verpflichtet, die Hauptgrundsätze, auf deren Behauptung es in dieser entscheidungsvollen Zeit vornämlich ankommt, Euch an's Herz zu legen.

I. Wir protestiren gegen jede Dogmenherrschaft und verlangen, daß die kirchliche Berechtigung nicht von Glaubenssätzen und Kirchengebräuchen, sondern von der christlichen Gesinnung abhängig zu machen ist. Wir wollen keine geschichtslose Religiosität, sondern halten fest an dem geschichtlichen Christus als Gründer und Haupt der christlichen Kirche. Wir halten fest an den durch die glorreiche Reformation errungenen Gütern des sittlich religiösen Geistes. Aber wir erklären, daß Jeder, der mit uns an diesen Fundamenten festhält, sei das nun in der kirchlich hergebrachten, oder in einer dem modernen Bewußtsein entsprechenden Weise, in der evangelischen Kirche vollberechtigt ist und halten dafür, daß die Erklärung der kirchlichen Gleichberechtigung der verschiedenen dogmatischen Standpunkte innerhalb der christlichen Gesinnung der einzig richtige Anfang aller kirchlichen Reform ist.

II. Wir protestiren gegen alle Priesterherrschaft und verlangen die Anerkennung des urchristlichen und urprotestantischen Gemeindeprincips. Wir warnen in dieser Beziehung mit allem Ernst vor einer großen Gefahr. Die Kirchenregimente haben endlich erkannt, daß das Recht der Gemeinden auf Mündigkeit und Selbstständigkeit nicht länger verweigert werden kann, aber anstatt das Unrecht der bisherigen Bevormundung aufrichtig zu bekennen und offen und ehrlich in eine neue Bahn einzulenten, suchen sie durch eine scheinbare Nachgiebigkeit die Herrschaft der Consistorien und Pastoren zu befestigen. Wollen die Gemeinden nicht in eine noch größere Gebundenheit versinken, so mögen sie eilen, sich gegen dieses höchstgefährliche Trugbild des Gemeindeprincips zu verwahren. Sie müssen mit entschlossenem Ernste den verlorenen Grundsatz zurückerobern, daß nicht das geistliche Amt, sondern die Gemeinde in allen kirchlichen Angelegenheiten die letzte Instanz ist; sie müssen nachdrücklich fordern, daß die jungen Theologen auf den Gymnasien und Universitäten nicht länger künstlich abgerichtet, sondern zu selbstständigen Persönlichkeiten herangebildet werden; sie müssen das protestantische Grundrecht, die freie Pfarrwahl wieder zurückverlangen.

III. Wir protestiren gegen allen Staatszwang in religiösen Angelegenheiten und verlangen, daß die Selbstständigkeit der Kirche endlich zur Wahrheit werde. Wir müssen den Schwerpunkt des Christenthums wieder dahin zurückverlegen, wohin Christus selbst ihn zuerst gelegt hat, nämlich in das Herz und das Gewissen der Völker. Freiheit ist das Element der christlichen Religion und aller Zwang tödtet ihren Lebensnerv. Wir verlangen, daß der Staat bei Anstellung seiner Beamten nicht frage nach dem religiösen Bekenntniß, sondern nach der vorliegenden Leistungsfähigkeit; wir verlangen, daß der Staat die Rechtsform der Eheschließung so ordne, daß die kirchliche Einsegnung ein Act der religiösen Freiheit werde, wir verlangen, daß auch die Schule von dem Drucke befreit werde, welchen der Staat im Dienste einer engherzigen Kirchlichkeit noch übt. Wenn somit nicht länger die Staatsgewalt für die kirchlichen Zwecke gemißbraucht wird, dann erst bekommt die Kirche Raum, ihre Selbstständigkeit auszubauen, dann erst wird ihre Arbeit die volle Kraft gewinnen und ihre Erscheinung die ächte Schönheit.

Wir erklären feierlich, nicht die Zerstörung des Christenthums, sondern die Bewahrung und Fortpflanzung desselben ist das uns treibende Motiv. Wir bekennen uns zu der Hoffnung, daß der Protestantismus seiner jetzigen Fesseln entledigt unser ganzes Volksleben auf's Neue und zwar in einer noch nie gesehenen Weise geistig befruchtet und sittlich erheben wird. Wir behaupten, daß, wenn den kirchlichen Eifern, welche unaufhörlich als Achristen und Antichristen schmähen, auf ihrem verderblichen Wege nicht Einhalt gethan wird, das Christenthum entweder zu einer äußerlichen Gesetzesanstalt verdorben oder zu einer Secte verkrüppelt werde.

Wenn das deutsche Volk sich entschließt, mit den Grundsätzen, die wir vertreten, thatsächlich Ernst zu machen, dann wird das Werk der Reformation, welches seit Jahrhunderten durch die Consistorien und die Theologen gehemmt ist, weiter geführt werden und seiner großartigen Anlage nach mit Gottes Hülfe sich zu einer deutschen Volkskirche gestalten. Und in dem Maße, als auf dieser Bahn vorgegangen wird, werden unsere katholischen Brüder den Muth gewinnen, endlich die Fessel der römischen Fremdherrschaft abzuwerfen, und so wird der confessionelle Riß, der wie nichts Anderes unser deutsches Volksleben zerklüftet, sich endlich schließen. Erst dann kann das deutsche Volk seiner hohen Bestimmung auf geradem Wege entgegengehen, — zum Heil der Menschheit. Denn die religiöse Frage, welche gegenwärtig die ganze civilisirte Welt in ihren Tiefen bewegt

kann ihre befriedigende Antwort nur in der Nation finden, in welcher die Innigkeit des religiösen Gefühls mit der Kraft des reinen Denkens sich zu verschmelzen trachtet.

Im Bewußtsein, daß der Genius des deutschen Volkes an einem Scheidewege stehe, haben wir heute den Beschluß gefaßt, an dem nächsten Protestantentage, der im Herbst zu Darmstadt gehalten wird, zu behandeln:

- 1) Die deutschen Aufgaben gegenüber dem römischen Concil und dem Jesuitenorden.
- 2) Die protestantischen Aufgaben gegenüber dem Papstthum innerhalb der evangelischen Landeskirchen.

Wir bitten diejenigen unserer protestantischen Brüder, welche bereits unserm Vereine angehören, im Angesicht der ernsten Zeitlage, diesen Fragen die volle Aufmerksamkeit zuzuwenden und unser Streben mit voller Kraft zu unterstützen. Diejenigen dagegen, welche sich bisher von unsern Bestrebungen fern gehalten haben, bitten wir dringend, daß sie sich nicht wollen abhalten lassen weder durch die auf der rechten, noch durch die auf der linken Seite, unsere Grundsätze ernstlich zu prüfen. Wir zweifeln nicht daran, daß diese Prüfung sie überzeugen wird, daß unser Verein unter den gegenwärtigen Umständen dem deutschen Volk für sein allerdringendstes Bedürfniß eine nicht abzuweisende Hülfe anbietet. Und wer sich davon überzeugt hat, der zögere nicht, sondern trete zu uns und helfe uns kämpfen und arbeiten für das heilige Werk der deutschen Zukunft.

Im Auftrage und Namen des Ausschusses

Der Präsident: Bluntschli.

Der Sekretär: König.

Der Ausschuß war eben mit den Vorbereitungen auf den nach den Umständen viel versprechenden Protestantentag beschäftigt, als der Krieg ausbrach, alle Kräfte und Geister für sich in Anspruch nahm und naturgemäß alle weitere Thätigkeit des Vereins auf unbestimmte Zeit vertagte.

Indeß hat der Ausschuß auch während des Krieges die Sorge um die ihm anvertraute Sache nicht aus dem Auge verloren, und sobald ein Ruhepunkt in der kriegerischen Bewegung eingetreten war, trat er zu einer Berathung in Gießen am 6. Nov. 1870 zusammen, um die Frage in Erwägung zu ziehen, was angesichts der durch den Krieg geschaffenen Lage sich als Aufgabe für die nächste Zukunft stelle. Man war darüber einig, daß die Verhältnisse sowohl in der katholischen als in der evangelischen Kirche, welche die Beschlüsse in Beziehung auf den Protestantentag hervorgerufen hatten, noch unverändert seien, daß daher keine Veranlassung vorliege, die Themata für denselben abzuändern. In Beziehung auf die liberale katholische Bewegung war man der Meinung, daß der Verein sich in dieselbe nicht einmischen dürfe, sondern daß sie sich selbst vorerst überlassen bleiben müsse. Ein Gedanke wurde hier ebenfalls angeregt, welcher dem Verein ein praktisches Ziel für seine Wirksamkeit steckte, nämlich dahin zu wirken, daß in der Reichsverfassung auch die geistigen Interessen mehr Berücksichtigung finden, daß, namentlich den ultramontanen Angriffen gegenüber, dem con-

cessionellen Frieden, der Freiheit des Bekenntnisses und der wissenschaftlichen Entwicklung der Schutz des Reiches garantirt werde.

Der Gedankenaustausch dieser Versammlung führte ebenfalls wieder zu einer Rundgebung, die wir in folgendem mittheilen.

Der engere Ausschuß des deutschen Protestantenvereins an die deutschen Protestanten.

In unserer Ansprache aus der Wartburg vom 20. April 1870 haben wir bei unserer Einladung zu dem fünften Protestantentage nach Darmstadt folgende Gegenstände der Verhandlung bezeichnet: 1) die deutschen Aufgaben gegenüber dem römischen Concil und seinen Beschlüssen; 2) die protestantischen Aufgaben gegenüber dem Papstthum innerhalb der evangelischen Landeskirchen.

Die damals angekündigte Versammlung mußte verschoben werden, weil inzwischen der Krieg mit Frankreich alle Gemüther in Spannung erhielt.

Der hergestellte Friede gestattet uns, jene Einladung zu erneuern, freilich zu unserm Bedauern nicht schon auf die Tage nach Pfingsten, indem Hindernisse, die wir nicht zu beseitigen vermochten, eingetreten. Wir werden den Zeitpunkt der diesjährigen Versammlung später bekannt geben.

Der Grundgedanke des früheren Programms bleibt bestehn, und nur die Ausbildung desselben bedarf einer zeitgemäßen Aenderung.

Der Krieg hat die so lange Zeit vergeblich begehrte Einigung der deutschen Stämme zu einem deutschen Volke und Reiche glücklich zu Stande gebracht. Es hat sich in dem großen Gang der Ereignisse eben so sehr das gnädige Walten Gottes und der göttlichen Leitung der Weltgeschichte, wie die gesunde sittliche Kraft unserer Nation geoffenbart.

Gerade deshalb dürfen wir aus Freude über die gewonnene Machstellung nicht der geistigen Güter vergessen, welche zu erwerben und zu bewahren vorzugsweise die Bestimmung der Deutschen ist. Eben jetzt ziemt es uns, die Erinnerung zu wecken an das segensreiche Werk der deutschen Kirchenreform, welcher wir die Befreiung von der römischen Priesterherrschaft und die Erneuerung einer lebendigen und wahren Religiosität verdanken, und überdem der fruchtbaren Geistesarbeit zu gedenken, welche unsere Weltliteratur und die deutsche Wissenschaft hervorgebracht haben, denen wir unsere Bildung großen Theils verdanken.

Das erneute deutsche Reich darf nicht der Herrschaft des religiösen Fanatismus und der kirchlichen Beschränktheit verfallen, welche die Errungenschaften sowohl der Kirchenreform als der modernen Geistescultur bedrohen. Es muß eine einfache naturgemäße Ordnung hergestellt werden, in welcher das deutsche Volk seinen festen Glauben an den lebendigen Gott und Gottes Walten in der Weltgeschichte bewahrt, aber zugleich die besondere Art und Form der Gottesverehrung den religiösen Gemeinschaften und den Individuen und Familien vertrauensvoll anheim gibt, eine Ordnung, welche den confessionellen Frieden bewahrt und die Gewissens- und Geistesfreiheit eines Jeden schützt.

Wenn wir auch im jetzigen Augenblick der Einigung über das deutsche Verfassungswerk keine neue Schwierigkeit bereiten wollen durch einen Antrag auf Erweiterung der Bundes- und Reichsverfassung, so sprechen wir doch unsere Ueberzeugung aus, daß die

deutsche Nation ihre Bestimmung nicht erfüllen kann, ohne Sicherung ihrer weltgeschichtlichen Geisteserrungenschaften aus früherer Zeit und nicht ohne Förderung ihrer gemeinsamen geistigen Interessen und wir sprechen zugleich den Wunsch aus, daß sobald es die Verhältnisse gestatten, diese Lücke in der deutschen Reichsverfassung ausgefüllt werde.

Das deutsche Volk hatte nicht bloß einen äußern Reichsfeind zu überwinden, es hat noch einen innern Reichsfeind zu bekämpfen. In demselben Monat desselben Jahres, in welchem der französische Imperator den Frieden muthwillig gebrochen und Deutschland freventlich überfallen hat, hat der römische Papst im Bunde mit den Jesuiten in feierlicher Concilsform seine persönliche Unfehlbarkeit und damit seinen erneuten Anspruch auf Weltherrschaft verkündigt.

Wir mischen uns nicht in den Streit, der darüber innerhalb der katholischen Kirche zwischen den Freunden der alten Kirchenlehre und den liberalen Katholiken auf der einen Seite und der Jesuitenschule und der Mehrzahl der deutschen Bischöfe auf der andern Seite entbrannt ist. Wir warten die Ergebnisse derselben ruhig ab. Aber wir haben als Protestanten und Deutsche, als Christen und als freie denkende Menschen ein Recht und die Pflicht, unsere Ueberzeugung zu bekennen und zu bethätigen, daß jener Wahn der Unfehlbarkeit eines Menschen mit beschränkten Kräften und von beschränktem Wissen, wenn demselben praktische Wirkung verstattet wird, die Existenz und die Autorität des Staates bedroht, daß er die Geltung der Gesetze und den Gehorsam gegen die verfassungsgemäßen Anordnungen der Obrigkeit in Frage stellt, daß er den confessionellen Frieden, die Grundbedingung der deutschen Einheit bricht, und jede Verständigung der verschiedenen Kirchen unmöglich macht, daß er die Wirksamkeit der Schule lähmt und die Erziehung der Jugend verdirbt, daß er jede freie Forschung aufhebt, die Liebe zur Wahrheit ertödtet und daher die deutsche Gewissenhaftigkeit und Wahrhaftigkeit zerstört.

Wir haben es während des Krieges erlebt, daß in Frankreich, in Deutschland und in Italien überall die Jesuitenpartei auf der Seite unserer Feinde gekämpft und den Fanatismus der unwissenden Bevölkerung wider uns Deutsche aufgereizt hat. Auch nach dem Kriege hat die Wahl zum Reichstag, vorzüglich in den Rheinlanden zur Ueberzeugung vieler gezeigt wie heute noch in manchen Gegenden die ungebildeten Volksmassen der römischen Hierarchie unterthänig sind.

Die Gefahr, welche unserm Geistesleben und unserm Staate von dieser Seite droht, wird dadurch noch erhöht, daß viele politische Männer dieselbe ganz übersehen, oder geringschätzen. Die amtlich bestellten Wächter der protestantischen Gewissensfreiheit aber, haben größtentheils vor der Gefahr ihre Augen verschlossen oder gar Versuche gemacht innerhalb der protestantischen Kirche ebenfalls eine Art von Unfehlbarkeit der Kirchengregimenter einzuführen.

Deshalb ist es nothwendig geworden, daß sich die noch kräftigen Triebe des protestantischen Geistes in unserer Nation selbstständig regen. Der deutsche Protestantenverein hat sich diese Aufgabe gesetzt.

Als das deutsche Volk sich einmüthig erhob, und alle Parteigegegensätze fallen ließ, um sich des äußern Reichsfeindes zu erwehren, hätte man wohl erwarten dürfen, daß wenigstens die Führer der kirchlichen Gemeinschaften die ernste Mahnung der Zeit beherzigen würden. Leider hat sich das Gegentheil gezeigt. Die römisch-katholischen Bischöfe ißbrauchten die ernste Zeit des Krieges durch den Versuch, die Theologen, die Schulänner und die Pfarrer unter das von den Jesuiten geschmiedete Joch der päpstlichen Herrschaft zu zwingen. Auch innerhalb der protestantischen Kirche sind in neuester

Zeit einzelne Zeichen sichtbar geworden, aus denen die Neigung sich erkennen läßt, jenen verhängnißvollen Beispiel zu folgen. Man rechnete dabei darauf, daß die deutsche Nation, deren gespannter Blick den Kriegerereignissen zugewendet sei, die Schlingen nicht bemerke, welche ihre geistige Freiheit zu ersticken drohen. Diese Berechnung ist falsch. Wir wissen es, daß wie im Mittelalter so auch heute die römische Herrschaft und päpstliche Arglist zu den schlimmsten Feinden sowohl der deutschen Einheit als der deutschen Freiheit gehören. Wir haben es an dem unglücklichen Beispiele von Frankreich eben jetzt erfahren, daß die Einheit und die Autorität allein ein Volk nicht vor dem tiefsten Falle zu bewahren vermögen. Wir haben es erlebt, wie nothwendig die Wahrhaftigkeit ist für ein sittliches Gemeinwesen und wir erinnern uns, daß jede Freiheit unsicher ist, wenn die Geistesfreiheit verloren geht.

Darum bleiben wir auf der Wache für diese unsere höchsten Geistesgüter. Zwa steht uns keine äußere Macht zu Gebot. Aber wir haben das ehrliche und offene Wort zu unserer Waffe; uns unterstützt die Mahnung der deutschen Geschichte, wir sind stark in dem Bewußtsein der Aufgaben dieser großen Zeit und des deutschen Berufes für die Menschheit. Der Geist unseres Volkes ist in uns und mit uns: und Gott, der die Wahrheit liebt und die Heuchelei verwirft, wird unser Streben gnädig schützen.

In diesem Geiste gedenken wir den fünften Protestantentag in Darmstadt zu halten.

Wir hoffen, daß ihr deutsche Protestanten, an die wir uns zunächst wenden, diesen Protestantentag zahlreich besuchen oder durch Abgeordnete beschicken werdet. Möge der stolze Bau der deutschen Einheit und des deutschen Kaiserreiches, welche in diesem Jahre geschaffen worden, mit dem befruchtenden Geiste einer sittlich-religiösen und intellectuellen Freiheit immer mehr erfüllt werden.

Der engere Ausschuß des deutschen Protestantenvereins
Bluntzli.

König.

In einer besonderen Richtung hin erhielt der Verein eine Anregung durch Herrn Professor von Holken dorff von Berlin, als auf dessen Vorschlag eine von verschiedenen Confessionen ausgehende Eingabe an den deutschen Kaiser in's Werk gesetzt wurde, Se. Majestät möge bewirken, daß im Anschluß an den Abschluß der verflossenen großen Zeit ein alljährlich wiederkehrendes nationales Volks- und Kirchenfest eingeführt werde. Der angeregte Gedanke fand vielseitigen Anklang, namentlich auch im deutschen Süden. Die kaiserliche Antwort ist bekannt; sie äußert für den Gedanken eine freundliche Gesinnung, hält aber eine Anordnung von oben für unstatthaft und will die Ausführung des Gedankens dem freien Volkstrieb überlassen. Es versteht sich, daß auch die Bittsteller kein obrigkeitlich angeordnetes Fest im Auge hatten; was sie wünschten, war dies, es möchte einem vorhandenen Triebe im Volke, der sich offenbar nicht selbst verwirklichen kann, weil ihm jede Einheit fehlt, Gestalt gegeben und ihm eine zum Ziele führende Lenkung gewährt werden.

Da die äußeren Umstände es immer noch nicht zuließen, in der Pfingstwoche, wie in Aussicht genommen war, den Protestantentag zu Darmstadt abzuhalten, die kirchlichen Umstände aber unterdessen einen so bedrohlichen Charakter annahmen, daß der Verein nicht mehr länger schweigen durfte, so wurde auf die Pfingstwoche eine Delegirtenversammlung nach Wiesbaden am 31. Mai berufen.

Die Veranlassung zu dieser Versammlung bildeten vorzugsweise zwei Vorkommnisse von schreiender Verletzung der protestantischen Lehrfreiheit innerhalb der evang. Landeskirche Preußens, welche darauf hinzudeuten schienen, daß man eine in Folge der großen Ereignisse eingetretene Abspannung benutzen möchte, zur Ausführung längst gehegter, speciell auf den Ausschluß der Mitglieder des Protestantenvereins aus der Kirche gerichteter Absichten. In Nassau wurde Pfarrer Schröder in Freirachdorf, ein angesehener, von der Behörde selbst als ausgezeichneteter Seelsorger geschildeter Geistlicher, abgesetzt, weil er bei der Taufe statt auf den Wortlaut des sog. apostolischen Glaubensbekenntnisses zu verpflichten, nach Verlesung des Bekenntnisses die Formel gebrauchte: „Wollt ihr, daß dieses Kind auf den in diesem Bekenntniß bezeugten christlichen Glauben an den Vater, Sohn und h. Geist getauft werde?“ In Pommern wurde die Wahl des Licentiaten Hanne zum Pfarrer in Colberger-Münde vom Consistorium nicht bestätigt, weil derselbe in einer Schrift „Der ideale Christus“ eine Ansicht von Christus ausspricht, die derjenigen Schleiermacher's, des größten Theologen unseres Jahrhunderts, am meisten verwandt ist. Die Delegirtenversammlung war von ungefähr 150 Abgeordneten besucht, denen sich ein großes Zuhörerpublikum anschloß; es wurde Bericht erstattet von Justizrath R a h t aus Weillburg über den Schröder'schen, von Professor Baumgarten über den Hanne'schen Fall und von Professor Schenkel aus Heidelberg wurden die vom Ausschuß auf jene Fälle gerichteten Thesen begründet. Eine reichhaltige Diskussion, welche sich daran anschloß, zeigte durch eine Reihe von Fällen, welche mitgetheilt wurden, daß allerorts in Deutschland und auch in Oesterreich dieselben Versuche gemacht werden, den freieren Protestantismus durch Gewaltmaßregeln zu erdrücken. Die Thesen, welche den einstimmigen Beifall der Versammlung fanden, lauten also:

1.

Die Absetzung des Pfarrer Schröder von Freirachdorf durch das Kgl. Consistorium in Wiesbaden und die Zurückweisung des von der Gemeinde Colberger-Münde ordnungsgemäß zu ihrem Pfarrer erwählten Lic. Dr. Hanne durch das K. Consistorium zu Stettin sind zwei Thatfachen, welche die deutschen Protestanten auffordern, mit allen zuständigen

gesetzlichen Mitteln zum Schutze der gefährdeten protestantischen Gewissens- und Lehrfreiheit einzutreten.

2.

Die Weigerung des Pfarrers Schröder, sich strikte an den Wortlaut der nassauischen evang. Agende hinsichtlich der liturgischen Handlungen der Taufe und Confirmation zu halten, ist gerechtfertigt durch die nach protestantischen Grundsätzen verbürgte ordnungsmäßige liturgische Freiheit, durch den Geist der nassauischen Unionsstiftung, durch die Entstehung der nassauischen Agende von 1843 und die bisherige liturgische Praxis in der evangelischen Kirche Nassaus. Nicht in dieser Weigerung an sich, sondern in den von Pfarrer Schröder der Kirchenbehörde offen dargelegten Bedenken, die Täuflinge und die Confirmanden auf den Wortlaut des sogenannten Apostolikums zu verpflichten, ist der Kern des von der Kirchenbehörde gegen ihn eingeschlagenen Verfahrens zu erkennen.

3.

Es handelt sich mithin in der Schröder'schen Angelegenheit nicht vorzugsweise um liturgischen Gehorsam, sondern wesentlich um Gewissens- und Lehrfreiheit.

4.

Dadurch, daß das sog. Apostolikum von dem Consistorium zu Wiesbaden als Glaubensnorm behandelt und Pfarrer Schröder wegen seiner Weigerung, dasselbe seinem strikten Wortlaute nach liturgisch zu bekennen, seines Amtes entsetzt worden ist, ist der in der nassauischen Kirche auch gesetzlich anerkannte Grundsatz von der alleinigen normativen Autorität des Evangeliums verletzt und sind die Lebensbedingungen der evang. Kirche Nassaus selbst in Frage gestellt worden.

5.

Die durch die Amtsentsetzung des Pfarrers Schröder in der Nassauischen evang. Kirche hervorgerufenen schweren Besorgnisse sind um so gerechtfertigter, als es dieser Kirche an jeder kirchenverfassungsmäßig geordneten Gesamtvertretung fehlt, durch welche sie gegen Beeinträchtigungen der Gewissens- und Lehrfreiheit geschützt und verteidigt werden könnte. In Gemäßheit des gegen Pfarrer Schröder beliebten Verfahrens wären die Gewissen der Geistlichen und Gemeinden in der evang. Kirche Nassaus fortan consistorialer Gewalt ohne irgend welchen kirchenverfassungsmäßigen Rechtsschutz preisgegeben.

6.

Nur eine geordnete kirchenverfassungsmäßige Vertretung kann darüber entscheiden, inwieweit die Landesgeistlichen und die Gemeindeglieder an die agendarische Ordnung gebunden sein sollen. Selbstverständlich darf der protestantische Grundsatz der Glaubens- und Lehrfreiheit, der die Lebensbedingung der protestantischen Kirche in sich schließt, durch jene Ordnung niemals verflümmert werden. Zu voller Gewissensberuhigung in der evangelischen Kirche Nassaus ist der unverzügliche verfassungsmäßige Ausbau der Landeskirche das einzige durchgreifende Mittel.

7.

Die Nichtbestätigung der ordnungsmäßig erfolgten Wahl des Hc. Dr. Hanne zum Pfarrer in Colberger-Münde von Seiten des Stettiner Consistoriums wegen theilweiser Nicht-Uebereinstimmung des Gewählten mit den angeblich „zu Recht bestehenden“ kirchlichen Bekenntnissen ist gleichbedeutend mit der öffentlichen Verurtheilung der freien Forschung in der h. Schrift und mit der Ausschließung sämmtlicher evang. Theologen, welche nicht durchweg den Standpunkt der Bekenntnisse des 16. Jahrhunderts theilen, von jedem Amte in der evang. Kirche Preußens. Das Verfahren des Stettiner Consistoriums

gegen Dr. Fanne schließt die Unterdrückung jeder freieren, namentlich auch der Schleiermacher'schen Richtung, in sich.

8.

Unter diesen Umständen erscheint es uns als eine Gewissens- und Ehrenpflicht für alle deutschen Protestanten, welche an den religiös- und culturgeschichtlichen Beruf des deutschen Volkes glauben, einer derartigen Vergewaltigung der Geistesfreiheit nicht länger gleichgültig zuzusehen, sondern mit Ernst und Hingebung dahin zu wirken, daß der hierarchischen Bevormundung der Gemeinden ein Ende gemacht und den deutschen evangel. Landeskirchen die längst zugesicherte Selbstverwaltung in freigewählten presbyterialen und synodalen Vertretungen, insbesondere auch die Befugniß freier Pfarrwahlen, nicht länger vorenthalten werde.

Endlich ist der Schlesische Protestantentag, welcher am 23. Mai zu Breslau, und der erste Nordwestdeutsche Protestantentag, welcher am 7. Juni in Hannover abgehalten wurde, zu erwähnen. Auf dem erstern erstattete Justizrath Fischer Bericht über die Thätigkeit des Vereins und Professor Rübiger sprach in einem unterdessen gedruckten Vortrag über die päpstliche Unfehlbarkeit; er schloß mit Verlesung von 21 den 21 päpstlichen Fluchcanones gegenüber gestellten protestantischen Antithesen, welche großen Beifall hervorriefen. Der letztere mit einer Predigt von Baumgarten eröffnet, umfaßte folgende Tagesordnung: 1) ein Referat über die Wiesbadener Versammlung von Dr. Manchot, 2) eine Verhandlung über Bekenntnißzwang und Bekenntnißfreiheit, eingeleitet von Dr. Spiegel, 3) einen Bericht über die katholische Bewegung, erstattet von Dr. Lammers. Das wichtigste Thema bildete die Bekenntnißfrage, über welche die Versammlung folgende Resolutionen annahm:

„In Betracht: 1) daß die Bekenntnißfreiheit grundsätzlich in der evangelischen Kirche begründet, der Bekenntnißzwang dagegen ein späterer Einbringung ist; in Betracht 2) daß der Bekenntnißzwang höchst verderbliche Wirkungen in der Kirche geäußert, insbesondere die Heuchelei in weiten Kreisen gefördert hat, erklärt der Nordwestdeutsche Protestantentag: 1) Jede Verpflichtung auf eine bestimmte Lehrformel ist aufzuheben. 2) Es genügt, daß der Geistliche an der Stelle der seitherigen Verpflichtung gelobe, den Grundsätzen der evang. Kirche entsprechend, das Wort Gottes gewissenhaft und Gemäßheit der h. Schrift zu lehren“.

Es geht daraus hervor, daß der Verein in keiner Weise durch den Krieg erschüttert, im Besitze seiner ganzen Kraft und Actionsfähigkeit geblieben ist. Je stärker die Zeitbestrebung geworden ist, welche auf Hemmung und Beschränkung der Glaubens- und Lehrfreiheit gerichtet ist, je selbstbestärkter und kühner sie vorgeht, desto ernster ist auch die Aufgabe, welche

in der nächsten Zeit an den Verein herantritt. Wir haben aber keinen Zweifel, daß die Schwierigkeiten, die er zu überwinden hat, seine Thätigkeit nicht lähmen, sondern nur vergrößern werden.

Statistik

des deutschen Protestantenvereins.

1. Der Hauptverein:

a. der engere Ausschuß

besteht aus den beiden Präsidenten Dr. Bluntschli, Geh.-Rath und Professor der Rechte und Dr. Schenkel, Kirchenrath und Professor der Theologie in Heidelberg; außerdem aus den Herren: Decan Dr. Zittel, Professor Dr. Holzmann von Heidelberg, Professor von Holzkendorff, Prediger Dr. Sydow, Abgeordneter Schulze-Delitzsch; Abgeordneter Georg von Bunsen, Prediger Dr. Thomas von Berlin, Prediger Schiffmann von Stettin, Professor Dr. Lipsius aus Kiel, Walter Simons aus Elberfeld, Senator Dr. Schläger von Hannover, Professor Dr. Näbiger und Justizrath Fischer aus Breslau; Reichstagsmitglied Dr. Fr. Detker (Ersatzmann: Oberbürgermeister Nebelthau) von Cassel, Geh. Hofrath Fresenius von Wiesbaden, Professor Dr. Baumgarten von Rostock, Prediger Bulle (Ersatzmann: Prediger Dr. Manchot) von Bremen, Professor Dr. Seydel von Leipzig, Oberhofprediger Dr. Schwarz von Gotha, Anwalt Dr. Creuznacher von Eisenach, Abgeordneter J. Exter von Neustadt a. d. H., Hofgerichtsadvokat Ohly von Darmstadt, Senior Dr. Haase aus Bielitz (Westr. Schlessien.)

Der geschäftsführende Ausschuß hat in Heidelberg seinen Sitz und besteht aus den vier Heidelberger Mitgliedern des Ausschusses. Schriftführer ist W. König, Pfarrer daselbst.

b. der weitere Ausschuß

besteht aus den genannten Mitgliedern des engeren; 2. aus den Vorständen sämtlicher Zweigvereine; 3. noch aus folgenden cooptirten Mitgliedern: A. von Bennigsen in Hannover, Ulfert, Justizrath in Berlin, Hilden-
hagen, Prediger in Halle, Collmann, Prediger in Aedem bei Cleve,

Hierenberg, Kaufmann in Meinberg bei Detmold, Gelbert, Pfarrer in Landau, Dr. Jakob in Kaiserslautern. Ehrenmitglieder sind: Dr. Bruch, Decan der theolog. Facultät in Straßburg, Dr. Schweizer, Professor in Zürich.

Die Zahl der dem Hauptverein direkt (keinem Zweigverein) angehörenden Mitglieder ist ungefähr 650; am meisten vertreten ist dabei die Provinz mit 171, dann Baden mit 95; Hannover mit 53 Mitgliedern. Mit der Zunahme der Zweigvereine hat eine Abnahme dieser Mitglieder stattgefunden, weil viele in die Zweigvereine übergetreten sind. Der Ausschuß bemüht sich dahin zu wirken, recht viele direkte Mitglieder zu gewinnen, weil nur durch diese die Finanzen des Vereins gehoben werden können. Jedes direkte Mitglied erhält 1 Exemplar der Protestantischen Flugblätter gratis. In Kassel (mit 60) und Mainz (mit 75) befinden sich größere Gruppen von Mitgliedern, ohne daß sie sich zu Vereinen constituirt haben.

2. Zweigvereine.

Preussische Vereine:

1) Unionsverein in Berlin, 630 Mitglieder. Vorstand: Justizrath Ulfert (Markgrafenstr. Nr. 78), Prediger Lic. Hossbach (Holzmarktstr. 5). Beitrag der Mitglieder 1 Thlr. 10 Sgr. Der Verein hält jährlich zwei Generalversammlungen, außerdem im Winter an jedem Freitagabend im berlinischen Rathhause zahlreich besuchte öffentliche Versammlungen, denen Vorträge gehalten werden, endlich außerordentliche Versammlungen bei bestimmten Veranlassungen.

2) Der Verein von Magdeburg. Mitglieder: 260. Vorstand: Director Löw, Secretär: Rechtsanwalt Schulz, Cassierer: Auktionscommissarius Beilschmidt. Gegründet im September 1869. Beitrag: 1 Thlr. 10 Sgr.

3) Der Verein zu Thorn. Gegründet am 14. Januar d. J. mit 46 Mitgliedern. Beitrag: 15. Sgr. Vorstand: Justizrath Dr. Meyer, Schriftführer: Professor Dr. Hirsch.

Der Pommersche Protestanten-Verein, gebildet am 22. Mai 1871. Der engere Ausschuß besteht aus folgenden Mitgliedern: Eccius, Kreisrichter, Dr. Hanne, Professor Lossius, Fabrik-Direktor, E. Rabkow, Kaufmann, Schallehn, Geh. Reg.-Rath, Schiffmann, Prediger, Eusehl, Professor, Wiemann, Redacteur, Woltersdorf, Prediger. Der Verein in der Bildung begriffene Verein umfaßt bis jetzt drei Orts-Vereine:

4) Der Verein zu Stettin. Mitglieder: 230. Vorstand: Geh.

Regierungsrath Schallehn, Sekretär: Redacteur Wiemann, Cassierer: Kaufmann Ernst Rabow. Beitrag: 20 Sgr.

5) Der Verein zu Greifswald. Mitglieder: 61. Vorsitzender: Kreisrichter Eccius, Schriftführer: Pastor Woltersdorff, Cassierer: Kaufmann C. Koch aus Greifswald. Beitrag: 1 Thlr.

6) Der Verein zu Colbergermünde (noch in der Gründung begriffen).

Der **Schlesische Protestanten-Verein** wurde durch einen Aufruf von 29 Breslauer Bürgern am 15. März 1869 gegründet. Er wird geleitet durch einen engeren und weiteren Ausschuß. Vorstand: Professor Rabiger, Sekretär: J. Neumann, Cassierer: Kaufmann C. G. Stetter. Der gesammte schlesische Verein besteht aus 26 Orts-Vereinen: Breslau, Bernstadt, Kreuzburg, Dyhernfurth, Fraustadt, Friesenberg a. Du., Goldberg, Grünberg, Haynau, Königshütte, Langenbielau, Reichenbach, Silberberg, Strehlen, Striegau, Trebnitz, Waldenburg, Brieg, Erdmannsdorff, Rattowitz, Riemberg. Sie umfassen 2038 Mitglieder (Breslau 465). Ein Vereinsblatt „Protestantische Flugblätter für Schlesien“ wurde von Cand. Flöter redigirt; an die Stelle desselben trat seit 1. Juli 1871 ein „Schlesisches Protestantenblatt“, welches wöchentlich erscheint. Außerdem werden eine große Zahl anderer Schriften und Flugblätter gratis an die Mitglieder vertheilt.

Nordwestdeutscher Protestantenverein.

Seine Gründung entsprang aus dem Bedürfniß größerer Centralisation, durch Vereinigung einer Anzahl von bestehenden Ortsvereinen am 21. März 1870 angebahnt und umfaßt die Länder Hannover, Braunschweig, Oldenburg, Bremen, Hamburg. Der provisorische Ausschuß besteht aus folgenden Mitgliedern: Senator Dr. Schläger, Vorsitzender, Pastor Dr. Manchot, Schriftführer, Pastor Dr. Spiegel in Osnabrück, Archidiaconus Greiling in Celle, Obergerichtsanwalt Götting in Hildesheim, Senator Kieferstein in Lüneburg, Pastor Späth in Oldenburg, Pastor Dr. Spörri in Hamburg, Pastor Dr. Cropp in Moorborg, Dir. Dr. Schütte in Wolfenbüttel, Redacteur Lammers in Bremen, Obergerichtsanwalt Dr. von der Hellen in Hannover. Ein Organ des Vereins ist das Norddeutsche Protestantenblatt, redigirt von Dr. Manchot in Bremen.

33) Hannover. Mitglieder: 143. Vorstand: Dr. William von der Hellen, Obergerichtsanwalt. Beitrag: 20 Sgr. Jedes Mitglied erhält das Flugblatt gratis.

34) Hildesheim; gegründet am 11. November 1869 in zahlreicher Versammlung. Vorstand: Obergerichtsanwalt Dr. Götting.

35) Göttingen. Vorstand f. Z.: Dr. Clissen, Secretär: Dr. Kaufmann, Cassierer: Senator Schlegel. Jahresbeitrag: 10 Sgr. Außerdem sind eine Anzahl Mitglieder zugleich Mitglieder des Hauptvereins.

36) Osnabrück. Zahl der Mitglieder: 137. Vorstand: Pastor Dr. Spiegel, Pastor Bischoff, Regierungssecretär Franke, Gymnasialdirector Hartmann, Advocat Struckmann. Beitrag: 10 Sgr. Alle vierzehn Tage wird eine Versammlung gehalten, bald eine öffentliche, bald eine solche für Mitglieder. In den nicht öffentlichen Sitzungen werden die wichtigsten kirchlichen Zeitfragen in freier Discussion behandelt.

Im Fürstenthum Osnabrück nimmt der Verein einen guten Fortgang. Am 29. Juni 1870 wurde 37) in Badbergen ein Verein von Osnabrück aus constituirt (50 Mitglieder).

38) Celle. Vorstand: Pastor Dr. Greiling. Beitrag: 10 Sgr.

39) Lüchow, von dem durch seine Verfolgungen bekannten Baur-Schmidt gegründet; Vorstand: Fabrikant L. Schwarz.

40) Seriem (in Ostfriesland). Mitglieder: 58. Vorstand: Rector Gittermann in Esens, Mühlenbesitzer Eyben, Cassierer: Kaufmann Gardsen, in Seriem. Beitrag: 20 Sgr.

41) Burhase (Ostfriesland), gegründet den 10. April 1870. Vorstand: Rector Gittermann, Zimmermeister Collers. Beitrag: 10 Sgr.

42) Neugarmssyhl (in FEVERSLAND, Oldenburg), gegründet 20. März 1870, Mitglieder: 18. Vorstand: Rector Gittermann, Secretär: Kaufmann Tyedmers.

43) Emden, am 27. Juni 1871 gegründet mit 63 Mitgliedern. Vorstand fehlt noch.

44) Bremen. 295 Mitglieder. Vorstand: Seminardirector Dr. Lüben, Secretär: Obergerichts-Anwalt Dr. Johann Wilkens (Landstr. 9), Cassirer: G. H. Claußen (Adr. Albers und Claußen). Beitrag von 48 Broten an bis 1 1/2 Thlr.

45) Hamburg. Mitglieder: über 300. Vorstand: Hauptpastor Dr. Hirschke, Pastor Dr. Spörri.

46) Wolfenbüttel. Mitglieder: 30. Beitrag: 10 Sgr. Vorstand: Gymnasialdirector Dr. Schütte.

Vereine im westlichen Preußen.

47) Elberfeld-Barmen: Mitglieder: 100. Vorstand: Walter Simons, Kaufmann, und Advocat-Anwalt Zurbellen. Beitrag: 1 Thlr.

Die nassauische „Protestantische Conferenz“, hat sich in ihrer Generalversammlung am 14. Juni in einen Nassauischen Protestantenverein umgewandelt. Außer dem allgemeinen Statut des Protestantenvereins ist noch ein Specialstatut provisorisch angenommen worden, welches die Ziele des Vereins innerhalb der nassauischen Kirche näher bestimmt, die Organisation regelt und namentlich innerhalb des Zweigvereins die Bildung von Localvereinen ins Auge faßt. Der Ausschuß besteht aus folgenden Mitgliedern: Geh. Hofrath Fresenius, Dr. Schirm, Oberappellationsrath Gehner in Wiesbaden, Grubenbesitzer Treubel in Herborn, Pfarrer Stadelmann in Alsbach, Pfarrer Cäsar in Wolfenhausen, Pfarrer Schröder in Freirachdorf (Secretär.) Er besteht aus folgenden Ortsvereinen.

48) Wiesbaden, gegründet den 4. Juli 1870. Vorstand: Geh. Rath Dr. Fresenius, Appellationsgerichtsrath Gehner, Bürgermeister Lanz, Dr. Schirm, Schlosser Philippi, Kreisgerichtsrath Wißmann und Bildhauer Vogel. Zahl der Mitglieder: 200.

49) St. Goarshausen. Vorstand: Fabrikant F. W. Hermann.

50) Herborn. Vorstand: Bergwerksbesitzer Treubel, C. Bausch und C. Strömann. Mitglieder: 53.

51) Dauborn, Amts Limburg. Vorstand: Joh. Wilh. Wagner. Mitglieder 64. — Andere Vereine sind noch im Entstehen begriffen.

52) Grenzhausen. Vorstand: Kaufmann Henn und Pfarrer Stadelmann in Alsbach.

Sächsishe Vereine.

53) Dresden. Zahl: 109. Vorstand: Freiherr von Seydlitz. Schriftführer: Pfarrer Steß (Zilieng. 3). Kassierer: Buchhändler Weiske. Jahresbeitrag 1 Thlr.

54) Leipzig. Mitglieder: 69. Beitrag: 20 Sgr. Vorstand: Professor Dr. Seydel in Gohlis bei Leipzig. Schriftführer: Advokat Dr. Gensel.

Weimariſche Vereine.

55) Weimar, der Vorort sämmtlicher Weimariſchen Vereine, welche unter sich zu gemeinsamer Action in den das Land betreffenden Fragen verbunden sind. Vorstand des Weimariſchen Vereins: Landtagsyndicus Gabler, Stiftsprediger Förſch. Schriftführer: Bürgerschullehrer Bräunlich.

56) Eisenach. Mitglieder: etwa 40. Vorstand: Dr. Schmidt.

57) Jena. Mitglieder: 46. Beitrag: 5 Sgr. Vorstand: Professor Dr. Hilgenfeld. Schriftführer: Dr. Zeiß, Schuldirector.

58) Buttstedt. 20 Mitglieder. Vorstand: Pfarrer G. Stein-

Inhaltsverzeichnis.

	Seite.
Vormort von Dr. Thomas.	
Kirchenpolitische Rundschau von Lic. Hoßbach	1
Die Grundanschauung der Urgemeinde von Dr. Lipsius	65
Zur Erinnerung an Ernst Moritz Arndt von Dr. Schenkel	100
Protestantisches Zeugniß wider das Neu-Lutherthum von Dr. Baumgarten	124
Der Darwinismus und die Religion von Dr. Zittel	147
Zwei Ketzerprozesse von Dr. Rippold	162
Jahresbericht über die Wirksamkeit des Deutschen Protestantenvereins vom Schriftführer des Vereins, Stadtpfarrer Hönig	185

DATE DUE

GAYLORD

PRINTED IN U.S.A.



GTU Library

3 2400 00423 2116

GTU Library
2400 Ridge Road
Berkeley, CA 94709
For renewals call (510) 649-2500

All items are subject to recall.

